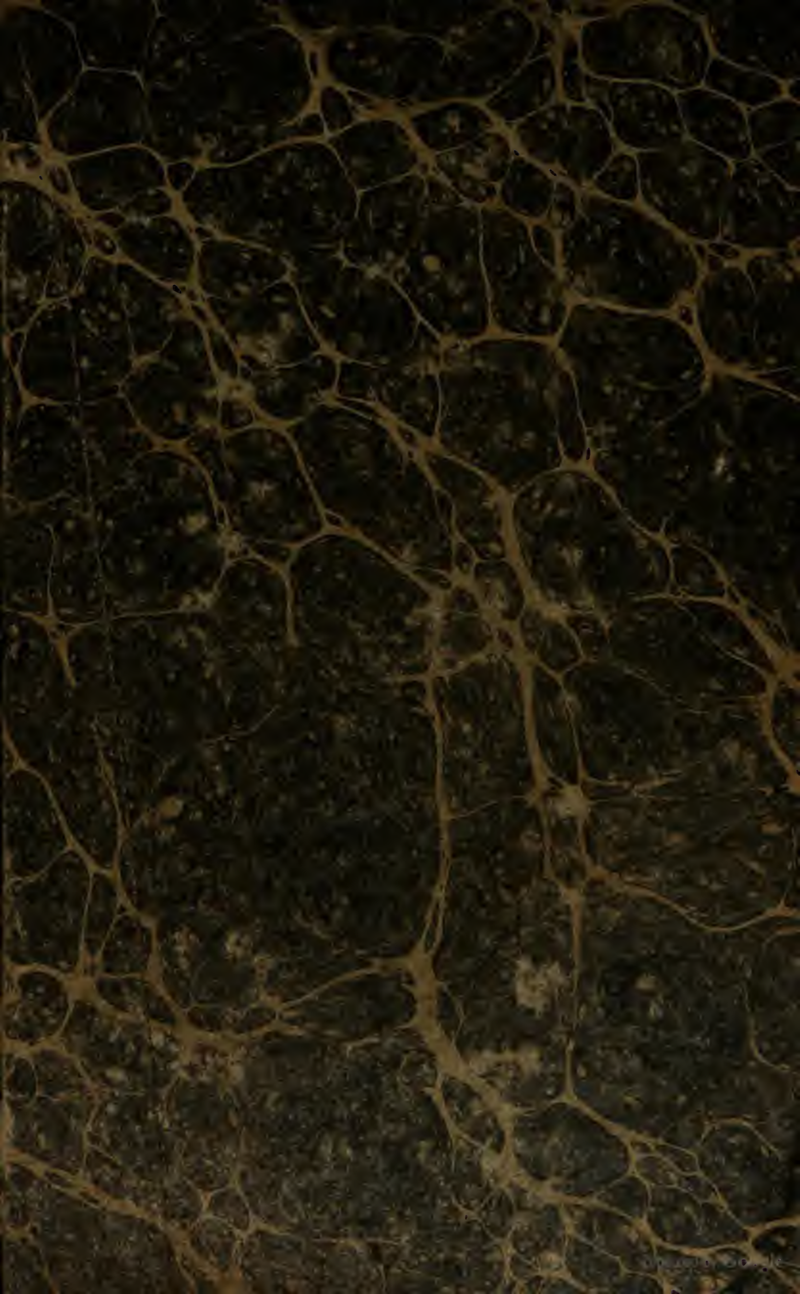
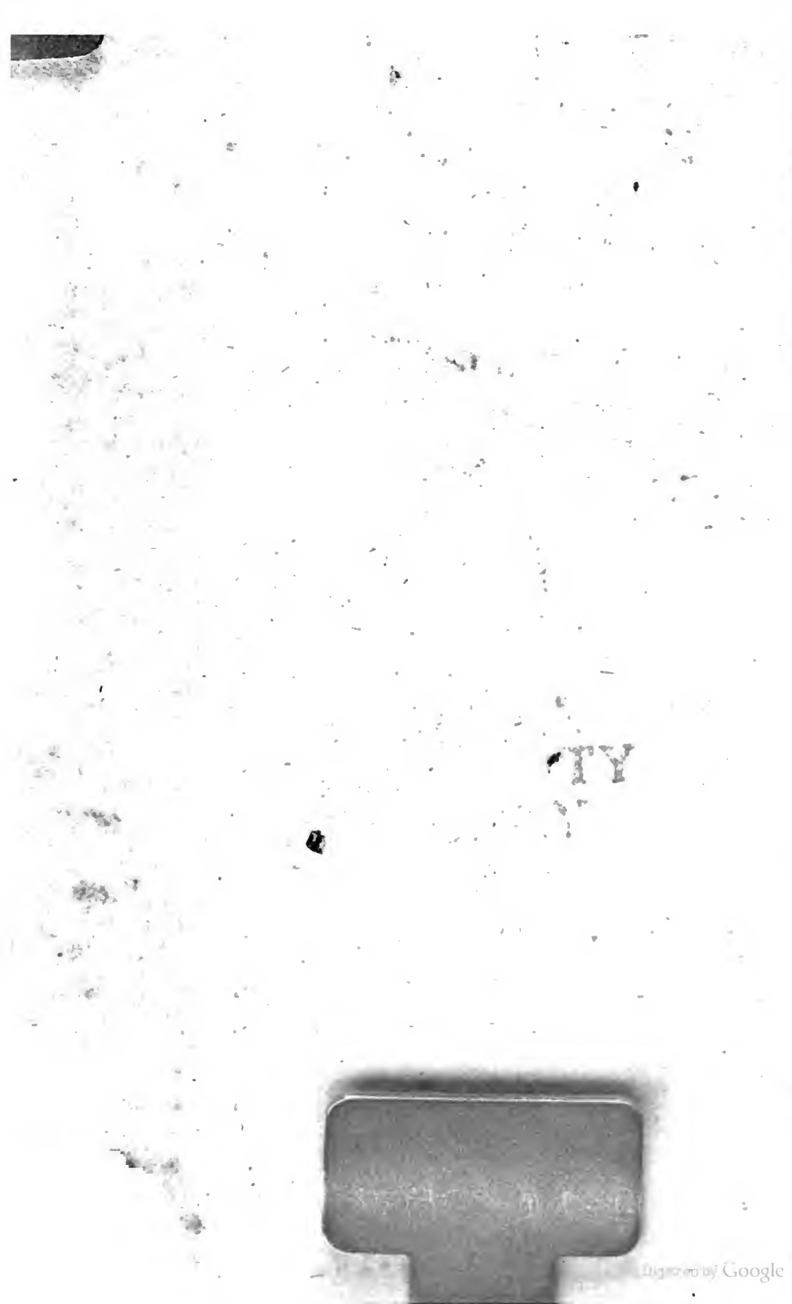




Die Muse.

Monatschrift
für Freunde der Poesie und der
mit ihr verschwisterten Künste.

1821
Julij – Sep.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

Juli 1821.
Dritten Bandes erstes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Inhalt

des siebenten Hefts.

I.

Sionitische Harfentöne.

Die Klagegesänge des Jeremias.

Von

K. M. Justi.

Vorwort.

Unter den auf unsere Zeiten gekommenen elegischen Poesieen der Hebräer zeichnen sich die patriotischen und rührenden **Klagegesänge des Jeremias**, durch Ton und Inhalt, vorzüglich aus. Wenn **Klagen über Volk und Vaterland** ohnehin zur edelsten Art der Elegieen gehören, so müssen diese schauerlichen Trauergesänge über den Trümmern der verwüsteten Stadt Gottes und ihres herrlichen Tempels um so mehr Theilnahme erwecken, da der patriotische Hebräer mit seinem Tempel und Vaterlande Nationalwürde, Gottesdienst und jede Art der irdischen Glückseligkeit verlor, und ihm, außer dem Troste einer bessern Zukunft, nichts übrig blieb. Der heilige Seher besingt in diesen **fünf** Elegieen **die gänz-**



liche Zerstörung Jerusalems und seines Tempels, durch Nebukadnezar. Nach anderthalbjähriger Belagerung, wurde Jerusalem (im J. 588 vor Chr., und im J. d. W. 3338) mit Sturm eingenommen, der von Nebukadnezar eingesetzte, aber treulos gewordene König, Zedekia, nachdem er seine Söhne hatte hinrichten sehen, geblendet, und mit dem größten Theile des Volks nach Babylonien geführt. Die letzten Tage Jerusalems und des unglücklichen Landes sind in diesen Gesängen mit ergreifenden Zügen dargestellt.

Eine allgemeine alte Ueberlieferung nennt den Propheten Jeremias als Verfasser dieser Klagegesänge, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieser hochherzige Seher wirklich der Verfasser derselben war. Dafür spricht Inhalt, Geist, Ton und Sprache dieser Gesänge. In den Weissagungen und Klageliedern findet man denselben, durch schwere Leiden geprüften Mann, der das Unglück seines Vaterlandes mehr als sein eigenes fühlt, und der seine Klagen in wehmüthigen Tönen aus=

haucht. Jede dieser fünf Elegieen besingt einen eigenen Gegenstand. Die erste (K. 1.) beklagt die traurige Lage des tief gesunkenen Jerusalems, und die um diese einst volkreiche Stadt herrschende Grabesstille. Die zweite (K. 2.) schildert die Zerstörung der Stadt und des Tempels. In der dritten Elegie (K. 3.) beseufzet der Seher hauptsächlich sein eigenes unglückliches Loos, bei dieser Katastrophe. Die vierte Elegie (K. 4.) besingt mit Wehmuth die Verwüstung der Stadt Jerusalem und des Tempels, und das große Elend des jüdischen Volks. In der fünften Elegie (K. 5.) bejammert der Dichter das traurige und schmähliche Loos, unter welchem seine Volksgenossen schmachteten, und fleht zu Jehova um baldige Rettung aus diesem jammervollen Zustande.

Erster Klagegesang.

Die Sionitin.

Der Prophet beklagt das traurige Loos der Stadt Jerusalem und ihrer Bewohner. Noch steht zwar die gefeierte Stadt; aber wenig belebt, entvölkert, und der Tempel wird durch den frechen Eintritt der Heiden und durch Plünderung entweiht. Jerusalem hat seinen König verloren, und ist zinsbar geworden. Ein großer Theil der Nation muß auswandern, und unter den Heiden wohnen. Durch seine Sünden hat Juda diesen Jammer verschuldet.

Wie liegt sie da so einsam —
Die Stadt, sonst reich an Volk, nun Wittwe! —
Der Völker Haupt,
Der Länder Herrscherin ist zinsbar nun! —
Sie weint in stiller Mitternacht,
Und Zähren netzen ihre Wangen; —

Von ihren Buhlen *) tröstet keiner sie;
All' ihre Freunde sind ihr untreu worden,
In Feinde umgewandelt! —

Aus ihrer Heimath flüchtet Juda's Tochter,
Vor Druck und harter Dienstbarkeit, —
Sie möchte weilen unter fremden Völkern,
Und findet keine Ruhestatt.
Der Dränger Heer ereilt sie an der Gränze! —

Die Straßen Sion's trauern,
Denn Niemand wallt zum Feste.
Verödet stehen ihre Thore,
Es ächzen ihre Priester,
Laut jammern ihre Jungfrau'n; —
Sie selbst — ach! bitter ist ihr Loos! —
Es schwangen ihre Dränger sich empor,
Und wohlgemuth sind ihre Feinde!
So hat Jehovah sie gebeugt,
Ob ihrer Missethaten Menge; —

---

*) Die Völker, mit welchen Judäa einst in freundlichem Verkehr gestanden hatte: — Aegypter, Tyrier, Sidonier, und Idumäer, ehemalige Bundesgenossen der Judäer.



Als Sklaven wandern ihre zarten Kinder
Vor ihren Drängern her! — —

Dahin ist alle Pracht der Sionitin! *)
Es gleichen ihre Fürsten den Gazellen, **)
Die nirgends Weide finden,
Und matt vor dem Verfolger fliehn.
Jetzt, in des Leidens und der Drangsal Tagen,
Schwebt Salem ihrer Wonnen Fülle vor,
Die sie genoß in der entschwundnen Zeit;
Da nun ihr Volk durch Feindes-Hand gefallen,
Und Niemand retten mag! — —
Das sehen ihre Dränger,
Und spotten ihres Untergangs!

Schwer sündigte Jerusalem;
Drum ist zum Abscheu sie geworden; —

---

*) Die Pracht der Sionitin sind ihre Kinder, diese Zierde der orientalischen Mütter. Die Chaldäer hatten sie dieser Zierde beraubt.

**) Das Wort der Urschrift bezeichnet die zahlreichen Gazellen- und Antilopen-Geschlechte. Sions Fürsten besitzen nicht einmal die Kraft, dem Feinde zu entfliehen, viel weniger, ihn zu bekämpfen.

Die sie einst ehrten, verschmähen sie,
Weil sie erblicken ihre Blöße.
Nun seufzt sie tief, und wendet sich hinweg.
Befleckt war ihres Kleides Saum; — *)
Sie ahnete nicht solchen Ausgang!
Furchtbar sank sie dahin, und Niemand tröstet!
„Sieh', Ew'ger, seufzt sie, meinen Jammer,
Wie brüstet sich mein Feind!"
Schon legt ihr Gegner Hand an ihre Schätze,
Sie sieht Barbaren dringen in ihr Heiligthum,
Die du verbannet hast von der Gemeinde! — **)
Es seufzt ihr ganzes Volk nach Brot,
Sein Liebstes gäb's dahin für Speise,
Zu fristen nur sein Leben! —

---

*) Der Dichter schildert die Sionitin als eine unvorsichtige Unzüchtige, der ihre Sünden noch nicht zur Gewohnheit geworden sind. Dadurch macht er sie noch mitleidswürdig.

**) Das verwüstende Heer Nebukadnezars bestand aus Chaldäern, Syrern, Moabitern und andern heidnischen Völkern, die sonst nicht einmal als Bürger in Jerusalem aufgenommen werden durften, und die nun raubend in das Innere des Tempelheiligthums drangen.



Jehovah, sieh' und schaue,
Wie ich herabgewürdigt bin! —
„Rührt es euch nicht? ihr Wandrer alle!
Schaut! seht, glich eine Wunde je
Der Wunde, die mich traf?
Durch die Jehovah mich betrübte
Am Tage, da sein Zorn entbrannte? —
Er schleudert aus der Höhe Feuersglut
In mein Gebein; da wüthet sie!
Er legte Netze meinen Füßen,
Zog rücklings nieder mich,
Betäubte mich, und quälete mich jeden Tag.
Geflochten ward ein Joch von meinen Sünden,
Fest knüpft' es seine Hand,
Er legt's auf meinen Nacken,
Warf nieder meine Kraft,
Der Herr gab mich in Feindes-Hände; —
Nie steh' ich wieder auf! —
Aus meiner Mitte riß der Herr
All' meine Tapfern weg,
Rief einen Festtag aus, zu würgen meine Helden;
Die Kelter trat der Herr *)

---

*) Das Keltern ist ein bekanntes orienta-

Der Jungfrau, Juda's Tochter! —
Darüber wein' ich, und mein Auge — —
Im Thränenstrom' zerfließt mein Auge!
Denn fern von mir ist, der mich tröste, mich erheitre!
Erwürgt sind meine Kinder
Durch meines Feindes Obermacht!" — —

Die Tochter Sion's ringt die Hände;
Nicht Einer, der sie tröste!
Denn aufgeboten hat Jehovah
Die Feinde ringsum wider Jakob!
Zum Abscheu sollte Salem ihnen seyn! — —

„Doch ist gerecht Jehovah;
Denn ungehorsam war ich ihm!
Hört's, Völker all', und sehet meinen Schmerz!
Es wandern meine Jungfraun
Und meine Jünglinge gefangen fort.
Ich rufe, die mich liebten, an, —
Sie täuschen mich!
Und meine Priester, meine Aeltesten
Verschmachten in der Stadt.
Sie suchen Brot, ihr Leben nur zu fristen! —

---

lisches Bild eines großen Blutbades, weil der Most und Wein im Oriente roth sind.



Jehovah, sieh', wie bang' mir ist!
Mein Inn'res wogt,
Mein Herz kehrt sich im Busen um,
Daß ich so widerspenstig war! —
Von außen würgt das Schwert, im Innern Pest! —
Man hört es, wie ich jammre,
Doch tröstet Niemand mich. —
Es hören meine Feinde meinen Fall, und jubeln;
Denn du hast es verhängt! — —
O führtest du den Tag herbei,
Den du verkündigt hast; —
Dann sind auch sie mir gleich! *) —
Vor deinen Blick gelang' ihr Frevel all',
Thu ihnen, wie du mir gethan,
Um aller meiner Sünden willen; —
Denn lang genug hab' ich geseufzt,
Ermattet ist mein Herz! —

---

*) Die Tiefgebeugte findet einigen Trost darin, daß auch ihre höhnenden Feinde dereinst die Strafe der Wiedervergeltung treffen werde.

Zweiter Klagegesang.

Die Verwüstung der Stadt und des Tempels.

Sion unterliegt seinen verheerenden Feinden. Mit tiefer Wehmuth blickt der Seher auf den Jammer seines verzweifelnden Volks hin; — Säuglinge verschmachten vor Hunger, Greise und Kinder liegen entseelt auf der Straße, Jünglinge und Mädchen werden von dem erbitterten Feinde niedergewürgt! Dieser beklagenswerthe Zustand ist gerechte Strafe Jehovens! — —

Wie hat umwölkt in seinem Zorne
Der Herr die Tochter Sion's!
Und himmelab die Hoheit Israels gestürzt!
Uneingedenk des Schemels seiner Füße,
Am Tag' der Rache! — — *)

*) Jerusalem wird als ein Stern vorgestellt, der vorhin am Himmel glänzte, und der

Verschlungen, ohne Schonung, hat der Herr
Die Hütten Jakobs allzumal;
In seinem Grimm zerstört die Festen Juda's,
Der Erde gleichgemacht, —
Das Reich entweiht und seine Großen!
In seines Zornes Glut zerbrach
Er alle Hörner Israels, *)
Zog seine Rechte vor dem Feind zurück,
In Jakob zündet' er ein lodernd Feuer an,
Das Alles rings verzehrt.
Er spannte seinen Bogen, wie ein Feind,
Ausstreckt' er, wie ein Gegner, seine Rechte,
Würgt' nieder jede Augenweide; — —
Auf das Gezelt der Tochter Sion's

---

nun, seines Glanzes beraubt, untergeht. Israels Hoheit ist der Tempel, worauf das Volk seinen Nationalstolz gründete; Jehovens Fußschemel ist die Bundeslade, 1. Chron. 28, 2. hier hatte sich Jehovah unter den Cherubim niedergelassen.

*) Das Horn ist beim Hebräer ein bekanntes Symbol der Stärke und Macht. Wehrlos ist der Streitochs, wenn ihm seine Hörner abgeschlagen sind.

Ergoß in Feuerströmen sich sein Grimm!
Der Herr ward, wie ein Feind; vertilgte Israel,
Verheerte seine Prachtgebäude,
Zerstörte seine Festen,
Häuft' über Juda's Tochter Leid auf Leid! —
So wie den Garten, riß er seine Laube nieder, *)
Verwüstete sein heiliges Gezelt,
Vergessen machte Gott in Sion
Die Fest- und Ruhetage,
Verschmäht', in seines Zornes Glut,
Den König und den Priester.
Zuwider war dem Herrn sein Altar,
Sein Heiligthum verwarf er,
Und preis gab er der Hand des Feindes
Der Prachtgebäude Mauern.
Im Haus Jehovens widerhallte
Ihr Jauchzen, wie am Siegesfeste! —

Der Herr beschloß, zu schleifen Salem's Mauern;
Schon ist die Meßschnur ausgespannt, —

---

*) Wie der Garten (die Stadt), so wurde auch die Laube (der Tempel) zerstört. Der leztere wird nachher auch Gottes heiliges Gezelt genannt.

Er läßt nicht ab von der Verwüstung; —
Es trauert Zwinger nun und Mauer,
In Trümmern liegen beide da! —
In tiefen Schutt versenkt sind ihre Thore,
Zerbrochen und zermalmt sind ihre Riegel,
Ihr König, ihre Fürsten — unter Heiden!
Dahin ist das Gesetz; — die heil'gen Seher
Empfangen kein Gesicht mehr von Jehoven!
Drum sitzen sprachlos auf der Erde
Die Aeltesten der Tochter Sion's,
Ihr Haupt bestreut mit Asche,
Gehüllt in Trauerkleider; —
Und Salem's Töchter senken trauernd ihre Häupter!
Von Thränen ward mein Auge dunkel,
Es braus't mein Eingeweide,
Zur Erd' ergießt sich meine Galle,
Bei'm Leid der Tochter meines Volkes,
Da Kind und Säugling in der Stadt
Verschmachten auf den Straßen!
Zu ihren Müttern sprechen sie:
„Wo ist denn Brot und Wein?" *)

---

*) Aus diesem rührenden Gemälde des allge=

Sie sinken, wie Verwundete,
Auf offnen Straßen nieder,
Und athmen ihren Geist im Schoos der Mutter
aus! — —

Was soll ich dir betheuern?
Wem soll ich, Tochter Salem's, dich vergleichen?
Wen, Sionitin, dir zum Trost entgegenstellen?
Tief, wie das Meer, ist deine Wunde! —
Wer kann dich heilen? — —
Durch Trug und Unsinn täuschten deine Seher dich,
Sie deckten deine Missethat nicht auf, *)
Um abzuwenden deinen Fall!
Sie sah'n die Truggesichte nur und Täuschung! —

---

meinen Mangels sieht man, daß man den Kindern der Vornehmern zu Jerusalem sonst mit Wasser gemischten Wein gab. Die naive Frage dieser unschuldigen Kinder, die jetzt den ihnen vormals gereichten köstlichen Trank verlangen, hebt das Rührende des Gemäldes.

*) Die falschen Propheten schmeichelten nur den Leidenschaften der Bewohner Jerusalems, und weissagten ihnen, bei ihrem Sittenverderben, dennoch Glück und Frieden.

Nun schlagen ihre Hände über dir zusammen
Die an dem Weg' vorüber gehn,
Hohnzischend schütteln sie ob dir,
Jerusalem! ihr Haupt:
„Ist das die Stadt, die man der Schönheit Krone,
Des ganzen Landes Wonne nannte?“
Hohnzischend reissen über dich
Den Rachen deine Feinde auf,
Und, zähneblöckend, sprechen sie:
„Wir haben sie verschlungen!
Ein längstersehnter Tag ist dies!
Wir haben ihn erlebt! wir haben ihn gesehen!“ — —
Jehovah that, was Er beschlossen!
Die längst gesprochne Drohung führt' Er aus.
Er hat zerstört, und nicht geschont!
Er ließ den Feind ob dir frohlocken,
Und Er erhöhte deines Gegners Macht!
Es schreit ihr Herz zum Herrn empor; —
Und du, der Sionitin Mauer!
Laß, gleich dem Strome, Tag und Nacht
Nun rinnen deine Zähren!
Verstatte keine Ruhe dir,
Und nie versieg' die Zähre deinem Auge! —
Auf! klage laut des Nachts

Beim Anbeginn der Stundenwachen! *)
Ergieß dein Herz, wie Wasser, vor dem Herrn!
Erhebe deine Hand zu ihm,
Um deiner Kinder Leben,
Die rings an allen Straßen=Ecken
Vor Hunger schmachten! —

Schau' her, Jehovah! sieh',
Wen hast du je so hart bestraft? —
Soll ihres Leibes Frucht die Mutter essen?
Den Säugling auf dem Arme? —
Soll in dem Heiligthum des Herrn
Gemordet werden Priester und Prophet? — —
Es liegen auf der Straße Knab' und Greis;

---

*) Bei den alten Hebräern war die Nacht in drei Vigilien oder Wachen, jede von vier Stunden, eingetheilt; die erste rechneten sie vom Einbruche der Nacht bis zur Mitternacht, die zweite bis zum Hahnenschrei, und die dritte bis zum Aufgang der Sonne. Die spätern Hebräer nehmen von den Römern vier Nachtwachen, jede zu drei Stunden, an. Hier werden Jerusalems Bewohner aufgefodert, beim Anfange jeder Nachtwache aufzustehen, und mit reuemüthigem Herzen um Abwendung des großen Jammers zu flehen.



Und meine Jungfrau'n, meine Jünglinge
Sind durch das Schwert gefallen! —
Gewürgt hast du am Tage deines Zornes,
Geschlachtet, nicht geschont! — —
Du rufest, wie zu einem Feste,
Die Feinde rings zusammen! —
Am Tage, da Jehovah zürnt,
Giebt's keinen Flüchtling, keinen Ueberrest!
Die ich auf Händen trug und mir erzog,
Die hat mein Feind erwürgt! —

II.

Peter der Große
und
Alexis.

Trauerspiel in vier Aufzügen,

von

Eduard Gehe.

(Erster Akt.)

Personen.

Peter der Große.
Catharine, dessen Gemahlin.
Alexis, Sohn Peters aus dessen erster Ehe.
Alexis Sohn (ein Kind von 8 Jahren).
Barni, Neapolitanischer Consul.
Fürst Dolgorucky, Präsident des Staatsraths.
Boris Schablikin,
Tscherkassow, } Russische Edelleute.
Drevenik,
Le Blond.
Noroff, Hauptmann der Garde.
Baschmakoff,
Semzoff,
Sikel, } Russische Bauern.
Jeropkin,
Ein Schullehrer.
Ein Schiffszimmermann.
Volk.

Hafen von Petersburg. Sämmtliche den Schiffbau treibende Gewerke in voller Thätigkeit. Ein Schiff liegt vor Anker. **Fürst Dolgorucky** und **Barni** treten auf.

Barni.

Mein Fürst, Sie sehen mich bestürzt. Sechs Uhr
Des Morgens war es kaum, als schon der Zaar
Nach mir verlangt. Ich will nicht fürchten, daß
Ein trauriges Ereigniß —

Dolgorucky.

Der Herr Consul
Ist erst vor wenig Tagen angelangt.
In Petersburg ward es zum Sprichwort: wen
Der große Zaar mit seiner Gunst beehrt,
Dem ruft er zu: du sollst hinfort nicht schlafen.

Barni.

Doch wohin werd' ich jetzt geführt? Am Sommer-
Pallaste fuhr ich vor und hoffte, mein

Beglaubigungsschreiben dort zu überreichen,
Doch weiter weißt man mich bis nach dem Hafen;
Wo ist denn seine Majestät?

Dolgorucky,
nach dem Hintergrund deutend.

Dort!

Varni.

Wo?
In dem Gedräng der Arbeitsleute?

Dolgorucky.

Nimmt sie
Das Wunder? Er weilt oft bei ihnen, adelnd
Durch seine Gegenwart ein jegliches
Geschäft.

Peter,
aus dem Hintergrunde.

Seyd ihr schon da? ich grüß' euch, Consul.
Nachdem er einiges Handwerksgeräthe von sich gelegt, vorschreitend.
Nehmt mir's nicht übel, daß ich hier euch spreche,
Ich dacht': er ist an mich gesendet und
Nicht an mein Schloß.

Varni überreicht das Beglaubigungsschreiben.

Das Creditiv? gut! Wie ich
Vernehm', ist euer Hof nicht abgeneigt
In meine Handelspläne einzugehen.
Das freuet mich recht sehr.

Zu einem Zimmermann, der einen Balken behaut.

Du hast —

Zu Barni.

Verzeiht! —

Zum Zimmermann.

Den Vortheil noch nicht weg. So mußt du hauen.

Indem er haut, zu Barni.

Kommt der Vertrag zu Stande, liefern wir
Hanf, Pech, Theer, Brennholz, Wolle, weisses Eisen.
Ihr findet's nirgends als bei mir, in England
Und Sachsen.

Nachdem er das Beil an den Zimmermann zurückgegeben.

Viele Länder saht ihr, sagt
Was meint das Ausland denn von mir?

Barni.

Es meint —

Peter.

Die Wahrheit will ich —

Barni.

Rußlands Zaar sey eben

So streng in dem Vollführen seiner Pläne,
Als im Entwerfen groß.

Peter.

Gerad' heraus!
Man sagt, ich sey Tyrann.

Barni.

Ja, Zaar, das sagt man.

Peter.

Das Ausland kennt nicht mich, nicht meine Lage,
Mein Rußland nicht. Die Kraft, die Strenge nur
Schafft Reiche, Mild' erhält sie. Wer nach einem
Jahrhundert sitzen wird auf meinem Thron,
Der kann ein sanfter Freund des Volkes seyn,
Doch muß ich ihm erst vorarbeiten — ich!

Schablikin,

sich durch die vornehmen Russen drängend, welche sich um den Kaiser versammelt.

Ich muß ihn sehen, sprechen. Majestät,
Denk dir! ich hab' es.

Peter zu Barni.

Boris Schablikin,
Ein armer Nowogrod'scher Edelmann,

Den ich mit Andern in die Lehre gab
Bei einem deutschen Meister. Nun, sag' doch
Mein Junge —

Schablikin, voll Eifer.

Bänder, Schnüre, Strümpfe gut
Zu weben, das verstand ich wohl. Doch wie man
Den Webstuhl anlegt und die Zettel richtet,
Hat mir der Meister niemals zeigen wollen.

Peter.

Ich zahl' ihm schweres Geld dafür und er
Will noch vor uns verbergen seine Kunst!
Frei ist sie, aller Menschen Eigenthum.

Schablikin.

In meiner Ungeduld, in meinem Grimme
Konnt' ich nicht essen und nicht schlafen. Endlich —
Was fiel mir ein? ha! ha! wir sind nicht dumm.
In jenes Zimmers Decke, wo der Meister
Die Stühl' anleget ganz für sich allein,
Grub ich, daß Niemand es gewahrt', ein Loch,
Und heut' in aller Frühe, liegend auf
Dem Bauch, aus meinem Fenster niederschauend,
Hab' ichs ihm abgelauscht, weiß Alles, Alles.



Peter,
ihn auf die Stirn küssend.

Das freut mich.

Zu seiner Umgebung.

Weiset ihm ein Zimmer an
In meinem Schloß. Den ersten Webstuhl soll
Er dort einrichten.

Schablikin.

Zaar, laß mich nur machen!
Dich, die Armee, die Kaiserin, die Welt
Versorg' ich mit der Arbeit meiner Hände.

Ab.

Peter zu Barni.

Lacht immer! auch das Aufblüh'n eines Volks
Ist schön. Habt ihr noch sonst was?

Barni,
einen Brief vorziehend.

Majestät,
Der Zaarewiz Alexei, welcher jüngst
Am Hofe weilte von Neapel, hat
Den Brief —

Peter.

Mein Sohn — durch eine fremde Macht! —

Barni.

Er kehrt zurück.

Peter.

Freiwillig nicht, erreicht
Vom Arme meines Zorns. Gelehret wird:
Du sollst den Vater und die Mutter ehren,
Doch der den Brief schrieb — Gott befohlen! — ach!

Er hat sich schnell von Barni gewendet und spricht das Ach! in sich hinein mit dem Ausdrucke des Unmuths.

Drevenik nähert sich ihm. Nach einer Pause.

Da kommt mein Uebersetzer. Während du
An Puffendorfs Einleitung schriebst, hab' ich
Die Baukunst des Le Clerc behandelt; da!
Zufällig trag' ich sie bei mir.

Giebt Drevenik einige Papiere.

Drevenik.

Mein Werk
Ist auch vollendet.

Peter.

Wart'! gleich will ich sehen,
Ob du ein treuer Uebersetzer warst.

Nachdem er eine Stelle des Buchs aufgeschlagen.

Bist nicht mein Mann, nimm dieses Buch zurück.

Drevenik.

Wie, Zaar?

Peter.

Geschrieben steht im Puffendorf:
Die tiefste Nacht läg' auf dem alten Rußland.
Das einz'ge Licht, das sie erleuchte, sey
Die Branntweinsflamme; Musen wären uns
Die Bäre, Lehrer in der Mäßigkeit
Die Wölf', und diese Stelle hast du weg
Gelassen —

Drevenik.

Herr, ich glaubte —

Peter.

Setze mir
Die Stelle wieder in das Buch. Der Russe
Soll wissen, was Europa von ihm denkt,
Sich schämen, etwas lernen. Merkt es euch:
Wie in dem Menschenkörper ewig sich
Das Blut umtreibt, so halten auf der Erde
Die Wissenschaften ihren großen Umlauf.
Zuerst auf ihrer Reise grüßten sie
Das Land der Griechen, dann Italien,
Dann Frankreich, England, Deutschland, und ich will

Sie zwingen, einzukehren bei dem Stamm
Der Romanew. — Was seh' ich! meine Bäume! laßt
Sie stehen! meine Bäume! meine Bäume!

Eilt mit geschwungenem Stocke ab.

Drevenik.

Bei Gott! der lustige Franzose, der
Le Blond haut ihm die schönen Linden nieder.
Seht die Geräthe! seht die großen Scheeren
Und die Gestelle! ha, ha, ha, jetzt hat
Er ihn erreichet, schüttelt furchtbar ihn —
Franzmännchen springst du?

Schiffszimmermann.

Meeresungestüm,
Kanonenknall kann ich vertragen. Doch
Seh' ich den Herrn in seinem Zorne, wandelt
Mich oft ein Grauen an.

Drevenik.

Freund, laß das gut seyn.
Viel faule Dünste giebt es hier zu Lande,
Nur solch ein Donnerwetter sie vertreibt.
Er reißt ihn mit sich fort, bringt ihn hierher.



Peter,

den Le Blond schüttelnd.

Den Lindenplatz, den schönen Lindenplatz!
Weißt du, was Bäume sind? die Zier der Erden,
Die Freude Gottes und der Menschen. Und sie
Umhau'n! auf deinen Rücken will ich hau'n.

Le Blond.

Sie können mehr noch thun, mich tödten lassen,
Doch die Geschichte ihres Lebens wird's
Verkünden.

Peter stutzend.

Wie?

Le Blond.

Sie sind ein großer Herr,
Verwandeln Sümpf' in Städt', erziehen Völker,
Doch Bäume ziehen, das verstehn sie nicht.
Hab' ich die Linden denn umhauen wollen?
Beschneiden wollt' ich sie, und das war nöthig,
So hier wie in Versailles. Was bleib ich auch
In diesem Land, wo die Gedanken mir
Erfrieren; fort, nach meiner Heimath will
Ich zieh'n.

Peter.

Nun! nun!

Für sich.

Verdammter Jähzorn, hab'
Mein Reich, doch nicht mich selber reformirt.

Laut.

Bist bös? es thut mir leid und — Herr Franzos,
Er hat viel lust'ge Streiche sich erlaubt,
Wird wieder welche machen. Nun, Glück auf!
Ich hab' im voraus ihn dafür bestraft.
Le Blond, du sagtest vorhin, daß dich fröre:
Will dir ein Dutzend Ungarflaschen senden,
Heitz' ein!

Zu andern Arbeitsleuten.

Was steht ihr gaffend da? Fort an
Die Arbeit.

Zum Schiffszimmermann.

Wie weit bist du vorgerückt?
Nicht weiter? will dir Finger machen.

Zu Le Blond.

Du
Hast eine Frau, wirst bald auch Pathen bitten,
Ich will bei dir Gevatter stehen, doch
Das merk' dir, mehr als einen Kuß und einen
Dukaten geb' ich niemals.

Le Blond begütigt.

Majestät –.

Ein Arbeiter.

'S ist Frühstücks=Feierzeit.

Die Arbeiter feiern und treten sämmtlich ab. Nur Russische Große umstehen den Zaar noch.

Peter.

So geht auch ihr
Mit Gott und denkt mir an Verbesserungen,
Willkommen ist, wer neue Pläne bringt.

Die Großen entfernen sich. Während des Folgenden ertönen helle Glocken von den Kirchthürmen.

Peter,

in die Scene blickend.

Welch frohes Leben! ihre Kinder auf
Den Armen, bringen Weiber Frühstück. Wie
Das jubelt! und wie dort die beiden Männer
Sich frohvertrauend in die Augen schaun,
Das Brod mitsammen brechen — es ist Vater
Und Sohn — ach ja, mein Brief! die Morgenglocken
Erklingen recht erbaulich — lieber Herrgott,
Gieb doch, daß ich auf meine alten Tage

Ein einzig Mal an meinem Sohne Freud'
Erlebe!

Den Brief lesend.

Wieder kommen? ja! den Handel
Verbieten und die Seefahrt, meine Freunde,
Die deutschen Künstler aus dem Lande jagen —

Er liest mit Zeichen steigenden Zorns weiter. Catharina erscheint im Hintergrunde, an der Hand Alexis Sohn, den nachmaligen Peter II. führend. Ein alter Hofbedienter folgt, einen Becher Wein tragend.

Catharina.

Willst du den Meister finden, such' ihn in
Der Werkstatt.

Zu dem Knaben, indem sie dem Bedienten den Becher abnimmt.

Komm, mit freundlichem Gesicht
Großvatern diesen Morgentrunk —

Peter,

den Brief zerreißend.

Es ist
Entsetzlich, fürchterlich, den Widersacher
Zu finden in dem eignen Sohn.



Catharina, für sich.

Ein Brief

Von ihm? entferne dich, mein Kind.

Zum Diener.

Nimm es

Mit fort, erst wenn ich winke, kehrt zurück.

Diener ab mit dem Knaben.

Peter,

auf und nieder gehend.

Strohhalmen wohl verzehrt des Feuers Kraft,

Trifft sie auf Eisen, muß sie selbst verlöschen.

Catharina, für sich.

O meine Friedenshoffnungen!

Laut.

Mein Gatte —

Peter.

Du willst die Nacht, ich aber will den Tag.

Catharinen erblickend.

Denk dir! der Bube, der Verräther, der

Zur Fremde floh vor seines Vaters Liebe,

Bei seiner Rückkehr noch wagt er zu drohn.

Catharina.

Bist du mit deinem Sohne nicht zufrieden?

Dein ist die Macht, du kannst ihn strafen, Zaar.
Doch jetzt — der Morgen ist so schön, sanft grüßt
Ein guter Geist des Friedens die Genossen,
Und stets am glücklichsten ist doch der Mensch,
Wo seines Fleißes stille Saat gedeiht.
Hier unter deinen heitern Schöpfungen,
Inmitten deiner Werke laß uns ruhn.

Will ihn nach einer Bank führen.

Peter.

Ich will nicht ruh'n, nicht rasten, bis ich ihn
Besiegt, den Erbfeind allen Lichts, den Unsinn,
Die Dummheit des Jahrhunderts. Meinen Sohn
Werd' ich enterben und verbannen.

Catharina.

Du bist
Der Herr, heut Nachmittag, wenn du der Ruh
Gepflegt und mit erquickten Sinnen um
Dich schauest, läßt sich weiter überlegen.
Doch jetzt — was seh' ich! welch ein schönes Schiff
Ganz neu gezimmert! Meister Peter hat
Gewiß daran geholfen.

Peter.

Laß mich!

Catharina.

Aber
Das Schiff hat doch wohl seine Fehler.

Peter aufmerksam werdend.

Fehler?
Mein Schiff? das will ich mir verbitten. Ich
Hab' Alles ausgemessen.

Catharina.

Aber, Zaar,
Der Bau! die Schiff' in England waren anders.

Peter.

Seht mir die Frau! weil sie zu Sardam manchmal
Die Axt mir zugetragen und den Hobel,
Will sie mich meistern. Ein Schnellsegler ists,
Ich selbst hab' ihn erfunden.

Catharina,
welche sich gesetzt, lächelnd.

Segelst damit
In Grund und Boden jetzt mein armes Wissen.
Schon gut, ich will mich rächen!

Sie hat Petern zu sich auf die Bank gezogen.

Herrliches

Hast du gegründet, aber noch fehlt uns —
Ein Waisenhaus!

Peter.

Ein Waisenhaus? recht! das
Muß noch errichtet werden. Ich bin selbst wohl
Verlassen und verwaist, doch eben darum —
Schon steht vor meiner Seele das Gebäu
Lebendig herrlich;

Mit dem Stock in den Sand zeichnend.

Siehst du, so soll's werden,
Und Gärten laß ich pflanzen rings herum.

Catharina.

Wo finden wir den Platz?

Peter.

Dort.

Catharina.

Dort! das Land
Ist steinicht, schlecht.

Peter im Eifer.

Kein Boden ist so rauh,
Dem nicht des Menschen stiller, ernster Fleiß
Die Frucht entlocke und den Segen.

Catharina.

Woran
Mahnt mich dies Alles! Vierzehn Jahre sinds,
Da schritt auch ich die Vater=Mutterlose
Im kurzen Röcklein, das Gebetbuch an
Die Brust gedrücket, aus der kleinen Stadt,
Die hinter mir in Flammen aufging.

Ihm den Becher reichend.

Weißt du
Es noch, wo wir zum ersten Male dann
Uns sah'n?

Peter,

der nach und nach heiter wird.

Es war bei meinem General,
Du reichtest bei dem Mahle mir den Becher,
Ich, alle Kriegesmänner fingen Feuer,
Du wurdest roth, du schlugst die Augen nieder —

Catharina.

Ich sah dich doch, verschüttete den Wein —

Peter.

Und reut es dich, daß du den Zaar erblickt?

Catharina, an seiner Brust.

Kannst du das fragen? Wenn ich es bedenke,

Wie sich mein Leben still gelichtet hat!
Ich, niedre Magd einst, Rußlands Kaiserin!
Was sag' ich? trag' ich nicht viel höhre Würden,
Bin Mutter, deine, deine Gattin. Hör',
Das Waisenhaus, bau' mir es ja recht schön,
Recht hell, recht in gesunder Luft, daß ich
Die Hälfte jenes unverdienten Segens
In Demuth leg' auf armer Kinder Haupt.

Peter,

einen Arm um Catharinen schlagend.

Du bist ja heut ganz Lieb' und Innigkeit.
Was ist dir denn? was wünschest du, mein
Weib?

Catharina.

Du hast zu Amsterdam ein herrlich Buch
Mit vielen schönen Kupfern drucken lassen.
Heut früh, als ich in meinem Kämmerlein
Recht still vergnügt bei meiner Arbeit saß,
Hab' ich darin gelesen —

Peters Wange streichelnd.

Das Capitel
Von dem verlornen Sohn, der wieder kam.

Peter, aufspringend.

Wie? darum also! Weiber! Weiber! — sprich mir
Kein einzig Wort von diesem Buben.

Catharina.

Zaar,
Was sagtest du? „kein Boden ist so rauh,
„Dem nicht des Menschen stiller ernster Fleiß,
„Die Frucht entlocke und den Segen.“ Nun,
Kann es wohl reichre Fluren geben, als
Des Menschen Seele? einen edlern Boden
Für Vaters Sorg' als seines Sohnes Geist?
Die Gärten Edens sind schon längst erstorben,
Doch wieß dafür den Müttern und den Vätern
Gott andre Fluren an: der Kinder Herz.
Was dort gedeiht im Sonnenstrahl der Liebe,
Das sind die wahren Paradiesesfrüchte
Der jetzigen so wie der künft'gen Zeit.
Versuch' es denn noch einmal mit Alexis,
Denn statt des Vaters, den der Krieg entfernte,
Nahm ihn der Aberglaub' an seine Brust,
Im finstern Haß des Neuen ihn erziehend.

Peter.

Das ist es ja, was mir am Herzen nagt.

Die Saat, die ich gesäet, er zertritt sie.
Und denkest du Elisabethens nicht,
Sie starb durch ihn, verzehrt, die stille Blume,
Vom wilden Feuer seines Ungestüms.

Catharina,

welche nach der Seite, wo der Knabe abging, mehrmals geblickt.

Doch bat sie sterbend noch für ihn und heilig,
Ist auch der Todten Wunsch dem guten Menschen.

Während des Folgenden nähert sich der Knabe wieder, der Diener bleibt in der Entfernung.

Weißt du es noch? die liebe blasse Frau
Von ihrem Sterbelager aufgerichtet,
Nahm deine Hand, wieß auf —

Auf den Knaben deutend.

Den Knaben da,
Zog ihn zu dir, wie ich jetzt dir ihn bringe;
Sanftbittend sprach ihr Mund ihr blaues Auge:
„Laß dieses Kind nicht ganz zur Waise werden!"
Wie herrlich wär's, wenn über ihrem Grab
Der Liebe späte schöne Frucht gediehe.
Du lächelst sanft? freu' dich, mein Kind, du bist
Nicht Waise mehr, dein Vater kehrt zurück
An Vaters Brust, begrüßt von Vaters Liebe.

Peter.

Nun ja! ich will den Wunsch der Todten ehren,
Wie mir sein Schreiben kund thut, ist er auf
Dem Weg nach Petersburg; doch giebt es hier
So viel des Neuen, das ihn stets verletzt.
Nach Moskau soll er geh'n, in vierzehn Tagen
Werd' ich dort seyn, ihn sehn, vielleicht daß dann —
Leb wohl! nach Cronstadt muß ich jetzt und steige
Ein Glücklichhoffender ins Schiff. Was auch
Die Welt verkündet, ich bin kein Tyrann.
Und lieben ist weit schöner doch als herrschen.

Schon im Abgehen begriffen, bleibt er stehen, kehrt dann noch einmal um und spricht mit Laune.

Cathinka! wenn ich mir es überlege,
Wie erst der Unmuth mich bemeistert — du —
Ihr Weiber kennt der Männer schwache Seiten —
Mit meinen Lieblingsplänen mich begrüßtest
Im eignen Wort mich klug verstreitend — du
Hast selbst ein Kind, Kraft der Ukase, die
Ich jüngst gegeben, kann ich, wenn ich sterbe,
Zum Reicheserben wählen, wen ich will,
Und doch — daß du es weißt! ich bin dir bös,
Recht bös — nein gut, sehr gut du herrlich Weib!

Er küßt sie und eilt ab.

Catharina,

nach einer Pause, während welcher sie sinnig lächelnd dagestanden.

Nein, ich bin keine böse Mutter, und
Versag' ich dir, mein Petrowitzsch, die Krone,
Die nur dem Erstgeborenen gehört,
Will ich dafür dich, meines Herzens Kind,
Mit einem schönern edlern Kleinod schmücken.
Es flimmert nicht, wie Flitter dieser Welt,
Doch glänzt's, vom Himmel stammend, wie die Sterne
Des Himmels. Es wird nicht zur Schau getragen,
Doch sieht's ein Aug', das Alles schauet, Gottes!
Auf Erden nennt man es die Tugend, doch
Möcht' ichs noch lieber nennen: Menschlichkeit,
Wenn alle Menschen wären, was sie sollen.
Umknie'n dich auch nicht Rußlands Völker, Sohn,
Im Reich der Geister geistig kannst du herrschen.
Dort sind noch schöne Lande zu erobern,
Dort neigt die Wissenschaft mit ihrer Fackel
Der jungen Künste frischbekränzter Chor,
Stillhuldigend sich vor des Menschen Würde;
Nicht blos wer Kronen trägt, den Zepter führt,
Auch der ist König, der's zu seyn verdient.

Ab mit dem Knaben.

Wilde Felsengegend. Sturmesgebrause. Ferner Donner. Baschmakoff, Semzoff, Jeropkin und andere Russen mit langen Bärten und Kitteln treten lautlachend auf; in ihrer Mitte Sikel, dem der russische Kittel nach Art eines deutschen Rocks zugeschnitten ist.

Baschmakoff

zu Sikel, der beide Hände vor das Gesicht hält.

Bist du behext? Welch eine Narrenkutte!
Ein Russ' und keinen langen Kittel!

Semzoff,

nachdem er Sikeln die Hände vom Gesicht weggezogen.

Was?
Auch keinen Bart! ein Russ' und keinen Bart!

Alle lachen.

Sikel.

Verdammte Lacher, heulen solltet ihr,
Laut heulen, denn an unser Leben gehts.

Die Russen.

Wie? was?

Sikel.

Wär' ich ein Wolf, ein Bär, ein Dachs,

In's tiefste Dunkel kroch' ich, zu verschlafen
Die böse, die verfluchte Zeit.

Die Russen.

Sprich, rede!

Sikel.

Ich lief zur Stadt, die aus dem alten Sumpf
Ein wahres Hexennest gestiegen. An
Dem Thore groß Getümmel; Bauern fluchen,
Soldaten lachen, Einer tritt mich an:
„Glotzauge, hast die Kleiderordnung nicht
„Gelesen, die seit dreien Monden schon
„Hier angeschlagen worden?“ Ich darauf:
Ich kann nicht lesen, will nicht lesen lernen.
Stracks heißen sie mich niederknieen, rufen:
„Als Russe kamst du, geh als Deutscher fort,“
Und kürzen mir auf diese Art den Kittel.
Ich schlag mit Fäusten um mich, doch sie kitzeln
Mit einem scharfen Messer mich am Kinn,
Und putzen —

Heulend.

Meine Schönheit mir hinweg.

Baschmakoff,

indeß die Uebrigen ihre Wuth in Gebehrden zeigen.

O würden alle Deutschen von Franzosen
Und diese wieder von dem Meer verschlungen!

Sikel.

Es ist ein Elend, hat man keinen Bart;
Er war die Hauptperson, ich aber ging
Nur hinterdrein.

Jeropkin.

„Neu Kleid giebt neue Sitten"
So sprach vor wenig Tagen noch der Zaar.

Semzoff.

Wir wollen nicht gesittet seyn, nicht wie
Gezähmte Bären nach der Pfeife tanzen.

Tscherkassow zu Jeropkin heimlich.

Recht so! nun gieb den Branntwein, daß die Köpfe
Sich mehr und mehr erhitzen. Bald erscheint
Der Zaarewiz; daß ihn nur alle gleich
Umringen und bestürmen!

Jeropkin,
welcher unterdeß aus einem Fäßchen Branntwein gezapft.

Sorget nicht.
Den Russen den Branntwein bietend.
Schlingt euren Grimm in diesen Gluthen nieder.
Es lebe Rußland!

Die Russen, trinkend und jubelnd.
Rußland, Rußland lebe,
Das alte Rußland!

Sikel.
Saget mir, wozu
Hart neben unsern hölzernen Baraken
Das neue Haus von Stein erbauet wird?
Sie nennen's eine Schule — eine Schule.
Was ist das?

Tscherkassow.
Denk nur! eine Marterkammer,
Mit vielen schmalen Bänken. Darauf sollen
Bis ihre Glieder steifen und verstocken,
Vom Morgen bis zum Abend unsre Jungen
Still und gerade sitzen, und damit
Die Buben stockblind werden, hält man ihnen
Bemahlte Blätter hart vor Nas' und Augen.

Sikel.

Was sitzen? Meine Buben sollen nicht
Auf Bänken sitzen, liegen sollen sie
Darauf, ausschlafend ein halb Dutzend Räusche.
Seht, was da kommt!

Ein Schullehrer,

vorüber gehend und freundlich grüßend.

Ihr Leute, guten Tag,
Wir werden uns bald näher kennen lernen.

Ab.

Semzoff.

Daß dich!

Baschmakoff.

Wie er sich umsieht! wie der Schwarzrock
Emporwächst in die Luft! 's ist nicht geheuer.
Gewiß, der schwarze Kerl, aus Deutschland jüngst
Verschrieben, ist — der Teufel!

Mehrere Russen durcheinander.

Mir fiel neulich
Ein Vieh,
Und mir ein Kind —
Wir sind behext.



Verrathen —

Schlagt ihn todt, der Wald
Giebt Knittel.

Sikel,

einen Baumast schwingend.

Bruder Bär, Gevatter Wolf,
Ihr zorn'gen Thiere brecht aus euren Höhlen,
Mit uns die Fremden aus dem Land zu jagen.

Alle ab außer Semzoff.

Semzoff.

Es ist ein Elend jetzt; auch prügeln soll
Man nicht. Den Stock zu führen, sagt der Zaar,
Verstehe nur er selbst und die Bojaren.
Doch seit der Zeit, daß ich mein Weib nicht schlage,
Ist sie schwermüthig worden, heult und schreit:
„Der Semzoff prügelt mich nicht mehr, so hat
Er mich auch nicht mehr lieb.“

Geschrei hinter der Scene.

Ho! hurrah! hurrah!

Semzoff.

Was giebt es? Wie vor Freud' unsinnig wälzen
Die Männer sich im Staub und küssen einem

wälzen
inem

Bojaren Rock und Fuß. Auch seh ich noch
Viel andre Herrn zu Roß — sie steigen ab,
Ihn hebet man vom Pferde — hierher strömt
Der Schwarm — und auch von dorther naht ein Zug
Beim Schall des Kuhhorns —

Das Kuhhorn wird geblasen, Pfeifen und Trommeln ertönen. Von der einen Seite tritt Alexis mit mehreren Bojaren und gemeinen Russen auf. Letztere rufen in wilder Freude.

Unser Zaarewiz
Soll leben!

Die Russen,
welche von der andern Seite kommen.

Hurrah! hurrah! hurrah!
Trommeln und Pfeifen.

Alexis,
zu dem Volke, das vor ihm niedergeworfen, seine Kleider küßt.

Freunde! Russen!

Baschmakoff.

Er trägt noch Landeskleider. Auf dem Antlitz
Steht's ihm geschrieben: ich bin Rußlands Sohn.
Schon hatt' ich einen Strick gedreht, mich daran
Zu hängen, aber nun heb' ich ihn auf
Für Andre, für die Deutschen, die Franzosen.

Sikel zu Alexis.

Der Himmel ist nur für den Zaarewiz
Und die Bojaren, doch wir Niedern sind
Nicht ganz vom Gnadenquell verstoßen; hier
Ist unser Himmel, hier zu deinen Füßen.

Viele Russen.

Herr, gieb uns unsre Wälder, unsre Sümpfe,
Die alte gute Zeit gieb uns zurück!

Alexis.

Ha, wie der Sturm der Freude mich durchschauert,
Ein Russ' in Rußlands Herzen leb' ich wieder.
Wo ich auch stand, der umgetriebne Sohn
Von Ruricks Stamme, an Neapels Golf,
Im Weichbild Roms und auf dem Markusplatz —
Scheu und unwillig schloß ich meine Augen
Dem Licht, das brennend mir entgegen strahlte,
Und ließ des alten Rußlands dunkle Bilder,
Wie eine Heerschaar in mir aufziehn, sah mich
Durch Waldnacht jagen, durch die Morgennebel,
Stand auf den Felsen meines Vaterlandes
Und schaute nieder, wo tief unten sich
Die Menschen mühten, eine Pflanzung dort
Und hier ein Städtchen, Gärtchen anzulegen,

Und dann erzürnend die Natur urplötzlich
Die schwachen Fesseln brach, aus ihren Tiefen,
Den furchtbargährenden, Zerstörung sendend.
Ihr aber, seyd ihr mir noch gleich in Haß
Und Liebe? Trinkt ihr noch aus vollen Bechern
Auf Rußlands Wohl, den Sturz der Fremden?
Betet
Ihr noch: bewahr' uns vor dem Nebel, Gott,
Der wuchernd über unsre Grenzen dringt?

Baschmakoff.

So wie du sagst, so trinken, beten wir.
Sah ich das fremde, wundersame Treiben,
Die neuen Trachten und die neuen Menschen
Mit ihrem Teufelsspuk und Herenwerk,
War mir es oft als riefs: „begraben längst
„Ist deiner Väter, ist auch deine Zeit,
„So stirb in deiner Nacht" und dann riefs wieder:
„Die Leiche gräbt man aus, die neue Tracht
„Ihr anzuzwängen, die der Lebenden
„Verschmähte."

Alexis.

Unsre Todten sollen schlafen,
Wir aber leben über ihren Gräbern,

Wie sie gelebet. Männer Rußlands, kommen
Wird eine Sündfluth und in ihrem Schoos
Begraben, was der Vorwitz dieser Zeit
Geboren. Riesenfäuste seh' ich aus
Dem Himmel und der Erde greifen und
Den mächt'gen Bau der neuen Stadt erschüttern.
Er stürzt, und unter seinen Trümmern sinkt —

Noroff,

im Mantel, der die Offizierskleidung birgt.

Gott und die Heiligen, was ist geschehn!

Alexis.

Du hier?

Noroff.

Des treusten Herzens Wonn' und Schauer
In einer großen Kunde auszusprechen:
Heil, Heil Alexis, unserm Zaar!

Alle.

Was sagst du?

Noroff.

Im Stillen für dich wirkend hatt' ich unter
Der Garde selbst den Anhang dir geworben,
Und wie ich, dieses zu verkünden, dir
Von Petersburg entgegeneilte, führte

Entlang dem Strand des Meeres mich der Weg.
Auf einem Felsen trat ich, sah in's Meer
Hinaus, das brüllend seine Wirbel zog.
Ein Wolkennest der Himmel, hart vor mir
Die Brandung tosend an den Klippen. Plötzlich
Hoch über Wasserberge tauchet auf
Ein Schiff; es rollt herab, kracht, steigt von Neuem,
Und leichenfarb'ge Angesichter starren
Mich daraus an. Auf einmal wird es Licht
Und stehen seh' ich an dem Steuerruder
Mit feur'ger Stirn den Zaar —

Alle Andere.

Den Zaar?

Noroff.

Zurück
Vom Felsen reißet er das Schiff; da richtet
Das ganze Meer sich auf und überzieht,
Erdrücket die Feloucke. Wie sie wieder
Nach langer Zeit auftauchet aus den Tiefen,
Ist's ein zerrißnes Wrack, nach allen Seiten
Ausspeiend Wasserfluth, doch leer von Leichen,
Die es zurückließ auf des Meeres Grund.

Mehrere Russen hereineilend.

Wißt ihr es schon? wir Alle sahen's auch.

Alexis und die Russen, dumpf.

Todt!

Alexis verbirgt sein Haupt in beide Hände und zeigt während des Folgenden Erschütterung.

Die Russen,

nach und nach lauter, endlich schreiend und tumultuarisch.

Todt!

Todt, der uns schlug in seine Ketten —
Der Freund der fremden, Feind der eignen Völker —
Hoch leb', lang herrsche unser Zaar Alexis!

Alexis, erschüttert.

Er ist im Zorn von mir geschieden, doch
Verfolgung, Fluch erträgt in frommer Gluth
Der Russe, gilt's des Vaterlandes Sitte,
Und wie das Amulet an seiner Brust,
Wahrt er den Brauch der Väter an dem Herzen.
Der ist sein Todfeind, der ihn daran rührt.

Sich zu einem der Bojaren wendend.

Freund, wenn es so ist — und es ist so, denn
In nächtlichen Gesichten hab' ich ihn,
Vom Fluch erfaßt, zum Abgrund stürzen sehn —
So werfen wir von uns die Lammsgewänder,
In welche unser Zorn sich eingehüllt,
Und stehen da in unsers Willens Kraft.

Die leichtberittnen Boten sende schnell
An die Armee von Mecklenburg. Nicht soll
Geschehn, was still beschlossen ward von uns.

Zu einem andern Bojaren.

Die kühnen Freunde zu Sankt Petersburg
Bedeute, der Empörung brauch' es nicht,
Denn die Natur, die er bezwingen wollte,
Sie hat sich selbst empört und ihn begraben.

Die Russen,

vor ihm niederknieend.

Den Russen gieb das alte Rußland, Zaar!

Alexis.

So wahr Gott lebt im Himmel, will ichs, werd' ichs,
Mir aber geb' ich eine Mutter.

Zu einem Dritten.

Eile,

Und rufe die vom Zaar Verstoßne, die
In Nacht Begrabene zurück. Sie weinte
Des Schmerzes Thränen; weinen soll sie jetzt
An ihres Sohnes Brust der Freude Zähren
Und auf dem Haupt der Zaarin Krone tragen.
Nun fort zu seinem traur'gen Grabe, dann
Zu seiner Stadt, ihr Schicksal zu beschließen.

Ganz vortretend, während die Russen höchste Freude und Ungeduld zeigen.

Der Starken Freundin, die du mit den Jägern
Einherziehst auf den Bergen, auf den Fitt'gen
Des Sturms dahinfährst: Freiheit, Freiheit, kehre
Zu deinem uralt frommen Königreich
Zurück, denn einen Thron will ich errichten
Für dich, deß wilde Schönheit alle Herzen
Erfreut. Zu deinen Füßen stürzen wir
Das schwächlich kränkelnde Geschöpf: die Sitte.
Du sollst den Fuß auf ihren Nacken setzen,
Denn du nur bist die Göttliche, die Hohe.

Die Russen.

Hört ihr, hört ihr! der Sohn der Zaaren spricht.

Alexis.

Ahmt keine Künste nach, liebt die Natur,
Vermodert nicht, blüht auf zum frischen Leben,
Die alte Zaarenkrone will man mir,
Euch euer Vaterland entreißen, doch
Wir, seine Söhne, stehen treu zu ihm,
Bis es in Trümmer sinkend, uns begräbt.

Die Russen.

Als Russen leben, sterben wir!

Allgemeiner Aufbruch. Unter Hurrahgeschrei, Trommel und Pfeifenklang sinkt der Vorhang.

Anmerkung. Wir haben um so weniger angestanden, den ersten Akt dieses bereits auf mehren Bühnen mit großem Beifalle aufgeführten Stücks hier mitzutheilen, da er nicht nur die in demselben entwickelte Haupt-Idee vollkommen andeutet, sondern auch, gewissermaasen als ein für sich bestehendes Ganzes, eine lebenvolle Schilderung des damaligen Rußlands darbietet. — In kurzer Zeit haben wir von demselben talentvollen jungen Dichter ein neues Trauerspiel: Anna Boleyn zu erwarten, worauf wir im Voraus aufmerksam machen.

D. H.

III.

Röschen und Rosa.

Erzählung

von

Seyfried.

Das Gut Sternberg, Lustspiel in vier Aufzügen von Frau von Weissenthurn, war gegeben worden. Obgleich dieß Stück auf den meisten Bühnen wiederholt gegeben worden, späterhin auch im Druck erschienen ist, *) so können wir doch die Bekanntschaft damit bei allen unsern Lesern kaum voraussetzen, und theilen daher die Fabel desselben in der Kürze: Bolzheim, ein junger, lebelustiger Mann, hat in lustiger Gesellschaft in der Hauptstadt sein ganzes Vermögen verthan, und ansehnliche Schulden gemacht. Er hat Wechselwache; sein Freund Solau aber opfert eine so eben erhaltene Summe großmüthig auf, und macht ihn frei. Durch ihn erfährt er auch die Nummer des Looses, welches

*) Neueste Schauspiele der Frau Johanna v. Weißenthurn. Neunter Band. Berlin, bei Schlesinger, 1821.



das große Rittergut Sternberg gewonnen hat. Welch ein Glück für Bolzheim! Er ist Inhaber dieses Looses.

Noch an demselben Tage macht er sich zu Fuße auf den Weg nach Sternberg, um unerkannt zu erforschen, wie es daselbst aussieht, kommt in das Haus des Dorfrichters, findet desselben einzige Tochter, ein allerliebstes Mädchen, der er einmal beim Jahrmarkte einen Pfefferkuchenreiter und — ein Wickelkind kaufen wollen, allein zu Hause, und wird von ihr, weil er keinen Paß hat, und sie ihn nicht gern dem zurückkehrenden strengen Vater geradezu in die Hände laufen lassen will, in ihre Kammer versteckt. Kaum ist das geschehen, so treten Vater und Mutter ein — Röschen ist ängstlich — die Aeltern forschen, in der Angst gesteht sie, was sie gemacht hat. Bolzheim tritt hervor, treibt mit den Leuten Spas, und wird von dem Richter, der keinen versteht, als ein Landläufer vor den ränke- und habsüchtigen Amtmann gebracht, von diesem noch am späten Abend verhört, und als höchstver-

dächtig in seinem nun eignen Schlosse in ein elendes Loch gefangen gesetzt. —

Am folgenden Morgen kommt Solau nebst einem Polizeikommissar seinem Freunde nach, und wird von den Leuten in Sternberg für ihren neuen Herrn gehalten. Nachdem er sie aus dem Irrthume gezogen, und ihnen begreiflich gemacht hat, daß der am vorigen Abend Verhaftete das Rittergut gewonnen, wird Bolzheim sogleich aus der gefänglichen Haft befreit, welcher denn dem schurkischen Gerichtshalter und einer diebischen Aelster von Wirthschafterin ihre wohlverdiente Strafe ankündigt, dem Richter, als einem ehrlichen Manne, verzeiht, und dem hübschen Röschen verspricht, sich auf eine noch bessere Art, als dadurch gegen sie erkenntlich zu beweisen, daß er einen ihm zu Ehren angestellten ländlichen Tanz mit ihr eröffnet. —

Nach der oben erwähnten Vorstellung dieses Stücks sagte Freund Mönnig beim Herausgehen aus dem Theater zu mir: Ein recht gutes Stück, nur —

Ich. Und ward recht gut gegeben —

Er. Es hat doch manchen Fehler.

Ich. Wie so manches, ja wohl jedes Ding in der Welt! Sie wissen aber, Freund, wie ich da denke: Ubi plura nitent, paucis non offendat maculis. Mich hat das Stück unterhalten, ergötzt, befriedigt.

Er. Mich ebenfalls, bis auf den Schluß.

Ich. Wie so?

Er. Warum ließ die Verfasserin den Bolzheim und das hübsche Röschen nicht am Ende ein Paar werden?

Ich. Muß denn allemal mit einer Heirath geschlossen seyn? Das hübsche Röschen kömmt doch unendlich besser weg, als das schöne Lehnchen in Vandyks Landleben. Bolzheim läßt sie doch wenigstens hoffen — Wir Zuschauer hoffen mit, und so ist ihr und uns geholfen.

Er. Es ist und bleibt mir aber doch immer so, als wenn noch etwas fehlte.

Ich. Ist Ihnen denn — kleine Dinge mit großen zu messen — bey dem Schlusse im Don Karlos, wenn König Philipp, seinen Sohn dem Grosinquisitor überliefernd, zu diesem sagt: Ich habe das Meinige gethan, thun

sie das Ihrige — ist Ihnen denn da auch so, als wenn das Ende vom Liede fehlte? Wollten Sie ihn in einem Auto da Fé seine Rolle ausspielen sehen?

Er. Ach! Das ist etwas ganz Anderes —

Ich. Als ein Brautbette — Allerdings! — Aber wie, wenn die Dichterin, die die Fabel ihres Stückes nicht erdichtet hatte, sondern eine wahre Geschichte auf die Bühne brachte, gewußt hätte — was ich weiß.

Er. Eine wahre Geschichte liegt dem Stücke zum Grunde, sagen Sie? Und was wissen Sie denn? —

Wir waren unter diesem Gespräche an mein Haus gekommen. Mönnig wollte nicht mit mir hinauf, ich hatte nicht Lust, vor dem Hause im Schneegestöber, oder in demselben im Zuge zu stehen; ich bat ihn also, den folgenden Morgen mich zu besuchen, da ich ihm dann gern, was ich wüßte, ausführlich mittheilen wollte.

Er ließ mich nicht vergeblich warten. Also eine wahre Geschichte haben wir gestern Abend gesehen? sagte er.

Ich. Versteht sich, mehrere Auftritte aus-

genommen, welche die Dichterin angebracht hat, um ihr Stück in vier Aufzüge auszudehnen, und um komische Wirkungen hervorzubringen, was ihr allerdings erlaubt wär, und von ihr recht erfreulich ausgeführt worden ist. Auch hat sie den handelnden Hauptpersonen andre Nahmen gegeben.

Er. Der Umstand also, daß Bolzheim Röschen nicht geheirathet hat, ist wohl auch wahr?

Ich. Hören Sie jetzt gefällig zu — hier nahm ich ein Manuscript aus meinem Schreibepulte — was ich von der Sache weiß, und wissen kann, da Bolzheim und Solau — Ich behalte diese Nahmen in meiner Erzählung bei — meine Freunde sind, die ich nur vorigen Herbst auf ihrem Guthe Sternberg besucht habe. Was ich Ihnen jetzt vorlesen werde, habe ich theils aus ihrem Munde empfangen, theils späterhin aus Briefen abgeschrieben.

Bolzheim hatte das schöne Röschen allerdings einmal auf dem Jahrmarkte in der Stadt gesehen, und von ihrer Schönheit und ihrem unschuldigen naiven, liebenswürdigen Benehmen

bezaubert, sich in sie verliebt, sie aber auch im Taumel seines Lebens in der vornehmern Welt, wo er von einer andern Schönheit umgarnt und gefesselt ward, bald wieder vergessen. Das seltsame Zusammentreffen mit ihr in Sternberg in ihrer Aeltern Hause, und der Eindruck, den er hier auf ihr Herz gemacht zu haben glaubte, fachte plötzlich seine noch nicht ganz erloschene Liebe zu ihr wieder an. Er nahm sich wirklich vor, sie zu heirathen, sie aber, ehe er sich deutlich erklärte, näher kennen zu lernen, wozu ihm der beschlossene, unausgesetzte Aufenthalt in Sternberg die beste Gelegenheit geben konnte.

Mehrere Wochen vergingen, ehe er sie anders, als nur flüchtig im Vorbeigehen, und nur von ungefähr sehen konnte. Er hatte so mancherlei Einrichtungen zu treffen in und außer dem Hause. Er ließ vor allen Dingen seinen Freund Solau, der ein braver Rechtsgelehrter war, zu seinem Gerichtshalter bestätigen, und übernahm mit dessen Hülfe das ihm durchs Loos zugefallene Gut von den bisherigen ungerechten Haushaltern, wobei eine



Menge Untersuchungen anzustellen, Rechnungen durchzugehen, Schurkereien zu entdecken, Zeugen ab- und Klagen anzuhören waren. An den Gebäuden war während der langen Herrenlosigkeit des Gutes, so manches eingegangen, schadhaft geworden, verfallen; es mußten Anstalten zum Bauen getroffen werden. Die innere Einrichtung in den Zimmern war altväterisch, vernachlässigt, beraubt; es war eine fast gänzliche Umformung derselben erforderlich. Und wie waren die Waldungen, die Felder, der Viehstand, das Brauwesen beschaffen! — Dieß zu untersuchen war abermals eine Zeit erfordernde Arbeit, die jedoch mit Hülfe des braven Richters, den Bolzheim überall dabei zu Rathe zog, in kurzem beendigt war, da glücklicher Weise der Pachter und der Brauer ehrliche Leute waren, und nur der Jäger auf Veranlassung des Gerichtshalters sich dieß und das zu Schulden kommen lassen. — Ueber dem Allen war die Herzensangelegenheit mit Röschen zwar nicht vergessen, aber doch nicht mit Ernst betrieben worden.

Endlich hatten sich Bolzheim und Solau

so ziemlich durchgearbeitet, und jener bekam mehr Zeit, an Röschen und seine Liebe zu ihr zu denken. Einmal, als er an einem schönen Sommerabende von einem einsamen Spatziergange im Dorfe zurück nach seiner Wohnung ging, fiel ihm ein, den Richter zu besuchen. Er fand Niemand, als Röschen, zu Hause. Er sah das für eine gute Gelegenheit an, sich einmal näher gegen sie zu erklären, um so mehr, da sie ihm liebenswürdiger, als er sie sonst in der Kirche, oder sonst gelegentlich gesehen hatte, vorkam. Sie empfing ihn mit schüchterner Höflichkeit, ihren Spinnrocken auf die Seite stellend. Er wußte nicht, wie ihm auf einmal geschah. Er, der sonst im mindesten nicht in Verlegenheit war, hübschen Frauen und Mädchen Rede abzugewinnen, war es hier bei einem Landmädchen, mit dem er bereits gesprochen, gescherzt, geliebelt und getanzt hatte. Zum Glück fiel ihm das Alles jetzt ein. Weißt du noch, mein Röschen, sagte er zu ihr, wie ich dich das erste Mal auf dem Jahrmarkte sah, und du mich mit so freundlichem Gesichte anlächeltest? —

Sie. Dafür machte mir aber die Mutter ein desto scheleres. Ich hatte manchen Verdruß davon. — Ich denke gar nicht gerne daran.

Er. Also nichts mehr davon — In der Folge, weißt du noch, liebes Röschen, traf ich dich hier, in dieser Stube, unvermuthet allein an; du sperrtest mich, weil ich keinen Paß hatte, in dein Kämmerlein, liefertest mich nachher an deinen strengen Vater aus, und warst dabei —

Sie. Ach! da war mir entsetzlich zu Muthe — Und was schalt mich nicht nur die Mutter, sondern auch der gute Vater — Ich rede gar nicht gerne davon.

Er. Also auch davon nichts — Aber davon doch, wie ich nachher, da Alles wieder gut war, und die jungen Leute im Dorfe mir zu Ehren einen Tanz anstellten, dir vor allen andern die Hand reichte, und du meinen zärtlichen Händedruck herzlich erwiedertest —

Sie. O! wie muß ich da im Gesichte geglüht haben.

Er. Vom Tanzen nachher allerdings.

Sie. Nein, nein! Vor Scham, daß ich so unverschämt war, und Ihnen die Hand drückte.

Er. Du hättest sie bei dieser Gelegenheit wohl lieber einem Andern gedrückt? Zum Beispiel dem hübschen Müllerpurschen, dem Gottlieb?

Sie. Lieber dem; da hätt' es nichts zu bedeuten gehabt. — Ach! erinnern Sie mich doch ja nie wieder so an meine Einfalt, gnädiger Herr.

Er. Nenne mich nicht so, Röschen. Ich bin gar nicht gnädig, ich bin vielmehr ein gestrenger Herr, und befehle dir hiermit, mir sogleich einen Kuß zu geben.

Sie. Das wäre eine Sünde, und die können Sie mir nicht befehlen.

Er. Nun so bitt' ich dich um einen Kuß — Gutwillig, Röschen!

Sie. Nein, nein! Nimmermehr!

Hier drückte sie den sich Nähernden mit abgewendetem Gesicht lebhaft zurück, und lief zu der offnen Stubenthüre und zum Hause hinaus. Bolzheim nahm seinen Hut, und ging ihr nach.



Sie saß vor dem Hause auf einer Bank, und weinte.

Liebes Röschen, bist du böse? fragte er sie beschämt, aber sehr freundlich.

Sie. Ich bin nicht böse; aber Sie sind es. Sie denken schlecht von mir.

Er. Wahrlich nicht, liebes Kind; ich will dir wohl, sehr wohl — — Ich habe dich so lieb, daß ich dich heirathen will, wollte er rund heraus sagen, als ihn der Gedanke durch den Kopf fuhr, sie müsse keine Neigung gegen ihn verspüren. Verstellung, Ziererei könne ihr Benehmen unmöglich seyn. — Junges Blut, rasches Blut — zumal bei einem solchen Naturkinde — Das kömmt uns halben Weges entgegen, und kömmt's nicht, so ist's schon anderweit verliebt, oder mag uns nicht. Unter diesen Gedanken hatt' er sich neben Röschen gesetzt. Sie wollte aufstehen — Bleib sitzen, sagt' er, ich gehe schon. Gute Nacht, grüße Vater und Mutter.

Bolzheim kam sehr unmuthig nach Hause; Solau bemerkte seine Verstimmung, und erfuhr

bald von ihm den Fehlschuß, wie er es nannte, den er bei Röschen gethan hatte. Solau billigte, daß er ihr seine Absicht, sie zu heirathen, nicht entdeckt habe, und rieth ihm, sie eine Zeitlang öfter zu besuchen, um durch öftern Umgang ihren Respect vor dem sogenannten gnädigen Herrn, und die daraus entspringende Schüchternheit zu besiegen, aber immer nichts von Lieb' und Heirath zu sagen, bis er bemerkte, daß sie zutraulicher würde. Alsdann wollten sie fernere Maasregeln nehmen.

Bolzheim befolgte Solau's Rath mehrere Wochen nach einander, aber ohne günstigen Erfolg. Röschen blieb ehrerbietig, zurückhaltend, kalt gegen ihn. Er verlor seine gute Laune, seine Eßlust, seine muntre Farbe, seinen Geschmack an Beschäftigungen des Landlebens. Solau fand seinen Zustand bedenklich, und gleich einem Arzte, der, wenn eine Arznei nicht sogleich anschlägt, sofort eine andre verordnet, glaubte er, einen andern Weg einschlagen zu müssen, um ihn ans Ziel seiner Wünsche zu bringen. Du gehst, sagt' er zu Bolzheim, ein Jahr lang auf Reisen, wodurch du

nicht nur deinen oft geäußerten Wunsch, Paris, das südliche Frankreich, die Schweiz, und die Länder am Rheine zu sehen, befriedigen, sondern auch dich zerstreuen und durch Zerstreuung dem Hypochonder entgegen arbeiten kannst. Was das Mädchen betrifft, so schaffen wir sie während deiner Abwesenheit nach der Stadt in eine gute Erziehungs-Anstalt, wo sie eine Bildung, die ihr noch fehlt, und die du gewiß nicht gern an deiner künftigen Frau vermissen wirst, erhalten kann, und wo durch so Manches, was sie dort sieht und hört, und lernt und fühlt, in ihrem Herzen der Wunsch rege wird, in einen höhern, gebildetern, angenehmern Stand überzugehen, auf welchen sie in ihrer gegenwärtigen Lage, bei ihren beschränktern Begriffen von Lebensglück nicht leicht Ansprüche machen kann. Ich wette, was du willst, wenn du nach Jahr und Tag sie wiedersiehst, sie kömmt dir dann auf halbem Wege entgegen, sie wagt es alsdann, deine Liebe zu erwiedern, und nun kannst du getrost und mit aller Zuversicht mit deinem Liebes- und Heirathsantrage herausrücken. Daß ihre Aeltern und sie selbst

zu dem Aufenthalte in der Stadt einwilligen, dafür laß mich sorgen.

Solau's Vorschlag hatte Bolzheims ganzen Beifall, und die nothwendigen Anstalten zur Reise wurden getroffen. Er nahm von Röschen und ihren Aeltern Abschied, sie schien ihm nicht ohne theilnehmende Rührung glückliche Reise zu wünschen, ihm aber zum Abschied einen Kuß zu geben, war sie dennoch nicht zu bewegen.

An demselben Tage, da Bolzheim abgereist war, ließ Solau Röschens Aeltern zu sich kommen, und entdeckte ihnen, aber als ein Geheimniß, das sie durchaus bis zu Bolzheims Zurückkunft keinem Menschen, selbst Röschen nicht mitzutheilen versprechen mußten, daß dieser ein großes Glück, nehmlich eine eheliche Verbindung mit Herrn Bolzheim bevorstehe, und daß er, als der Gerichtshalter, Auftrag von ihm erhalten habe, um Röschen bei ihnen förmlich anzuhalten. Der Vater war überrascht, schwieg und überlegte, die Mutter brachte, um Solau's Bewerbung abzulehnen, eine Menge Sprichwörter, biblische Sprüche

und Liederverse, passende und unpassende, zum Vorschein. Gleich und Gleich gesellt sich gern — sagte sie unter andern — Er zerstreuet die hoffährtig sind in ihres Herzens Sinn — Weg Geld, weg Gut, weg stolze Pracht! Ich habe was mich freudig macht. Endlich aber, als der Vater nach reiflicher Erwägung für die Aussicht auf ein so schönes Glück für sein gutes, einziges Kind Gott lobte, und es für Pflicht hielt, dasselbe nicht von sich zu stoßen, Solau aber die Mutter durch andre Sprichwörter und poetische und prosaische Kernsprüche z. B. Vor Gott sind wir alle gleich — Er erhebet die Niedrigen — Gott sitzt im Regimente, und führet alles wohl — bearbeitet hatte, ergab sich auch diese; äußerte jedoch, es sey die Frage, ob der Herr Bolzheim nicht andern Sinnes werden, und auf Reisen das Mädchen vergessen könne — Andre Städtchen, andre Mädchen — Kommst du mir aus den Augen, so kommst du mir aus dem Sinn — Der Menschen Gunst fällt wie ein Blatt, wohl dem der Gott zum Freunde hat. —

Mutterchen hat allerdings Recht, entgegnete

Solau; indessen zweifle ich keinen Augenblick an meines Freundes Beständigkeit; denn er hat Röschen unaussprechlich lieb. Gesetzt aber auch, es widerführe ihm etwas Menschliches — drum eben ist es gut und schlechterdings nothwendig, daß das Mädchen nichts von seiner Absicht erfahre. — Sie wird dennoch einen großen Vortheil von seiner dermaligen Liebe haben; denn ich soll euch, liebe Leutchen, den Vorschlag thun, Röschen während seiner Abwesenheit in irgend eine gute Bildungsanstalt zu bringen. —

Mutter. Wohl in die Stadt? — Nein daraus wird nichts — Große Städte, große Sünden. —

Vater. So höre doch den Herrn Doctor erst aus. —

Solau. Wo sie nicht nur in feinern weiblichen Arbeiten und Künsten Unterricht und zur Führung eines vornehmern Hauswesens Anleitung erhalten, sondern auch ein ihrem künftigen Stande angemessenes Betragen im Umgange mit Männern und Frauen von höherer Bildung erlernen soll. Ich kenne ein solches

Haus, und wenn ihr nichts dagegen habt, und euer Röschen, wie ich glaube, in der Wirthschaft entbehren könnt, so wäre mein Rath —

Mutter. Nur nicht in die Stadt! Nein! da lernt ein Mädchen nichts Gutes, und Röse geht auch nicht.

Solau. Für die Kosten steht Bolzheim.

Vater. Mit nichten, mein Herr Doctor. Ich kann schon selbst ein Paar Hundert Thaler an mein Kind wenden. — Freilich, wenn er hernach absprånge. —

Solau. So, meint Er, wäre das Geld verloren? — Seyd unbesorgt, liebe Nachbarn. Die Veredlung ihres jungen Herzens, die Ausbildung ihres Verstandes, die Erwerbung so mancher Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit sind reichliche Zinsen von dem kleinen Kapitale, das für ein so schönes, gutes, und auch mit Recht so theures einziges Kind von euch selbst — wenn ihr denn nicht anders wollt — verwendet wird. Das seht ihr, als verständige Landleute, wohl von selbst ein.

Mutter. Nun ja, ich will mirs auch gefallen lassen; aber nur nicht in die Stadt.

Dabei bleib ich. Große Städte, große Sünden, und die Sünde ist der Leute Verderben — Laß der Sünde bittre Früchte mir stets in Gedanken seyn!

Solan. Ich bin noch zu wenig bekannt in dieser Gegend; aber ihr wißt vielleicht selbst hier herum eine Anstalt auf dem Lande, wohin wir Röschen bringen könnten, um meines Freundes Bolzheim gute Absichten mit ihr, ohne ihre Gefahr, zu erreichen. Giebt es etwa eine hübsche Predigerfamilie, wo Töchter ihres Alters sind? Ich werde nächstens nach der Stadt reisen, und mich erkundigen. Ihr seyd so gut, und bereitet Röschen gehörig vor. Ihr könnt ihr ja etwa sagen: Herr Bolzheim brächte eine junge Frau mit, und er wünschte, eine Person in der Nähe zu haben, mit welcher jene Umgang pflegen könnte. Dazu aber wäre erforderlich —

Vater. Ich verstehe Sie, Herr Doctor — Gut, gut! Das wollen wir machen.

Solan. Thut mir aber den Gefallen, und gebt Achtung, wie sich Röschen bei der Nachricht von Bolzheims Verheirathung benimmt,

ob sie es betrübt, oder vergnügt, oder gleich-gültig anhört, und sagt mir es bei Gelegen-heit wieder — Nächstens ein Mehres — Gott befohlen!

Am folgenden Morgen reiste Solau nach der Stadt und fand bald, was er suchte. Einige Stunden weit davon, erfuhr er, lebte ein wackerer Prediger mit seiner sehr verstän-digen und geschickten Hausfrau, und zwei Töch-tern, ungefähr von Röschens Alter in sehr angenehmen Verhältnissen mit der adelichen Fa-milie des Ortes. Der Pfarrer gab in seinem Hause den Fräulein mit seinen Töchtern Unter-richt in Religion, Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, fremden neuern Sprachen und in der Muttersprache, und zwar in letzterer da-durch, daß er sie aus guten Dichtern und Pro-saikern einander vorlesen, und sie fleißig kleine Ausarbeitungen aller Art verfertigen lies; auf dem Edelhofe erhielten des Pfarrers Töchter nebst den Fräulein von Lehrern, die an gewis-sen Tagen aus der Stadt kamen, in Musik, Gesang und Tanz, und von einer sehr geschick-ten Hausfreundin, ja oft von der Edelfrau

selbst, in allen feinern weiblichen Modearbeiten Unterricht. Im Pfarrhause wurden gleichsam die Fruchtbäume des sittlichern Lebens, auf dem Edelhofe die Blumen desselben gepflanzt und gepflegt, und gediehen, daß es eine Freude war.

Da Solau diesem ihm von mehrern Bekannten empfohlenen Orte so nahe war — er lag nicht weiter, als etwa drei Stunden von der Stadt; — so begab er sich sofort hinaus zu dem Pfarrer, fand alles, wie es ihm war geschildert worden, ja seine Erwartungen noch übertroffen, und erlangte ohne Mühe Röschens Aufnahme in diese liebenswürdige Familienanstalt, um so mehr, da sein Name aus der Sternbergschen Geschichte beiden Familien in Reinthal rühmlichst bekannt war. Es wurden alle nothwendigen Verabredungen genommen und ausgemacht, daß Röschen künftige Weihnachten nach Reinthal gebracht werden sollte.

Als Solau nach Sternberg zurückkam, mußte er von Röschens Aeltern zu seinem Kummer vernehmen, daß sie weder in die Stadt noch sonst wohin, sey es auch nur auf kurze



Zeit, sich begeben und ihre guten Aeltern verlassen wolle. Weder die gelassenen vernünftigen Vorstellungen des Vaters, noch die mit Kernsprüchen und Liederversen vermischten Scheltworte der heftigen Mutter hatten Eindruck auf das Trotzköpfchen gemacht. Es würde, meinte die Mutter, wohl nichts aus der Sache werden. Zwingen können wir sie doch auch nicht füglich, meinte der Vater.

Jetzt erschien Röschen. Die Aeltern, um Solau zu zeigen, daß die Schuld nicht an ihnen liege, wenn sein Plan vereitelt würde, wiederholten alle Ermahnungen, die sie ihr bereits gegeben, alle Beweggründe, die sie ihr bereits vorgestellt hatten; Röschen schien als auf etwas schon oft Gehörtes, nicht darauf zu achten, und trocknete sich ein Paar Unmuthsthränchen aus den Augen. Jetzt machte ihr Solau die angenehmste Schilderung von dem Orte, von den Personen, von den Beschäftigungen, denen sie entgegen geführt werden sollte; Röschen hörte ihm aufmerksam zu, und weinte nicht. Deine Hand, mein liebes Röschen, rief er endlich mit dem herzlichen Tone der Freundschaft: Schlage ein!

Folge deinen guten Aeltern, folge deinem Freunde! und sie reichte ihm die Hand. Ich will ihnen folgen, sagte sie mit so rührendem Tone und mit so freundlicher Miene, daß jener ihm noch lange nachher in den Ohren klang, diese noch lang ihm vor den Augen schwebte — Sie gestand nach seiner Entfernung, ihren Aeltern, sie wüßte nicht, wie ihr geschehen wäre; der Herr hätte eine ganz besondre Gabe zu überreden; sie hätte müssen Ja sagen! Auf uns Aeltern aber hörtest du nicht, garstiges Ding — murrte die Mutter. So sind die Mädel!

Am Weihnachts heiligen Abend sollte sie ausgemachtermaßen von Solau und ihrem Vater nach Reinthal gebracht werden. Es war Schlittenbahn; jener gab einen schönen zweisitzigen Schlitten her, der Richter spannte seine zwei raschen Füchse vor, und fuhr selbst. Beim Einsteigen bemerkte Solau, daß Röschen, obgleich die Kälte nicht eben streng war, doch zu leicht angezogen wäre, und es sollten noch Filzschuhe und ein Mantel herbeigeschafft werden; allein sie trotzte auf ihr warmes veil-

chenblaues Pelzjäckchen, auf das rothe Tuch um den Kopf, auf das Heu zu ihren Füßen, auf der Mutter Muff, worein sie allenfalls die Hände stecken konnte, auf ihre Gewohnheit, Kälte zu vertragen, und auf die Paar Stunden, die sie zu fahren hätten. Kaum ließ sie zu, daß ihr die Mutter noch ein baumwollenes Tuch um den Hals binden konnte, als sie ihr ihren Segen auf den Weg mitgab. Ein Uhr Nachmittags fuhren sie ab, gegen Abend konnten sie in Reinthal seyn.

Röschen war Anfangs recht munter und gesprächig, nicht weit von der Stadt aber, als Solau das Gespräch auf Bolzheim brachte, und sie an die Zeit ihrer ersten Bekanntschaft erinnerte, ward sie ganz still, und fing an, über Kälte an den Füßen zu klagen. Siehst du, böses Mädchen, wenn man nicht folgt! — Aber ich will gleich Rath schaffen! Sie fuhren eben durch die Stadt am Markte hin. Er ließ den Vater halten, stieg aus und kaufte ein Paar tüchtige Filzschuhe. Wer sie aber nicht anzog, war Röschen. Wie weit haben wir denn etwa noch zu fahren? In einem

Stündchen sind wir da. Was würden sie in Reinthal von mir denken, wenn ich, ein Landmädchen, in Filzschuhen erschien? Ich will doch auch gern nett aussehen.

So wie sie zur Stadt hinaus waren, fing's gegen Abend an kälter zu werden. Die Kälte nahm in kurzem so zu, daß Röschen erst von einem Zittern befallen, und dann so schläfrig ward, daß sie sich des Schlafes nicht erwehren konnte. Solau war eben mit dem Vater im Gespräch begriffen, und gab nicht auf sie Achtung. Auf einmal fühlte er, daß sie sich zu ihm herüberneigte, und ihr Kopf auf seiner Schulter lag. Sie war fest eingeschlafen — Er rief ihr ins Ohr: Röschen, liebes Kind! um Gottes Willen, was machst du? Schlaf nicht, schlafe ja nicht, Mädchen — du erfrierst, wenn du fortschläfst. Er rüttelte an ihr; sie schlug die Augen auf, und sah ihn voll Verwundrung an. Warum, sagte sie trübselig: lassen sie mich denn nicht schlafen? Ach! ich schlief so sanft — Mir träumte, ich sah Sie kommen — Sie holten mich aus einem schönen Garten. Ich brachte Blumen mit, ach! sehr

schöne Blumen — Ich streute sie Ihnen und mir auf den Weg — O mein Röschen! rief Solau aus: du wandelst jetzt leider! nicht auf Blumen. Zieh jetzt ja meine Filzschuhe an. Vater! Wir wollen anhalten. Reib' er Röschen die Füße, ich will ihr die Hände zu erwärmen suchen. Sie rieben und wärmten beide, was sie konnten, dann steckte ihr der Vater die Füße in die Filzschuhe, Solau die Hände in den Muff — Nun ging die Reise weiter. Jetzt ließ sie Solau nicht einen Augenblick mehr aus dem Gesichte, und scherzte mit ihr, daß sie, ein so frisches Landmädchen schläfrig geworden wäre. Ach! sagte sie, ist es denn ein Wunder? Ich habe fast die ganze vorige Nacht kein Auge zugethan, daß ich meine Aeltern, die ich so lieb habe, auf so lange Zeit verlassen sollte — Und hernach hab' ich den ganzen Morgen räumen, einpacken, heben und legen müssen. Ich war schon recht müde, als wir abfuhren — Nun aber, fiel Solau ein, sind wir, dem Himmel sey Dank! an Ort und Stelle. Hier die Pfarrwohnung! Vater, halt an! Er sprang aus dem Schlitten.

Jetzt erschien der Pfarrer mit Frau und Töchtern an der Thüre, um die Angekommenen zu empfangen. Wenn Röschen über Jucunden und Serenen, den liebenswürdigen Zwillingstöchtern des Pfarrers, die ihr im Zwielicht noch einmal so schön vorkamen, als sie wirklich waren, zwei große Augen machte, so machten diese vier noch weit größere beim Anblick des schönen Landmädchens, das sie sich troz der seelenvollen Schilderungen, die ihnen Solau von ihr gemacht hatte, bei weitem so schön nicht gedacht hatten. Sie faßten sie sogleich jede bei einer Hand und führten sie in die warme Unterstube; die Pfarrleute nahmen Solau in die Mitte, und folgten ihnen nach. Der ehrliche Richter überlieferte dem Knechte seine Pferde zu treuer Pflege, schüttelte den Schnee von Mantelkragen und Müze, und folgte dem zurückgekommenen, ihn abholenden Pfarrherrn. Gott hat sein Kind, sagte dieser, sehr schön gebildet, lieber Herr Richter; ist sie eben so gut, so freue ich mich, auf einige Zeit Vaterstelle bei ihr zu vertreten — Ja, thun Sie das, darum will ich sie freundlich gebeten haben, versezte der Alte, wollte



noch etwas zu seiner Tochter Lobe sagen, konnte aber vor Rührung nicht sprechen, und trat mit Thränen in den Augen, an der Hand des Pastors unter die Gesellschaft!

Ihr Mädchen, sagte Mama, als sie nach einer kurzen Entfernung wieder kam, nehmt ein Licht, und führt unser Röschen hinauf; zeigt ihr euer Zimmer und ihr Schlafkämmerchen daneben; haltet euch aber nicht gar zu lange bei euern sieben Sachen auf; dazu ist morgen auch Zeit — Hernach geht in die Eckstube, und nehmt weißes Tischzeug aus der Commode. Da habt ihr den Schlüssel. Die Mädchen gingen voran, die Uebrigen schlichen ihnen nach, jene nach ihrem Zimmerchen, diese in die Eckstube.

Was ist das? sagte Jucunde, als sie auf die letztere zugingen: Es schimmert Licht durch das Schlüsselloch. Serene riß die Thüre hastig auf; die Mädchen waren fast geblendet von den vielen Lichtern, die auf einer langen weiß-gedeckten Tafel die Abtheilungen von Weihnachtsgeschenken beleuchteten, welche sich als solche durch die voranliegenden Stollen ankün-

digten. Röschen blieb vor Erstaunen an der Thüre stehen, die Zwillingsschwestern hüpften fröhlich jede auf einen Stollen zu, und lasen ihre Namen darauf. Auf dem mittlern war zu lesen: Für unsre Pflegetochter Röschen. Sie mußte herbei, um zu sehen, was der heilige Christ beschert hatte. Sie weigerte sich, man drohte ihr mit dem Knecht Ruprecht — Sie kam, und fand drei feine Anzüge vom Fuß bis auf dem Scheitel, dann Bücher, neue Musikalien, Schreibegeräthe, Näh- Stick- und Strickwerkzeuge, kurz Alles, was sie in ihrer künftigen Lage nöthig hatte. Sie sah rund herum die hinter dem Tische stehenden, und sich an der Freude der jungen Mädchen weidenden Personen an, als ob sie den suchte, den sie für diese Geschenke danken könnte. Endlich ergriff sie des Pfarrers Hand: Ich bedanke mich zum schönsten, Herr Pastor — „Nicht bei mir, mein Kind, sondern“ — Sie ging zu der Mama: — Bei Ihnen? — „Nein, Röschen, hier nicht, sondern“ — Sie ging zu ihrem Vater: Ja bei dir, bei dir, Vater! rief sie aus, und fiel ihm um den

Hals — „Auch bei mir nicht, sondern“ — Solau hatte sich in einen Winkel zurückgezogen; ihre Augen suchten ihn — Ach! ja, bei Ihnen, Herr Doctor — Gewiß! Aber wie kann ich, darf ich das von Ihnen annehmen? fügte sie mit Erröthen hinzu — Auch bei mir sollst du dich nicht bedanken, mein Röschen, sagte Solau, sondern — du nimmst an, was dir aus gutem Herzen beschert worden ist, und brauchst und verbrauchst es gesund und vergnügt.

Der Weihnacht heilige Abend war für Solau ein wahrer Festabend, wie er sich noch keinen verlebt zu haben erinnerte. Er war unter allerliebsten Leuten, deren Anzahl noch durch die blühende Jugend vom Edelhofe vermehrt ward, welche nicht nur die Begierde, Röschen zu sehen, sondern auch das Verlangen zu erzählen und sich erzählen zu lassen, was auf dem Hofe und im Pfarrhause war beschert worden, noch ziemlich spät hergelockt hatte. Er selbst war gewissermaßen der Mann des Abends. Alt und Jung, der Richter und Röschen ausgenommen, waren neugierig, die Sternbergische Geschichte, von der sie dieß und das

gehört hatten, von einem so hübschen Manne, wie Solau war, der dabei eine so wichtige Rolle gespielt hatte, recht ausführlich zu vernehmen. Röschen nahm ihn, ehe er seine Erzählung anfing, auf die Seite, und bat ihn heimlich recht dringend, daß er ihrer dabei so wenig, als möglich, erwähnen möchte. Sie hätte, äußerte sie, ihre guten Ursachen — Er glaubte diese zu verstehen, und versprach ihrem Wunsche zu entsprechen. Sie saß ihm zunächst, und so oft die Rede von ihr war, zupfte sie ihn verstohlen, aber merklich genug, am Rocke. Sie hatte Ursache mit seiner Schonung, so wie die ganze Gesellschaft mit seiner launigen, sehr unterhaltenden Erzählung zufrieden zu seyn. Man trennte sich ziemlich spät.

Am folgenden Morgen saß Solau mit dem Richter und den Pfarrleuten noch beim Frühstück, als die Mädchen bereits zum Kirchgange angekleidet, erschienen. Er stutzte, er empfand bei Röschens Anblicke eine noch nie empfundene Regung. Es war Liebe, seine erste Liebe, die ihm aber seine Freundschaft für Bolzheim in der Geburt zu ersticken gebot — Wie ist mir

denn? sagte er bei sich selbst. Warum hab' ich denn diese Empfindung nicht eher gehabt? — Was die Kleider nicht thun! Und allerdings hatten diese ihre Reize nicht wenig erhöht. Der ihr Abends vorher bescherte hellblaue Merino-Anzug, mit dem schönen Palatin und das niedliche Kastorhütchen standen ihr allerliebst. Der Vater konnt' es gar nicht glauben, daß das sein Röschen wäre. Er konnte sich nicht satt an ihr sehen. Beinahe hätte er sie Sie genannt, als er auf ihren Morgengruß dankte, und Solau unterließ wirklich gegen sie von diesem Augenblicke an das vornehme Du, damit es nicht zum traulichen werden möchte; einmal, meinte er, müßte es doch zu dem verhältnißmäßigen Sie kommen.

Nach dem Gottesdienste, den Solau durchgängig so, wie er auf dem Lande seyn soll, gefunden hatte, machten er und der Richter sich reisefertig, so herzlich auch die Predigerfamilie bat, noch länger zu verweilen. Er hatte nur zu sehr Ursache zu eilen, wenn sein Herz nur mit einer leichten Wunde davon kommen sollte. Die Trennung von Röschen ward

ihm um so schwerer, je deutlicher er sah, daß der Abschied von ihrer Seite fast zu zärtlich war. Ihr Abschiedskuß war mehr gegeben, als empfangen. Dem Vater sagte sie ein ziemlich gefaßtes, wiewohl kindliches Lebewohl, ihm eins mit ein Paar Thränchen in den schönen blauen Augen.

Es war ein Glück für Solau, daß er einen erzhumoristischen Reisegefährten nach der Stadt bekam, einen ältlichen Kupferstecher, der Tags vorher auf dem Edelhofe Zeichenstunden gegeben hatte. Er kam eben vom Hofe und blieb in einiger Entfernung von der Pfarrwohnung stehen, als Solau in den Schlitten stieg, um welchen Alles, was im Pfarrhaus lebte, versammelt war. Sieh da! sagte Serene, den Zeichenmeister erblickend, zu Jucunden: der Herr Superintendent Lehmann — Superintendent? fragte der Pastor: Wenn ist er denn das geworden? Er hat uns selbst erzählt, erwiederte Jucunde, daß ihn seine guten Freunde in der Stadt so nennten, weil einmal Einem von ihnen geträumt hätte, er wäre unter die Superintendenten gegangen; und nun nennen

wir ihn auch so — Sonst hieß er nur der graue Mann — Freilich muß er es nicht hören — Er ist ein guter und launiger Mann, Herr Doctor, nehmen Sie ihn doch mit? Ich weiß so nicht, fiel Serene ein, wie er in dem schweren grauen Mantel und mit dem großen Packet Zeitungen und Journalen unterm Arme im Schnee fortkommen will.

Solau war eben so bereitwillig ihn mitzunehmen, als Lehmann auf des Pfarrers Einladung zum Einsteigen, und beide hatten im geringsten nicht Ursache ihre Bereitwilligkeit zu bereuen. Dieser kam so bequem als möglich mit fort, und jenem ward durch des Kupferstechers zwar etwas langweilige, aber durch ächtkomische Entladungen von Witz und Laune kurzweilige Unterhaltung, das schöne Röschen, das ihm, wenn er allein war, gewiß auf dem ganzen Wege vor den Augen geschwebt hätte, recht erwünscht aus denselben gerückt. Er hätte ihn gern bis Sternberg mitgenommen, aber Lehmann entdeckte ihm mit einem unbändigen Seufzer, er ginge auf Freiers Füßen, und müsse zu seiner Charmanten, für welche er einen Saß

delikaten Bauerkuchen vom Gärtner aus Reinthal mitbrächte — Erst hatte er sein Packet für einen Vierteljahrgang Morgenblatt ausgegeben — Mich hat, fügte er hinzu: manchmal unterwegs nach dem Kuchen gelüstet. Wär' ich zu Fuß und allein gewesen, wer weiß, hätt' ichs nicht mit meinem vierblättrigen Kuchenkleeblatte gemacht, wie der junge Schulmeister Wuz in Jean Pauls unsichtbarer Loge, der für seine Liebste einen viereckigen Pfefferkuchen aus der Stadt mitnahm. Erst brach Wuz nur, um ihn zu kosten, die vier Ecken davon ab, damit er rund würde; aber er ward achteckig. Nun knipp er weiter die acht Ecken ab, und nun war er zwar ziemlich rund, aber viel zu klein für einen Pfefferkuchen der Liebe. Ach! sagt er da zu sich selbst: Hol's der Teufel! Ich freß ihn vollends selber — Hier trennte sich Lehmann danksagend von Solan, der ihm seine neue Zeichenschülerin im Pfarrhause zu Reinthal besonders noch empfahl, und sich von ihm versprechen ließ, einmal nach Sternberg zu kommen, und ihm von Röschens Fortschritten Nachricht zu geben.

Solau war bald nach seiner Anstellung in Sternberg das Orakel der ganzen Umgegend in Rechtsangelegenheiten geworden, was ihm eine Menge Geschäfte und Zerstreuungen verschaffte. Diese fehlten ihm denn auch nicht nach seiner Zurückkunft von Reinthal, und er verwickelte sich um so lieber in dieselben, jemehr ihm dadurch sein pflichtschuldiges Losreißen von dem Gedanken an Röschen erleichtert ward. Um nicht zu lebhaft an sie erinnert zu werden, vermied er, so viel möglich, mit ihren Aeltern von ihr zu sprechen, schrieb nicht an sie, wie er doch versprochen hatte; und schlug sich ihr Bild, so oft es in Nebenstunden, oder vor dem Einschlafen, oder beim Erwachen auf ihn andrang, mit Hülfe der Mathematik, die er den Winter über vorzüglich trieb, tapfern Muthes aus dem Sinne. Schon glaubt' er, einen vollkommnen Sieg über seine Neigung erfochten zu haben, als einmal an einem schönen Frühlingsmorgen Röschens Mutter mit verweinten Augen zu ihm kam, und ihm meldete, der Pfarrer zu Reinthal habe geschrieben, und Röschen sey krank. Er mache es zwar nicht

gefährlich, aber man könne nicht wissen — Ihr Kind solle nicht sagen können: Vater und Mutter verlassen mich. Wo könne man besser seyn, als in dem Schoos der Seinen? — Ob auch eine Mutter ihr Kind verlassen könne? Der Vater könne der vielen Feldarbeit wegen schlechterdings nicht abkommen und brauche auch die Pferde; sie aber wolle, müsse zu ihrem kranken Kinde. Sie wisse jedoch weder Weg noch Steg nach Reinthal — und da dem Herrn Doctor doch auch daran liegen müsse, zu wissen, wie es um das Mädchen stünde, so frage sie ihn, ob er nicht die Güte haben wolle, sie, sobald als möglich, zu ihr zu bringen?

Solau überlegte nicht lange. Die Mutter hatte Recht; es mußte ihm, um Bolzheims willen, daran liegen, das kranke Mädchen zu sehen. Er riß aber vielleicht dadurch auf einmal wieder ein, was er bisher mit so vieler Mühe gebaut hatte? Ein hübsches Mädchen, das man nicht lieben darf, alsdann wieder sehen, wenn man den Sieg über seine Liebe durch die Vernunft beinahe davon getragen hat, heißt das nicht der Liebe den Sieg über

die Vernunft muthwillig in die Hände spielen? Solau fürchtete jedoch das nicht. Am Ende, — so sagt' er zu sich selbst: Was kann mir ein krankes Mädchen thun? Meine bereits besiegte Liebe zu ihr verwandelt sich in Mitleid, und das Mitleid vertreibt mir die verliebten Gedanken. Mutter! rief er der Richterin zu: Geh' nach Hause, und mache dich reisefertig. In einer Stunde fahren wir nach Reinthal.

Sie kamen dort an und fanden Röschen von einem ziemlich starken Schnupfenfieber ohne Arzt und Arzeneien blos durch ihre kräftige junge Natur vollkommen wieder hergestellt. Auf diese sich verlassend, weigerte sie sich standhaft, Arzenei zu nehmen; kaum daß man sie zu einigen Hausmittelchen, die sich immer in der Frau Pastorin Hausapotheke befanden, bereden konnte, obgleich sie in der ersten Fiebernacht in einem unruhigen Traume einigemal, wie die bei ihr wachende Serene gehört haben wollte, nach dem Doctor verlangt hatte. Wie schön erröthete sie, als dieses Umstandes von Serenen erwähnt ward! Sie erinnerte sich, — was sie freilich Niemanden gestand — in

jener Nacht wachend und träumend sich mit Doctor Solau unterhalten zu haben. Zu ihrem Glücke hatte sie seinen Namen nicht ausgesprochen.

Es war eben der Himmel auf Erden, die holde Jahreszeit, wo die verjüngte Natur im milden Sonnenscheine grünte und blühte, wo Nachtigallen schlugen, wo von Blumen- und Blütendüften erfüllt die linden Lüfte weheten, die Wellen im Bache voller und lieblicher rauschten, zumal in dem romantischen Thale bei Reinthal, welches die Familie O.. durch die geschmackvollsten Anlagen seit mehrern Jahren verschönert hatte. Röschen erzählte dem Doctor, wie schön das Alles sey, und daß sie seit ihrer Wiedergenesung diese Anlagen schon einigemal besucht, und hier ein wohlthätiges Luft- und Sonnenbad gebraucht habe, und immer neu gestärkt aus demselben zurückgekehrt sey. Heut war sie noch nicht draußen gewesen, Solau hatte das Thal noch nicht besucht; natürlich daß er es zu sehen wünschte, natürlich, daß Röschen sich ihm zur Führerin anbot.

Wie sind Sie, liebe Freundin mit ihrem

Aufenthalte in des Pfarrers Hause zufrieden? fragt' er sie, um das Gespräch auf eine ihm und ihr höchst wichtige Angelegenheit zu leiten, über die er mit ihr ohne Zeugen sprechen mußte.

Sie versicherte ihn, daß sie sich vollkommen glücklich fühle unter so guten Menschen, von denen sie so geliebt würde, bei denen sie so schöne Dinge sähe und lernte; bei denen sie die Zeit so angenehm verlebte, daß sie lebenslang unter ihnen zu seyn wünschte — Ihre Augen glänzten hier von reiner Seelenfreude, sie ergriff Solan's Hand, und dankte ihm mit einem herzlichen Händedruck, daß er sie hierher gebracht habe.

Er. Aber Sie können hier nicht bleiben. Sie kommen wieder zurück ins väterliche Haus —

Sie. Ach! gern kehr' ich auch zu meinen guten Aeltern wieder zurück.

Er. Und heirathen nächstens einen ehrlichen und braven Landmann, wie gewiß sonst ihr Wille war.

Sie. Ich dachte noch nicht an das Heirathen.

Er. Denken aber gewiß bald daran. Ein

Mädchen, wie Sie, bleibt gewiß nicht lang ohne muthige Freier. Es giebt so manchen jungen heirathslustigen Mann in Sternberg und da herum.

Sie. Aufrichtig, Herr Doctor, ich bin verwöhnt — Es würde mir, glaub' ich, schwer werden, mich in dem Stande, worin ich gebo-ren bin, künftig wohlzubefinden. Ich habe eine, ich will nicht sagen bessere, aber feinere, gebildetere Welt kennen gelernt —

Er. Mit der Sie künftig lieber zu leben wünschten?

Sie. Ich kann es nicht läugnen — In-dessen —

Solau freute sich innig über diese ihre Aeußerung, weil sie ihm ein Beweis war, daß er sich nicht geirrt hatte, als er seinem Freunde Bolzheim eine solche Frucht von ihrer Ver-pflanzung auf einen sorgfältiger bearbeiteten Boden vorhergesagt hatte. Er fragte weiter: Wie wenn Sie auf dem Wege wären, der Er-füllung dieses sehr gerechten Wunsches entgegen zu gehen?

Sie. Wie so?

Er. Mein Freund Bolzheim hatte die Absicht —

Sie. O nein, nein! — Hier muß ich Ihnen die Hand auf den Mund legen —

Er. Und ich schiebe sie sanft hinweg, und fahre fort: Er hatte die Absicht sich eine junge Frau aus der Fremde mitzubringen, wie Sie wissen werden.

Sie. Ich freue mich sehr darüber. Er wird gewiß eine glückliche Wahl getroffen haben. Ich wünsche es von Herzen.

Er. Er bringt sie aber nicht mit, schreibt er mir, indem er sie nicht so gefunden, als man sie ihm geschildert hat.

Sie. Das thut mir sehr leid. Der arme Herr Bolzheim!

Er. Auch schreibt er mir, er habe ein hübsches Mädchen in der Heimath zurückgelassen, der er bereits die Ehe versprochen.

Sie. O ja! die muß er nehmen. Sie nimmt ihn gewiß gerne.

Er. Also darf er hoffen, kein Körbchen zu bekommen von meinem lieben Röschen?

Sie. Von mir? — Mir hat er die Ehe mit keiner Sylbe versprochen.

Er. Aber im Herzen; und ich soll Ihnen das sagen; Sie sind bestimmt, seine Gattin zu werden.

Sie. O mein Gott! — Hat es mir doch geahnet! — Aber nein! Ich kann, ich darf nicht die Seine werden — Ich bin — ich denke — ich weiß nicht — Aber wozu diese Zurückhaltung mit Ihnen, meinem Freunde? Ich bin ein ehrliches, aufrichtiges Mädchen; ich will als solches mich Ihnen zeigen. Hören Sie denn: Mein Herz, mein ganzes Herz besitzt schon ein Andrer — Ich kann Herrn Bolzheim nicht lieben, und ohne Liebe will ich ihn nicht heirathen. Haben Sie die Güte, und schreiben Sie ihm das.

Er. Kenn' ich den Mann Ihrer Liebe?

Sie. Ja!

Er. Können Sie mir seinen Namen sagen?

Sie. Noch nicht. Vielleicht mit der Zeit — vielleicht nie — nie! O mein Gott!

Hier legte sie das erglühende Gesicht mit den thränenden Augen in beide vorgehaltene

Hände; ihre Schritte wankten; — eine Rasenbank war in der Nähe — Solau nahm sie an den Arm, ihre Hand in die seinige. Sie zitterte. Sie saßen einige Minuten stumm neben einander.

Mehr als einmal war Solau im Begriff, ihr den Mann ihres Herzens zu nennen. Aus so vielen kleinern und größern Umständen war er nur zu gewiß, daß sie ihn meinte. Es drängte ihn, ihr seine Liebe zu gestehen, die zurückgedämmte, die jetzt mit aller Macht seine ganze Seele erfüllte, in allen seinen Adern und Pulsen rollte und pochte. Aber wie konnt' er es, ohne an Bolzheim, seinem besten Freunde, an ihm, dem er seine vortheilhafte Lage, sein zeitliches Glück zu danken hatte, zum Verräther werden? — Freundschaft stärker, als Liebe! rief er plötzlich sich ermannend und aufstehend. O heilige Freundschaft, beweise deine Macht an mir! Er wendete sich zu Röschen: Theures, liebes Mädchen, haben Sie Sich erholt? Können wir weiter gehen? Es war nicht gut, daß wir allein gingen; für Sie nicht, für mich nicht. Doch sprechen wir von etwas

Anderm — Nur so viel noch: So wie ich heimkomme, schreib' ich an Bolzheim von Ihrer Abneigung gegen ihn.

Sie. O! nennen Sie es nicht mit einem so harten Namen!

Er. Nun denn, von Ihrer Zuneigung zu einem Andern, einem Glücklichern.

Sie. Ja, ja! so schreiben Sie, mein theurer Freund — Sie drückte ihm traulich die Hand und hing sich an seinen Arm. Es ist mir doch viel leichter um's Herz geworden, sagte sie unterwegs — Sollte man mir's anmerken, daß ich so bewegt, so gerührt war? Sieht man's, daß ich geweint habe?

Solau gehörte zu den wenigen glücklichen Menschen, die sich und andre von zu ernsthaften Gefühlen, Gedanken und Gesprächen, wenn sie lästig zu werden beginnen, durch eine schnelle Wendung in das Gebiet des Scherzes herüberzuziehen und in frohere Laune zu versetzen wissen. Sieht man es, sagte er zu Röschen, daß sie geweint haben, so sprechen Sie nur, ich hätte Sie tüchtig gescholten, daß Sie, wie mir zu Ohren gekommen, bei dem Herrn Pastor

nichts lernten, der Frau Pastorin nicht folgten, mit den beiden hübschen Zwillingschwestern immer zankten; Allen, denen Sie zu nahe kämen, ein Dorn im Auge wären — Die Thränen hätt' ich Ihnen abgepreßt.

Sie. Ja wohl, ja wohl! Aber man wird nicht glauben, daß sie mich so gescholten haben, weil man zu gut weiß, daß ich Ihre Strafpredigt nicht verdiene. Lieber mach' ichs so.

Hier hauchte sie in beide Hände, sie ein Weilchen vor das Gesicht haltend. Sieht man noch etwas? fragte sie.

Er. Ein Paar Wölkchen hat der kleine Windstoß Ihres Athems doch noch nicht von der Stirne verscheuchen können; sie werden sich aber schon verliehren. —

Jetzt traten sie in den Pfarrgarten, wo so eben die ganze Familie beschäftigt war, der Mutter zuzureden, daß sie ihre Zurückreise wenigstens bis auf den andern Morgen verschieben sollte. Sie war aber nicht zu bewegen, so sehr auch Röschen selbst ihr zuredete. Solau vereinigte seine Bitten nicht mit denen der Uebrigen. Sein Herz mahnte ihn zwar, länger

zu bleiben, aber seine Vernunft brachte das Herz zum Schweigen, und gab ihm den guten Rath, sich sobald als möglich aus Röschens gefährlicher Nähe zu entfernen. Sie reisten noch an demselben Tage wieder nach Sternberg.

Die erste Arbeit, die Solau am folgenden Morgen vornahm, war, daß er an Bolzheim schrieb. Er schilderte ihm Röschens Herzenszustand den Einsichten gemäß, die er Tags vorher über denselben erhalten hatte, ohne jedoch des seinigen zu erwähnen, oder sonst etwas beizufügen, das Bolzheims Liebe zu ihr zu mehren oder zu mindern, zu stärken oder zu schwächen gedient hätte. Er erlaubte sich weder Wasser noch Oel ins Feuer zu gießen. Der Brief ging nach A.., wo er durch das Felseckersche Handelshaus weiter befördert werden sollte.

Solau's Lage in Bezug auf Röschen war von dieser Zeit an ungefähr wieder so, wie sie vor seiner Frühlingsreise nach Reinthal gewesen war. Anfang Septembers erhielt er folgenden Brief von Bolzheim von erwähntem Orte aus geschrieben, wo er sich eben auf der Rückreise befand.

A.. am 31. August.

Lieber, theurer Reinhold,

Ich bin dir ganz confus. Heute Nachmittags komm' ich hier im silbernen Anker an, und finde auf dem Tische in meinem Zimmer den Komödienzettel. Was erblicken meine Augen? Was lese ich? „Das Gut Sternberg, Lustspiel in vier Aufzügen von Frau von Weissenthurn" — Personen, theils mir bekannte, theils unbekannte Namen, aber lauter bekannte Charakter — Ich gehe ins Schauspiel, rief ich meinem Lohnbedienten zu — Fort! Mit mir! — Es ward bald sechs Uhr — Ich renne, wie besessen von Neugierde, nach dem Theater, der Lohnbediente keucht neben mir her. Kaum daß ich noch einen Platz im Parket bekomme. Das Haus war ungewöhnlich voll, ich ungewöhnlich neugierig.

Richtig! Es war meine Geschichte — Was wird das nur für ein Röschen seyn? dachte ich. Ach! so eins, wie meines in Sternberg, gewiß nicht. Es heißt Manche so, ist's aber nicht — Man kann dabei nicht singen, dabei

nicht fröhlich seyn — Jetzt erschien das Pseudoröschen, Fräulein Linde, die, wie man mir gesagt hatte, an Masern krank gewesen war, und heute völlig hergestellt zum erstenmal wieder auftrat. Himmel, was für ein Lärmen erhob sich bei ihrem Anblick neben und hinter und über mir! Alle Hände waren in klatschender Bewegung, alle Stimmen riefen: Rosa Linde soll leben! Lebe hoch! — Es galt meinem Röschen — Meinem? — So wahr ich lebe, Bruder. Ich dachte, sie wär's leibhaftig. Solche Aehnlichkeit ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen; Gesicht, Mienen, Geberden, Stimme, Wuchs, Haltung, Bewegung, Kleidung sogar — Alles, Alles, wie bei meinem Röschen in Sternberg. Ist sie es selbst, dacht' ich, so ist sie der Natur durchaus getreu geblieben; ist sie es nicht, so ahmt sie die Natur unverbesserlich nach.

Das ganze Stück ward sehr gut gegeben — Ich gefiel mir nicht besonders. Mein Stellvertreter nahm mich zu purschikos, und schlenkerte zu viel mit den Armen; aber sehr schön spielten Röschens Vater, als Dorfrichter, und

der Spitzbube von Amtmann, der mich in das Loch Nummer Drei stecken ließ; am ausgezeichnetsten war mein holdes Röschen. Kein Wunder, daß ihr bei jedem Abgange die Zuschauer Beifall klatschten, und brava Rosa! nachriefen! daß mir meine Nachbarn einstimmig versicherten, sie sey die schönste Zierde ihres Theaters, daß sie nach dem Stücke herausgerufen ward, daß, so wie sie heraustrat, aus einer der obern Logen bunte Papierstreifen mit einem Gedichte an sie herunterflatterten. Ich war so glücklich, eins zu erwischen, und will es dir noch, so müde und schläfrig ich auch bin, abschreiben:

An Rosa Linde.

Als Du uns wieder erschienst,
Da rief Hygeja aus: „Errungen
Ward Rosa's Genesung! Heil mir!
Mir ist ein schönes Werk gelungen!"

Als Du uns wieder erschienst,
Da freuten sich die Abendhoren
Und riefen: den Freunden der Kunst
Gehn seltner wir forthin verloren.

Als Du uns wieder erschienst,
Da freuten sich die Charitinnen,
Und flüsterten: „Schwesterchen kam,
Uns Herzen wieder zu gewinnen.“

Als Du uns wieder erschienst,
Da freuten sich die Musen alle,
Und sangen: „Nun fehlet nicht mehr
Die Zierde unsrer heilgen Halle.“

Als Du uns wieder erschienst,
Da freuten Sänger sich, und Lieder
Ertönten — Nachrauscht' es im Chor:
„Wir haben unsern Liebling wieder!“

Und nun, schlaf wohl. Morgen ein Mehres.

Am 1. September.

Mein erster Ausflug diesen Morgen war zu Felseckers. Verschiedene Briefe an mich waren eingegangen; sie stecken alle noch in meiner Rocktasche. Ich hatte eine andre Neugierde, als die, sie zu lesen. Ich mußte mich nach Linde und seiner schönen Tochter, Rosa, erkundigen. Man konnte mir vollständige Auskunft über Beider sittliche und häusliche Verhältnisse

geben. Den Vater schilderten sie mir, als einen durchaus rechtlichen, weltklugen, vielerfahrnen, Sanguinencholericus, die Tochter als ein feingebildetes, munteres, liebenswürdiges, häusliches, sittsames, ja frommes Mädchen, das daher in der ganzen Stadt, so wie ihr Vater, in allgemeiner Achtung stehe. Ich muß sie näher kennen lernen, dacht' ich, ließ mir ihre Wohnung sagen und ging hin.

Ich stellte mich Beiden als Bolzheim vor. Doch nicht das Original zu unsrer gestrigen Kopie? fragte der Vater. Nicht andern, versetzt' ich; nur daß ich einen andern Namen habe. Besitzer von Sternberg bin ich wirklich; gewonnen durch Verlosung hab' ich's auch, und zwar eben als Holland in großer Noth war — Kurz Frau von Weißenthurn hat sich wenig oder gar nicht genirt, hat mein ganzes Beginnen und Treiben, wie es in der Wirklichkeit gewesen, auf die Bühne gebracht. Und das hübsche Röschen? — fragte Rosa mit einem Ton der Stimme, daß ich dachte, ich hörte das Sternbergische leibhaftig — haben Sie sie nachher geheirathet? Ich will noch, versetzt'

ich, wenn anders nicht — Ein andres Röschen am Wege, fiel der Vater ein — Denn wenn einer eine Reise thut — So kann er was erzählen, setzt' ich das Sprüchelchen fort, und sah dabei Rosa an. Sie erröthete lächelnd; mir gab das ordentlich einen Stich ins Herz.

Nun ward noch Manches von Sternberg, von dir, von Röschen, von meiner Reise, von der Veranlassung zu derselben geplaudert — Nach einem Stündchen sehr angenehmer Unterhaltung, empfahl ich mich, bat um Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, ward für morgen zum Thee eingeladen, und wanderte mit meinem Stiche im Herzen nach Hause, um dir, was du so eben gelesen hast, zu schreiben. Und nun zu den Briefen in der Rocktasche! Wie mir Felsecker sagte, ist einer von dir darunter. Er hat über drei Monate bei ihm gelegen, weil man nicht gewußt hat, wo ich mich eigentlich herumtreibe. Dieser wird natürlich zuerst gelesen.

Himmel! was hab' ich so eben gelesen? Röschen will mich nicht? Sie liebt einen Andern? — Das bist am Ende du, Spitzbube! —

Meinetwegen — Nimm sie, nimm sie hin! Dir gönn' ich sie vor allen Andern. Ich sehe ja hier einen alten Hanbuttenstock mit einer andern herrlichen Rose. Gelingt mir es, sie zu brechen, so sind wir beide geborgen, und die beiden Mädchen dazu.

Am 2. September.

Der Thee ist glücklich hinunter, und hat unterwegs die Liebe zu der schönen Rosa Linde keinesweges hinweggeschwemmet, vielmehr derselben, wie ein wohlthätiger Regen der jungen Saat im Frühling, neue Nahrung und Kraft verliehen. Ich ging so eben zehnmal verliebter von Rosa weg, als ich vor zwei Stunden zu ihr kam.

Ihr Vater war so artig, mir seinen Gegenbesuch zu machen, und mich zum Thee abzuholen. Ich machte, so nach meiner Art, kurz Federlesens mit ihm, und sagte ihm, daß ich, deinem Briefe zufolge, keine Verbindlichkeit mehr gegen das Sternbergische Röschen hätte, und haben könnte, daß ich mich aber wegen seiner ganz besondern Aehnlichkeit mit meinem

ersten in ein anderes, nehmlich in seine vortreff-liche Tochter anderweit verliebt, und zwar der-maßen verliebt hätte, daß ich sie zur Frau zu ha-ben wünschte. Daß er und sie mich noch zu wenig kennten, sollte er nicht sagen; denn es wäre ungegründet. Frau von Weissenthurn hätte mich in ihrem Stücke ganz genau geschildert, und daß ich wirklich ihr Bolzheim wäre, und nur im gemeinen Leben anders hieße, könnten sie von Felseckers, die mich genau kennten, erfah-ren — Nun frage sich's nur noch, ob seine holde Tochter, die ich nicht nur liebte, sondern auch verehrte, und nächstens, wenn das so fort-ginge, anbeten würde, ob sie mich wieder lie-ben, und aus Liebe zu mir ihren Vater und das Theater verlassen könne, um auf dem herr-lichen Gute Sternberg, in der Nähe einer großen und angenehmen Stadt, mir, als ihrem künftigen Manne anzuhangen. Der alte Herr sah mich vom Fuße bis zum Kopfe mit ein Paar Augen an, worin Verwunderung, Zweifel, Freude und Begierde mein Innres zu durchschauen, sich abwechselnd spiegelten. Endlich, nachdem ich mich ausgeredet hatte, entgegnete er: Ueber



das Herz seiner Tochter könne er eben so wenig ab- als sich aussprechen; gleichgültig, wie gegen so manchen ihrer ältern Bekannten, scheine sie ihm nicht gegen mich zu seyn — O! fiel ich ihm hier ins Wort:

Das Liebesbündniß edler Seelen
Knüpft oft ein einzger Augenblick —

Wieland mag wohl recht haben, fuhr er fort; ob es mit Ihnen und meiner Tochter der Fall sey, weiß ich, wie gesagt, nicht, denke es aber beinahe, und wünsche fast, daß dem also sey. Was das Theater betrifft, so liebt sie es keineswegs leidenschaftlich, so schmeichelhaft ihr auch der Beifall seyn muß, womit man sie seit ihrer ersten Erscheinung auf demselben beehrt hat, und so annehmlich die Bedingungen sind, unter welchen sie nächstens hier wirklich angestellt werden soll; denn ich habe keinesweges unterlassen, sie aus meiner dreißigjährigen Erfahrung mit den Miß- und Fährlichkeiten des Theaterlebens warnend bekannt zu machen. Dès ce moment j'augure bien de ma fortune! rief ich hier aus, und ergriff, da

eben die Theestunde schlug, seine Hand. Wir gingen Arm in Arm nach seiner Wohnung. Unterwegs erzählte er mir noch, daß er bei Felseckers in einer Geldangelegenheit gewesen, und — er wüßte selbst eigentlich nicht, warum? — Erkundigungen über mich eingezogen hätte. Er wußte meinen wahren Namen. Er hatte nehmlich Tags vorher schon von mir gehört, daß ich diesem Hause genau bekannt wäre.

Wir fanden die schöne Rosa an einem Schleier arbeitend für Emilia Galotti, deren Rolle sie morgen zum erstenmale spielt. Dieß gab sofort Stoff genug zur Unterhaltung, und die Paar Stunden, die wir drei verplauderten, vergingen mir, wie ein Paar Minuten. Daß ich es dabei an jenen stummen, aber höchst beredten Andeutungen der Verliebtheit, welche der lauten oft minder ausdruckvollen Sprache der Liebe, wenn man mit dieser noch nicht heraus darf, vorangehen, nicht fehlen ließ, liegt in der Natur der Sache. Was ich von Rosa für das, was ich hier gab, zurückerhielt, war freilich nur wenig, aber für einen ihr wildfremden Menschen, von dessen ernst-

haftem Dichten und Trachten sie noch nichts ahnen konnte, genug, hinreichend genug. Ich durfte, wenn ich sie wiedersah, schon auf etwas Mehr Rechnung machen. Mein Gespräch mit dem Vater auf meinem Zimmer im silbernen Sinnbilde der Hoffnung erfuhr sie gewiß sobald ich den Rücken gewandt hatte. Sollte dieß nicht eine für mich günstige Wirkung auf ihr jugendliches Herz von siebenzehn Jahren, auf ihr noch unerobertes, freies Herz machen? Und ich — Du selbst hast meine werthe Person bisweilen zu loben die verführerische Güte gehabt — ich bin doch auch kein Bär noch Leue.

Morgen kann ich sie nicht eher, als Abends im Theater, als Emilia Galotti sehen. Ich freue mich unbändig darauf. Ihr Vater spielt den Odoardo. Daß er ihr nur nicht beim Erstechen einen reellen Treff giebt!

Gute Nacht! Schlaf wohl! Du weißt bereits genug von meinem dermaligen Umstande, um deine Maasregeln wegen Röschen — Ich kann mirs nehmlich nicht aus dem Sinne bringen, daß du der Andre bist, den sie liebt — zu nehmen, und einzusehen, daß ich so geschwind

nicht von hier wegkommen werde. Schicke mir frische Wechsel auf Felseckers, aber etwas starke, und das so bald als möglich. Die Fortsetzung nächstens. Ewig

Dein
Theodor Engel.

So wie Solau diesen Brief gelesen hatte, ließ er Röschens Aeltern zu sich kommen und seinen Braunen satteln; und so wie er mit jenen ein Paar vernünftige Worte, die sich der vernünftige Leser denken kann, gesprochen hatte, schwang er sich auf diesen, und jagte nach Reinthal. Es war schon Abend, als er ankam, und er fand die Predigerfamilie beisammen an einem runden Tische, wo der Pfarrer bei dem milden Scheine einer schönen Spaarlampe, mit welcher ihn Solau einige Wochen vorher zu seinem Geburtstage durch Röschen anbinden lassen, den um ihn her arbeitenden Weiblein vorlas. Daß seine unvermuthete Erscheinung nicht unangenehm störte, sah er auf allen freundlichen Gesichtern, am meisten auf Röschens; hörte er aus jedem Munde, am

wohlthätigsten aus dem Munde des liebenden und geliebten Mädchens.

So wie die bei solchen Gelegenheiten üblichen Redensarten gewechselt waren, erbat sich Solau eine Unterredung mit Röschen unter vier Augen. Nachdem er ihr Bolzheims Brief vorgelesen hatte, fragte er sie: Ob der Glückliche, den sie liebte, und dessen Namen sie ihm im Frühling nicht habe sagen wollen, jetzt im Herbste noch von ihr geliebt würde, und ob sie ihm wohl jetzt seinen Namen sagen könnte? Hier erfaßte er ihre Hand, Röschen erröthete, schlug die Augen nieder, erwiederte seinen Händedruck und gestand: Jetzt eher, als damals — Es ist — Aber Sie kennen ihn ja schon — Herr Bolzheim hat ihn ja schon in seinem Briefe genannt — Also ich? rief er aus: Ich bin es wirklich. O mein theures, geliebtes Röschen! Ja ich bin es! Und

Hier fiel der junge schöne Mann
Ihr um den Hals und — küßte.

Unten in der Wohnstube wollte den Leutchen beinahe die Geduld ausgehen. Schon

erboten sich die Mädchen, hinauf zu schleichen, und ein Bischen zu lauschen, als Solau mit Röschen Hand in Hand, beide mit Gesichtern, von denen die Freude der glücklichen Liebe strahlte, hereintrat, und sie als seine Braut vorstellte, die der Pastor und kein Andrer ihm in kurzem antrauen sollte. Die Bestimmung des Trautages, fügte er hinzu, hängt von Bolzheims Zurückkunft ab, über die ich nächstens Nachricht zu erhalten hoffe. Bis dahin bleibt mein Röschen noch in Ihrem Hause, Herr Pastor, ganz in der Art wie bisher, und setzt bei Ihnen das bisher so schön gediehene Werk ihrer Bildung fort. Unter den Segenswünschen der liebenswürdigen Familie schob jetzt Solau seinen sehr schönen Ring an Röschens Mittelfinger, ihn gegen einen niedlichen Carlsbader eintauschend, den sie aus ihrem Schmuckkästlein holen mußte. Die Frau Pastorin sang dabei:

Wer sich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verspricht,
O! der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz der Männer nicht.

Ein schlechter Vers, der letzte, sagte der Pfarrer, indem er seiner Hausehre den Mund zuhielt. Was hast du, zum Beispiele an deinem Manne, dem Vortrefflichen, auszusetzen? — Keine Regel ohne Ausnahme, erwiederte sie. Gott gebe, daß der Herr Doctor auch eine — nehmlich eine Ausnahme — seyn möge. Seid beide lebenslang Eins durch das Andre so glücklich, als ich es immer mit meinem lieben Gustav hier gewesen bin!

Daß Solau nach ein Paar in Reinthal verlebten seligen Tagen die Trennung von Röschen, die, wie er fand, an Geist und Herz unendlich gewonnen hatte, eben so schmerzlich war, als ihr die Trennung von einem so liebenswürdigen Bräutigam, läßt sich denken. Indessen eine Trennung mit der Aussicht auf ein baldiges noch froheres Wiedersehen, läßt sich von Liebenden, die an Leib und Seele so gesund sind, als Solau und Röschen, und so, wie diese, Lust und Liebe zur Thätigkeit und Arbeit haben, noch ertragen.

Schon in Reinthal hatte Solau an Bolzheim geschrieben; und bald nach seiner Zurück-

kunft in Sternberg, wo Röschens Aeltern die Nachricht von dem frohen Erfolge seiner Reise mit dem innigsten Vergnügen vernahmen, erhielt er folgenden Brief.

A.. am 18. September.

Lieber Bruder in Cypria und Cypripor.

Ich bin glücklich, unaussprechlich glücklich — Rosa ist mein, mein auf ewig. Sie hatte in Emilia Galotti wie ein Engel gespielt; alle Welt war bezaubert, ich mehr als alle Welt; denn wie gezaubert an ihre Hausthüre stand ich schon davor, als der Theaterwagen ankam. Ich schob den Bedienten, der die Kutschthüre öffnen wollte, auf die Seite, und riß sie selbst auf. Rosa flog heraus, versah den Tritt, und fiel mir in die Arme. Gern hätte ich sie die Treppe hinaufgetragen, aber ich unterließ es doch, stellte sie fest auf den Boden in der Hausflur, sagt' ihr mit einem Handkusse den innigsten Dank für ihr herrliches Spiel, und erbat mir die Erlaubniß, sie den folgenden Tag besuchen zu dürfen. Ob ich sie noch darum bitten dürfe? fragte sie. Sie und ihr Vater

würden mich des Morgens von zehn Uhr an sehr gern bei sich sehen.

Ich erschien pünktlich. Rosa war allein, und der Vater ließ mich durch sie bitten, seine Zurückkunft zu erwarten. Batt' il ferro finch' è caldo, fiel mir ein, und bald war Rosa wieder, wie Abends vorher, in meinen Armen nicht nur, sondern auch, wie Abends vorher nicht — mit dem klopfenden Busen an meiner Brust, und mit den holden Lippen an meinem Munde. Plötzlich trat der Vater in das Zimmer, kam mit offnen Armen auf uns zu, schloß uns beide in dieselben, und konnte vor Rührung nichts weiter sagen, als: Meine Rosa! Mein lieber Engel! Dann trat er an das Fenster, blickte gen Himmel, faltete die Hände! und sagte; Gelobt sei Gott!

Wir hatten alle drei ein Weilchen zu thun, ehe wir uns von unsern Rührungen einigermaßen erholten. Endlich konnten wir bei einer Tasse Chocolade ein vernünftiges Wort reden. Es ward ausgemacht, daß unsere Verbindung, um allen Andrang der Theaterfreunde in A.. zu verhüten, schlechterdings vor der Hand ein

Geheimniß bleiben, ferner, daß der Vater zu Anfang Octobers mit Rosa, welche noch durch keinen Contract gebunden war, eine Kunstreise unternehmen, und endlich, daß das Abtreten Rosa's vom Theater und ihre eheliche Verbindung mit mir der Theaterdirection in X.. von Sternberg aus bekannt gemacht werden sollte.

Demnach, mein allervortrefflichster Röschendieb, komme ich glücklicher Rosenräuber mit meiner Angebeteten und ihrem Vater ungefähr in der Mitte Octobers nach Sternberg, du wirst schon sorgen, daß Alles zu unsrer stillen Aufnahme allda bereit sey. Auf alle Fälle bestimme ich dir noch den Tag unsrer Ankunft genauer.

Manchmal hab' ich in einem Anfalle von — Contraegoismus möcht' ichs nennen — mir Vorwürfe gemacht, daß ich Rosa, die eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlands zu werden, alle Anlage hat, dem Theater entführe, und ich bin ehrlich genug gewesen, ihr gestern diesen meinen Gewissenscrupel zu gestehen. Aber sie hat mich vollkommen beruhigt. Sie fühle sich, sagte sie, doppelt glücklich, einmal weil



ich sie liebe, und dann weil ich sie dem Schauspielerleben entnehme, gegen welches sie immer eine geheime Abneigung empfunden habe. Diese Abneigung sey durch verschiedene neue Auftritte hinter den Coulissen keineswegs vermindert worden. Seit dem Abende, wo sie im Gute Sternberg gespielt, und mit so ausgezeichnetem Wohlwollen vom Publicum behandelt worden, habe sie mehrere widrige Beweise von Neid, Eifersucht und Cabale erhalten. Was würde sie bei noch größerm Glücke auf der Bühne, das man so gütig sey, ihr zu prophezeihen, zu erwarten haben? Dank, fügte sie sich an mich schmiegend hinzu, den wärmsten Dank meinem guten Engel, der mich arme arglose Seele in seinen Himmel auf Erden zu versetzen gesandt ward. Ich folge ihm ohne wehmüthige Rückblicke in mein verlornes Paradies.

Heut früh war der Vater bei mir, erkundigte sich, ob ich das Räuschchen von gestern Abend ausgeschlafen? und versicherte mich, daß ich die Probe recht sehr zu seiner Zufriedenheit bestanden habe. Auf meine Frage, wie er das meyne? erklärte mir der alte Vocativus:

Er hätte sehen wollen, wie ich mich mit einem Haarbeutelchen ausnehmen würde, und hätte deshalb in den Rest des schon ziemlich starken Punsches unvermerkt noch ein Glas recht starken Esprit gegossen; ich wäre bald geworden, wie er mich hätte haben wollen. Jetzt hätt' er mir verschiedene male widersprochen, ich hätte seine Widersprüche auf eine lustige Art, ohne in Hitze zu gerathen, gut oder schlecht widerlegt, und er hätte gedacht: In vino veritas! Er ist nicht streitsüchtig — Ferner hätt' er mir einige rührende Geschichten erzählt und Thränen des Mitleids aus den Augen erblickt — In vino veritas! Er ist gefühlvoll, hätt' er gedacht. Endlich hätt' er hinter einer Glasthüre sich verhaltend mich mit Rosa allein beobachtet; ich wäre zärtlich gegen sie gewesen, aber nicht zutäppisch — In vino veritas! hätt' er gedacht: Er ist kein Lüstling. O meine glückliche, glückliche Tochter! rief er am Ende aus, und nahm mich beim Kopfe.

Ich werde Rosa in den künftigen 8 Tagen bis zu unsrer Abreise nur noch zweimal auf dem Theater sehen, als Schutzgeist, und als

Susette in den Rosen des Herrn von Malesherbes.

Von L.. aus, wo wir uns ein Paar Tage aufhalten werden, schreib' ich dir den Tag unsrer Ankunft in Sternberg. Schaffe, daß ich Röschen daselbst finde, grüße ihre Aeltern und ihren Pflegevater, der dich, wie du mir geschrieben hast, trauen soll. Schreibe ihm, daß er seine Traurede auf zwei Paar einrichten müßte. Mit unserm alten Pastor Loci wollen wir uns schon auseinander setzen. Ist er noch krank? Grüße ihn von mir und lebe wohl. Du mein, ich

Dein

Engel.

Während Bolzheim mit seinen Reisegefährten im schönsten Octoberwetter, Nachts im Mondschein bei leidlicher Kälte, Tags bei angenehmen Sonnenschein, umflattert vom Nachsommer, ergötzt durch den Anblick der reifen Früchte an den Bäumen, und der glühenden Trauben am Weinstock sich dem Orte seiner Bestimmung näherte, traf Solau in Sternberg alle Anstalten zu ihrem Empfange. Um nicht

zu früh daselbst einzutreffen, nahm Bolzheim einen Umweg von einigen Stunden nach der Residenz, wodurch er denn seiner geliebten Rosa, die sich an den paradiesischen Gegenden, durch welche sie kamen, und an dem sichtbaren Wohlstande der Bewohner ihres neuen Vaterlandes nicht satt sehen konnte, den überraschenden Anblick einer der schönsten Städte an einem großen herrlichen Flusse von einer ihrer reizendsten Seiten verschaffte. Sie kamen früh genug in derselben an, um sich einige Stunden am Gewühle eines Jahrmarktes, der eben gehalten ward, von einem der ersten Gasthöfe aus zu erlüstigen. Als sie eben zu Mittag an der Wirthstafel saßen, trat Solau herein, der eines wichtigen Geschäftes wegen nach der Stadt zu reiten genöthigt gewesen. Wie groß war seine Ueberraschung beim Anblick der schönen Rosa, die seinem Röschen so ähnlich war! Wie innig seine Freude, als er den geliebten Freund wieder an seine treue Brust drücken konnte. Wie angenehm die Erscheinung eines braven Mannes, wie Rosa's Vater, in welchem er einen Bundesbruder fand.



Sie kamen gegen Abend in Sternberg an, wo der Pfarrer aus Reinthal mit Röschen kurz vorher eingetroffen war. Bolzheim sah sie einige Augenblicke mit schweigender Bewunderung an, worauf er ihr freundlich mit dem Finger drohte. Endlich faßte er jede der beiden Mädchen bei einer Hand, und zog sie aneinander — Umarmt Euch, rief er aus, holde Mädchen! Auf Du und Du! Zwei Schwestern! Solau riß ihn an sein Herz: So wie wir zwei Brüder — Glückliche Menschen! sagte Linde, sich die Augen trocknend, und des Pfarrers Hand erfassend, und Gott erhalte sie so! wünschte der gerührte Pfarrer. Alle zusammen hatten vor Freud' und Rührung nicht bemerkt, daß Röschens Aeltern an der Thüre standen, und mit gefalteten Händen dem schönen Schauspiele zusahen und zuhörten. Endlich wurden sie bemerkt. Ihr Eintreten trug nicht wenig zur Vervollkommnung und Vollendung dieses harmoniereichen Finales bei, und sowohl die wenigen aber abgemessenen und klugen Worte des Vaters, als auch die hellklingenden und frommen der ehr- und tugendsamen

Mutter Richterin, tönten recht melodisch ins Ganze.

Die Mädchen hatten sich eine an die andre geschmiegt, entfernt, um die Reisekleider mit Hauskleidern zu wechseln, als Solau an die Zurückgebliebenen die Frage that: Ob Jemand was einzuwenden habe, wenn man die beiden Mädchen überraschte, und noch diesen Abend zur Trauung schritte? Ich, rief Bolzheim, was dagegen einwenden? Ich müßte doch ein närrischer Kauz von Bräutgam seyn. Lieber heute als morgen! Rosa's Vater war seiner Meinung; Röschens Mutter erhob ihre Stimme dagegen, der vernünftigere Vater beschwichtigte sie und brachte sie durch wenige Worte herum; der Pastor sah bedenklich aus. Sie überlegen, Herr Doctor, begann er — Ich habe, fiel ihm dieser in's Wort, bereits überlegt, besorgt, berichtigt, vorbereitet, eingeleitet — Hier haben sie — indem er aus einem Büreau Papiere hervorlangte — die nöthigen Consistorial-Verordnungen, eine für Bolzheim, die andre für mich und Consorten — Aber so, wie ich hier bin, in Reisekleidern? versetzte der Pfarrer —

„Diese verkleiden wir durch gegenwärtigen neuen Priesterrock, womit ich Ihnen ein Geschenk mache, und durch beigebognes Ueberschlägelchen, das von Röschens hübschen Händen genäht worden ist; und brauchen Sie eine Agende mit einem Trauformular, so nehmen Sie hier aus dem Bücherschranke Vossens Luise, wo Sie im dritten Gesange ein vortreffliches Trauformular finden, dessen Sie Sich mit kleinen Abänderungen recht gut, und recht nach meinem Wunsche bedienen können" — O ja, Pastörchen, rief Bolzheim, thun Sie das, liebes Pastörchen! Wir gehn indessen alle, und kleiden uns etwas stattlich an, Ihr, Richtersleute werft Euch natürlich in eure Gottstischkleider, und Sie, Herr Pastor, sehn indessen die Consistorialpapiere durch, machen sich das Vossische Trauformular für uns zurechte, ziehn den Priesterrock an u. s. w. In einem Stündchen sind wir alle wieder in diesem Zimmer, lassen unsre Mädchen holen, und — schmücken sie, fiel Solau ein, — indem er aus einem Schubfache ein Paar Myrthenkränze nahm, — mit diesen Kränzchen, und wandern dann zusammen selbachte zur Trauung in die Hauskapelle, die schon

gehörig erleuchtet seyn soll, daß wir unsre Bräutchen, so ähnlich sie auch einander sehen, nicht vertauschen können. Sieh hier, Bolzheim, in Rosa's Kranze ist eine Gartenrose, in Röschens ihrem eine Feldrose!

Alles ward ausgeführt, wie Sofau es angeordnet hatte, und nach einem höchstfröhlichen Abendhochzeitschmäußchen gingen sie alle, die Bräute mit sanftem Erröthen, die Bräutgame mit fröhlicher Sehnsucht, Beide, der Pfarrer und der Richter mit Erinnerungen an ihre ehemaligen Hochzeitnächte, die Frau Richterin aber mit der Ermahnung an die jungen Ehepaare, daß sie ihren christlichen Ehestand hübsch mit Gebet anfangen sollten — zu Bette —

Eben dankte mir Mönnig für die Mittheilung dieser Geschichte, als die Frau Richterin Beate, welche meiner Frau Milch und Butter gebracht hatte, zu mir hereintrat, und mir Grüße aus Sternberg brachte. Ist ihr Röschen wohl? Sind alle wohl? fragte ich.

Du lieber Gott! versetzte sie, wenn die



sich nicht wohl befinden wollten! Haben sie denn nicht Alles, was wir in der vierten Bitte vom lieben Gott erbitten? Alles was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuh — Und so weiter, fiel ich ein — Sie ließ sich aber nicht stören, sie orgelte fort, bis sie an die frommen Kinder kam. — Ja so, sagte sie, die sind noch nicht da; aber sie sind unterwegs, und wenn sie sie auferziehen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, so sind sie auch ein Segen des Herrn — und Sie können Sich immer mit der Frau Liebste auf Gevatterbriefe gefaßt machen!

Die Muse.

Monatschrift
für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

August 1821.
Dritten Bandes zweites Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Inhalt

des achten Hefts.

I.

Die Quelle auf dem Christenberge.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert

von

U s e n e r.

V. 1 — 8.

*) Wo einsam dort aus dunkler Waldeskrone
Der Schieferthurm sein Kreuz zum Himmel trägt,
War einst der Schauplatz blut'ger Glaubenskämpfe,
Von welchen uns nach mehr als tausend Jahren
Erinn'rungsmale heute noch geblieben;
Von welchen wundersame Sagen melden,
Mit ernstem Zauber unsern Geist umfangend: —
Oft weilt' ich da, der Gegenwart entflohn,

---

*) Nähere Nachrichten von dem Christenberge in Oberhessen, an welchen sich manche interessante Sagen knüpfen, findet man in dem von Justi herausgegebenen, allen Freunden einer angenehmen und zugleich belehrenden Unterhaltung sehr zu empfehlenden Taschenbuche: Die Vorzeit. Marburg bei Krieger 1820. S. 241 fg. — Dieses Taschenbuch ist auch für das J. 1821 erschienen, und wir dürfen auf eine alljährliche Fortsetzung höchst wahrscheinlich hoffen.

d. H.

V. 9 — 30.

Im heil'gen Dunkel schattenreicher Buchen,
Und forschte nach den Sagen und Geschichten; —
Was ich vernommen, will ich jetzt berichten.

In jenen Tagen, als die Morgenröthe
Des Christenlicht's am deutschen Himmel glänzte,
Vereinten sich zwei edle deutsche Stämme
Im Kattenland, unfern der Sachsengränze,
Zur Aufrechthaltung ihrer Vätersitte. —
Sie hielten fester jetzt am alten Glauben,
Weil sie von vielen ihn verläugnet sahen,
Und brachten Opfer in dem Götterhaine,
Damit die heil'ge Stätte nicht veröde,
Und nahe dort die Unsichtbaren blieben.

Auf wald'ger Höh' des Kesterberges wohnte
Am heil'gen Götterhain der muth'ge Thorwald,
Des mächt'gern Stamms verehrter Fürst und Führer;
Auf Lüneburg, gen über, hauste Osmund,
Des andern Stammes Haupt und Aeltester.
Durch gleichen Sinn verbunden, waren beide
Des Heidenthumes Schutz in jenen Gauen,
Seit Christi Lehre Anhang dort gewann,
Und viele sich vom alten Glauben schieden. —

V. 31 — 52.

Ein bitt'res Weh', das beide von den Franken,
Obwohl nach wildem Kriegsgebrauch, erlitten,
Entflammt' ihr Herz zum ew'gen Christenhaß: —
In blut'ger Schlacht fiel Thorwalds einz'ger Sohn,
Und Osmunds theures Weib, im Arm den Säugling,
Ward grausam ihm hinweggeführt, und längst
Vielleicht das Opfer wilder Glaubenswuth;
Denn nimmer sah sein sehnend Herz sie wieder. —
Und wie der Eltern fester Sinn und Glaube,
Durch Beispiel, Wort und Thaten ausgesprochen,
Sich tiefer prägt in's zarte Kindesherz;
So theilten auch Thorilde, Thorwalds Tochter,
Und Odo, Osmunds freigesinnter Sohn,
Schon früh den Christenhaß der strengen Väter.

In schönster Blüthe edler Menschenbildung,
Voll Kraft und Anmuth, wie das edle Roß
Im Lustgefühl der Jugend sich erweiset,
Und stolz den niedern Boden wiehernd stampft, —
Erwuchs in Jugendlust der Knabe Odo.
Wie Morgenschimmer glänzt um Thales Blumen,
So stralt Thorildens himmlisch hohe Anmuth
Um ihres Leibes Lilien und Rosen, —

V. 53 — 74.

Und schuldlos, heiter, goldgelockt erschien
Ein Götterkind sie auf der rauhen Erde.

Den Rosenpfad der Kindheit gingen beide
Vereint im Arm der Liebe und Natur.
Und wie zwei Eichen, eines Bodens Kinder,
In ihren Wurzeln freundlich sich verschlingend,
Mit ihren Zweigen liebend sich umarmend,
Vereint des Himmels blaue Lüfte küssen;
So hatten durch Gewohnheit, Neigung, Spiele
Sie unbewußt in Liebe sich umschlungen,
Und wuchsen fröhlich mit einander auf. —
Thorilde, stark und furchtlos, übt mit Odo
Das Waffenspiel, des Jagens wild Geschäft;
Auch Odo fliehet nicht Thorildens Spiele,
Und theilt getreu die Sorg' um ihre Heerden.
Der Kinder Neigung freuten sich die Väter,
Und störten nicht die kindlich heit're Lust.
Im Geiste grüßten selbst sie schon die Stunde,
Die beide eint' zum enger'n Liebesbunde. —

Wie Maientage unter Blüthendüften
Den trunk'nen Sinnen unbemerkt entflieh'n, —
Entschwand der Morgen ihres Jugendalters,

V. 75 — 96.

Wo sich das Herz zum Herzen leichter findet,
Weil kalte Selbstsucht, Bosheit und Verhältniß
Das noch nicht scheiden, was Natur vereint. —
So waren beide kraftvoll, liebenswerth
Zum Jüngling und zur Jungfrau aufgeblüht,
Wo, heißer Sehnsucht voll, das Herz erglüht,
In ihrem Licht das Leben sich verklärt,
Und von geheimem Zauber tief getroffen,
Die Seele schwelgt in süßem Weh' und Hoffen. —

Jetzt heitert sich Thorildens blaues Auge,
Wenn es in Odo's offnem Blick sich spiegelt;
Ein Purpurroth umflog die frische Wange
Bei Odo's Gruß, bei'm Drucke seiner Rechten;
Zum Gegengruß bewegte rasch und zitternd
Die leise Rede ihre Rosenlippen. —
Der kühne Jüngling aber wurde ernster,
Thorildens Nähe bändigt seinen Muth,
Und füllt mit Lust das liebetrunk'ne Herz. —
Doch zögert nicht die flügelschnelle Zeit,
Das Rauschen ihres Fittigs scheucht den Traum,
Und trieb sie fort aus Paradieses Auen
Als ihre Sehnsucht eine Sprache fand,



V. 97 — 118.

Und sie das Wort der Treue ewig band, —
Das, ausgesprochen in der Trennungsstunde,
Nur tiefer gräbt des Herzens Trauerwunde.

Die Zeit erschien, der schon des Knaben Herz
Voll heißer Sehnsucht froh entgegen schlug,
Und brachte Odo Kriegeswehr und Waffen. —
Sein Feuerauge blitzt von Kampfeslust
Wenn Osmund ihm von Kämpfen alter Zeit,
Von Herrmann's großer Römerschlacht erzählt;
Doch Rache sprüht sein Blick, — und ew'gen Haß
Schwur er mit rascher Lippe allen Christen,
Wenn zürnend, und mit schwer verhalt'nem Schmerze,
Der Vater von dem Unglückskampfe sprach,
In dem der Feind das Liebste ihm geraubt. —
Von Thatendurst fühlt er sich hoch begeistert,
Wenn an den heil'gen Festen Lobgesänge
Im Götterhaine die Gefall'nen priesen,
Walhalla's Lust den Helden einst verhießen.

Am Osterfeste, wo im Eichenhaine
Des Kesterbergs der ganze Gau erschien,
Durch Opfer und Gebet, Gelag und Schmaus
Zu feiern das Erwachen der Natur, —

V. 119. — 140.

Ward Odo wehrhaft vor dem Männer=Rathe
Zugleich mit andern feierlich erklärt,
Und aufgerufen, mit dem Sachsenheere
Der Franken wilde Schaaren zu bekämpfen
Zum Schutz der Freiheit und der Vätersitte. —
Mit Lust ergriff der junge Held das Schwert;
Denn zürnend dacht' er der Gewalt und List,
Womit der Franke freien deutschen Völkern,
Sie selbst entzweiend, Untergang bereitet. —
Schon freut sein Herz der künft'gen Thaten sich; —
Durch Thaten nur wird er Thorilden's werth,
Durch Thaten nur im Heldenkreis geehrt! —
Doch muß er diese fern von ihr vollbringen,
Zum Heldenruhme durch Entsagung dringen!

Zum erstenmal fühlt Odo nun den Schmerz,
Der bei dem nahen Abschied von Geliebten
Sich in die Brust des armen Menschen senkt; —
Und lauter spricht in ihm die mächt'ge Liebe,
Je näher rückt der Tag des bangen Scheidens;
Doch, wo das Höchste ruft, das Vaterland,
Da bleibt dem deutschen Manne keine Wahl! —
Eh' einmal noch der Strahl der Morgenröthe

V. 141 — 161.

Mit Gold der Wälder Kronen übergossen,
Soll Odo aus der Heimath Fluren ziehn. —
Wie sollt' er länger vor Thorilden schweigen,
Und ihr nicht, eh' er schied, sein Inn'res zeigen?

Er fand die Jungfrau in dem Götterhaine,
Auf dessen Wipfeln sich die letzten Strahlen
Der milden Abendsonne zitternd wiegten,
Und, blitzend durch das grüne Dach der Blätter,
Verklärungsschimmer um Thorilden streuten;
Verloren im Gefühl der nahen Trennung,
Erfleht der Götter Schutz sie dem Geliebten,
Als Odo seinen Abschiedsgruß ihr brachte. —
Noch einmal rief der ernste Augenblick
Die Träume der Vergangenheit in's Leben,
Und dunkel lag die Zukunft vor der Seele. —
„Dir unwerth scheidet jetzt der Thatenlose,“
Begann der Jüngling zu dem holden Mädchen;
„Doch schützen ihn die hohen Götter, kehret
Er ruhmvoll wieder, — Deiner Liebe werth.“
Und, Liebestreu verheißend, zog er fester
Die theure Jungfrau an sein volles Herz. —

V. 162 — 181.

Da neigte sie die jungfräuliche Wange
Auf Odo's off'ne Stirn, und weinte Thränen
Der bangen Liebe vor dem trunk'nen Blicke
Des Heißgeliebten, schwur ihm Liebestreue,
Und küßt verschämt die dargebot'nen Lippen. —
So einen unter herben Trennungsschmerzen
Auf Erden sich zum Liebesbund die Herzen!

Nach kurzem Schlummer, als die letzten Sterne
Am Firmament verblichen, zog der Jüngling,
Das Herz voll Kampfeslust und stiller Liebe,
Mit seinen Streitgenossen durch die Thäler
Des dunklen Waldgebirges, fest entschlossen,
Zum Siege oder Tod' für's Vaterland. —

Dir ruf ich Heil hier, deutsche Heldenjugend,
Die du, wie er, in unsern Schicksalstagen
Verlassen Aeltern, Braut, — und ohne Zagen
Vertreten deines Volkes Recht und Tugend,
Gefahren, Müh', Entbehrung froh getragen,
Die Freiheit, die verloren, zu erringen,
Wo nicht, — dich selbst zum Opfer ihr zu bringen.

V. 182 — 203.

Von gleichem Heldensinne tief durchdrungen,
Gelangte Odo zu dem Sachsenheere,
Und zeigte bald im blutig=schweren Kampfe
Des Leibes Kraft, der Seele hohen Muth. —
Erwählt zum Führer, schritt er durch Gefahren,
In seiner Brust des Sieges Preis, — Thorilde,
Den wilden Schaaren kühn voran zum Siege.
Und tapfer, wie des Norderlandes Recken,
Ward er der Freunde Lust, — der Feinde Schrecken.

Doch während Odo an der Todespforte
Im Schlachtensturme kühn vorüber schritt,
Und Kriegesruhm bei'm Sachsenvolk gewann;
Durchirrt Thorilde trauernd Hain und Triften.
Verschwunden war mit Odo Lust und Leben
Aus ihrer Brust, aus Thal und Waldeshöhe,
Wo überall die stummen Todtenmale
Entfloh'ner Freudentage mahnend standen. —
Doch wie oft Sonnenblicke, Wolken theilend,
Die düstern Fluren plötzlich überstrahlen,
So unterbricht der Hoffnung milder Blick
Thorildens Gram in ihren Trauertagen,
Wenn ihre Seele sich mit bunten Farben

V. 204 — 224.

Die Wiederkehr des Heißgeliebten mahlt. —
O Hoffnung, wo verlaſſ'ne Herzen weinen,
Da läſſeſt du dein tröſtend Licht erſcheinen!

Wir folgen jetzt dem Jüngling in die Schlacht,
Wo mächtig er die blut'ge Streitart ſchwingt,
Und Bahn ſich mähet im Gedräng der Feinde,
Die ſeinem Heldenarm nicht widerſtehend
Zerſtreut entfliehn, erſchrocken Rettung ſuchen,
Wie vor dem Tiegergrimm die flücht'gen Rehe.
Hoch prieß das Heer des jungen Helden Muth,
Schon fordert es zum Opfer die Gefang'nen
Dem großen Wodan für den frohen Sieg. —
Da brachen plötzlich neue Chriſtenſchaaren
Mit Ungeſtüm von allen Seiten vor,
Voran mit edlem Stolz ein Chriſtenritter,
Der, gleich dem Leu auf die geſchreckten Rinder,
Mit Blitzesſchnelle auf die Sieger ſtürzt.
Aufs neue wogt die Schlacht, es ſtellt ſich Odo
Dem Ritter kühn entgegen, — doch umſonſt,
Den Ritter ſchützten unſichtbare Mächte,
Sie ſchlugen Odo, — nicht des Feindes Schwert.

V. 225 — 245.

Betroffen senkt er seine Streitaxt nieder
Und stehet kampflos vor dem stolzen Krieger.
Der schonte sein, und ruft ihm freundlich zu:
„Du kämpfst umsonst, drum laß die Waffen ruhen,
Mich, tapfrer Heide, wirst du nicht besiegen,
Du mußt zu Deinem Heil mir unterliegen.“ —

Noch einmal zornentbrannt, erhob sich Odo,
Auch gegen sein Gefühl, die Schmach zu rächen,
Daß kampflos er in Feindes Hand gerathe;
Doch lange kämpft er fruchtlos um den Sieg,
Als ganze Schaaren drohend ihn umringten,
Die früh're Flucht durch seinen Tod zu rächen.
Der neue Feind gab seinen Muth ihm wieder,
Mit Riesenkraft vertheidigt er sein Leben,
Und säet Leichen hin nach allen Seiten.
Der Menge wär' er dennoch unterlegen,
Und schon umschwebt der Tod sein blühend Leben, —
Als Roland ihn, (so hieß der Christenritter,)
Der wilden Schaar gebietend, freundlich rettet.
Entrungen war der Sieg dem Sachsenheere, —
Und Odo folgte schweigend seinem Retter.

V. 246. — 267.

Wie seinen Freund hielt Roland den Gefang'nen,
Ihn schützend vor dem Uebermuth der Sieger,
Die standhaft seinen Tod zur Sühne heischten;
Doch zittert selber er für Odo's Leben,
Als laut der Fürsten Schluß verkündet ward:
„Daß jeder Heide in dem Christenlager
Sich taufen lasse binnen zwanzig Tagen,
Wo nicht, — die Weig'rung mit dem Leben büße."
Und fühlten auch mit jedem neuen Tage
Die jungen Helden enger sich verbunden,
Vermochten dennoch Rolands heiße Bitten
Nicht über Odo, daß er Ohr und Herz
Zur milden Lehre des Erlösers neigte;
Viel lieber will er sterben, als verläugnen
Die alten Götter, und Thorildens Liebe. —
Im Irrthum auch zeigt sich ein treues Herz:
Und wie im Herbst die heitern Sonnenblicke
Erst spät durch dichte Nebelschleier brechen;
So läßt das Herz sich seinen Jugendglauben
Am Lebensmittag nur nach Kämpfen rauben.

Mit Wehmuth grüßen sich die jungen Freunde
Am Morgen des verhängnißvollen Tages,



V. 268 — 289.

Bekümmert bietet Roland seinem Theuern
Die Freundeshand, die gern zum zweitenmal
Ihn retten möchte, und es nicht vermag,
So lange Odo sich der Taufe weigert. —
Wie um des Kindes Leben eine Mutter,
So flehet Roland bei dem Freund, daß er
Ein zwiefach Leben sich erhalte; — sprach:
Vom Vater, der die reinste Liebe ist,
Vom Gottessohne, der vom Himmel kam,
Und an dem Kreuz der Menschen Schmach getragen;
Vom Leben nach dem Tod' im Himmelslichte,
Wo Gott die Gläub'gen wieder froh vereine,
Kein Schmerz mehr drücke, und kein Auge weine. —
Doch nahm ihm selbst die große Hoffnung nicht
Den Schmerz der nahen Trennung von dem Freunde.
Wie könnte auch ein fühlend Herz sich dem
Genuß des höchsten Glückes freudig weihen,
Wenn es dabei sich ewig sagen muß,
Daß viele seiner Liebsten es entbehren! —
„Nie werd' ich, fuhr er fort, dich wiederfinden,
Wenn du, ein Heide stirbst in deinen Sünden! —
So hab' ich Vater, Bruder, Freund verloren, —

V. 290 — 311.

Nur Jutha, die als Heidin mich geboren,
Hat durch die Taufe ew'ges Heil erkoren."

Als Odo diesen theuern Namen hörte,
Der Mutter Namen, der wie Zauberton
Aus früher Kindheit ihm herüber klang, —
Da stieg die Sehnsucht auf in seinem Herzen
Nach allen Lieben seiner fernen Heimath,
Nach allen Freuden seiner Kinderjahre,
Und nach Thorildens hoffnungsloser Liebe.
Der Schmerz des Vaters trat vor seine Seele,
Der nun in ihm sein letztes Kind beweine. —
Als dieses er, und mehr, dem Freund vertraute,
Da horchte Roland sinnend seinen Worten;
Gefangen wurd' als Kind er mit der Mutter,
Der, eh' ihr noch der Gram das Herz gebrochen,
Die Christentaufe Ruh' und Freiheit brachte. —
Der gleiche Mann und das gleiche Schicksal
Erweckte und bestärkt die frohe Ahnung,
Daß er in Odo einen Bruder finde. —
Als jeden Umstand sorgsam er erwogen,
Begann er freudig: „Ich bin Osmunds Sohn,
Und Jutha war die Mutter von uns beiden!" —

V. 312 — 319.

Erklärt war die geheimnißvolle Neigung,
Die sie im ersten Augenblick vereint.
Nun fiel die Hülle ab von Odo's Augen,
Das Licht des Glaubens drang zum weichen Herzen;
Die Nebel sind vor seinem Geist zerronnen,
Er wird getauft, das Leben ihm gewonnen!
Und beide prießen laut der Vorsicht Walten,
Die sie vereint und wunderbar erhalten.

Der Beschluß folgt.

II.

Züge aus dem Leben Chinesischer Dichter.

Nach des Pater Amiot aus chinesischen Schriften gezogenen Biographien berühmter Chineser in den Memoires des missionnaires de Peking

von

Christ. Aug. Semler.

1. Tao Yven=Ming.

Ein berühmter Dichter, der im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte. *) Der Zuname: Yven=Ming, den man ihm beigelegt hat, bedeutet einen glänzenden, ruhigen Wasserspiegel, der die Bilder aller Gegenstände klar und unverstellt zurückstrahlt.

Tao stammte aus einer angesehenen Familie; sein Großvater war General gewesen. Seine Verwandten bestimmten ihn für das Geschäftsleben; er ward Mandarin, blieb es aber nur achtzig Tage. Als ein kaiserlicher Commissarius in seine Provinz geschickt wurde, zögerte Tao lange, sich nach der Hauptstadt zu begeben und ihm aufzuwarten. Seine Freunde erinnerten

---

*) Unter den letzten Regenten der Dynastie Tsin, die im J. C. 419. verlosch.

ihn mehreremal, daß er sich von dieser Pflicht nicht losmachen könnte. Als er endlich ihrem Zureden nachgab und schon im Begriff war zu reisen, fragten sie ihn, ob er auch seine Staatskleider mitnähme. Da brach seine Geduld. „Was, rief er aus, auch diese Last soll ich noch übernehmen und mich mit diesem Plunder behängen? Nein, das geschieht nimmermehr. Es ist schimpflich für einen rechtlichen Mann, besonders für einen Mann, der nach Weisheit strebt, solch ein Sklave der Etikette zu seyn.“ Von diesem Entschlusse war er nicht abzubringen; er entschuldigte sich bei'm Commissarius mit einem Todesfalle in seiner Familie und nahm seinen Abschied.

Das erste, was er nun schrieb, war ein Loblied auf die Unabhängigkeit, worinnen er ihre Freuden besang und diese mit der Unruhe und den Sorgen verglich, in welche das Streben nach Rang und Ehre verwickelt. Dann zog er nach Tchai-sang, wo er sein Leben zubrachte und nichts weiter that, als studiren, schreiben und trinken.

Vor seinem Hause hatte er fünf Weiden

gepflanzt. In ihrem Schatten pflegte er zu lustwandeln und die Wißbegierigen, die ihn aufsuchten, zu belehren. Man nannte ihn daher auch den Lehrer oder Doctor von den fünf Weiden.

Auf den hundert Aeckern, die er besaß, baute er nichts, als die Getraideart, die man gewöhnlich zum Brauen des chinesischen Weins verwendet. Wenn er Früchte verhandelte, empfahl er den Käufern immer angelegentlich, sie möchten sie ja zu nichts anderm verbrauchen.

Er liebte die Blumen, scheute aber die Mühe, sie zu ziehn und zu warten. Er begnügte sich also mit Matricarien, *) die ange-

---

*) Mutterkraut, auch Mettram und Mettrich genannt, Matricaria Parthenium Linn. ist jetzt eine Lieblingspflanze der Blumisten in China, von der man mehr als 300 Spielarten zieht. Die feinern Sorten fordern eine sehr sorgfältige Pflege, welche in mehreren chinesischen Büchern beschrieben ist. S. Memoires des missionnaires T. III. p. 458. Zu Tao's Zeit aber war man wohl noch nicht so weit gekommen und begnügte sich mit einigen leicht zu

nehme Blumen tragen und doch fast gar keine Pflege verlangen.

So behandelte er alles und war ein wahrer Ohnesorge. Seine Gedichte wurden sehr geschätzt und machten seinen Namen überall bekannt; doch glaubt man, es habe zu seinem Ruhme auch die philosophische Ruhe und Genügsamkeit beigetragen, mit welcher er unter seinen Weiden und Matricarien lebte. Die Chineser wissen solche Selbstverläugnung sehr zu schätzen und haben daher diesem Dichter noch einen ehrenvollen Zunamen gegeben, welcher ausdrückt, daß er frei von allem war, was andere Menschenkinder gewöhnlich beunruhigt.

2. Mong-Kiao.

Er zeigte frühzeitig glückliche Talente. Dies bewog seine Aeltern ihn studiren zu lassen, ob sie gleich arm waren. Sie ließen ihn die Schulen besuchen, konnten ihn aber nicht nach der Haupt-

ziehenden Varietäten. Auch unser Mutterkraut ist leicht zu veredeln und trägt, wenn es in Gärten verpflanzt wird, ohne viel Wartung gefüllte Blumen.

stadt schicken, um ihn promoviren zu lassen. Dies bekümmerte jedoch Mong-Kiao nicht. Er war zum Dichter geboren und folgte ganz seiner Neigung. Wenn ihn die Begeisterung ergriff, eilte er in's Freie, irrte in der Gegend umher und machte Verse.

Da man ihn von diesen Wanderungen zurückhalten wollte, zog er auf's Land. Einer seiner Gönner räumte ihm ein kleines Haus ein. Dort ward er von Freunden der Poesie oft besucht und las ihnen seine Gedichte vor. Sie konnten bleiben, so lange sie wollten; nur durften sie ihn nicht geniren, wenn's ihm einfiel, in der Gegend umherzuwandern. Auch mußten sie Lebensmittel mitbringen; denn der Dichter, der kaum so viel hatte, als er selbst brauchte, war nicht darauf eingerichtet, Gäste zu bewirthen.

So lebte er viele Jahre. Spät erst kam ihm die Lust an, Reisen zu machen, um die Naturschönheiten anderer Gegenden, von denen er so viel gelesen hatte, zu sehen. Auf einer dieser Reisen wurde er dem gelehrten Staats-



mann Han-Yu, *) der jede Art von Verdienst zu schätzen wußte, bekannt. Mong-Kiao gewann seine Gunst und ließ sich von ihm überreden, die heiligen Bücher (King) wieder zu studiren, um sich darüber examiniren zu lassen und die akademischen Würden zu erhalten, ohne die man nicht angestellt werden kann.

Es gelang alles vortrefflich. Mong-Kiao entsagte auf einige Zeit der Poesie und wurde noch im funfzigsten Jahre Doctor. **) Bald darauf ward er zum Gouverneur der Stadt Ly-Yang ernannt. Diese Stadt liegt in einer anmuthigen Gegend und ist mit schönem Gehölz und Gewässer umgeben. Dadurch wurde in

---

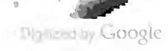
*) Er verwaltete unter den Kaisern aus der Dynastie Tang, die zu Anfang des neunten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung regierten, mehrere der ersten Staatsämter.

**) Tsin-tse — das man gewöhnlich: Doctor übersetzt — wird man nur durch ein Examen in der Residenz. Die niedern Würden, die man vorher erwerben muß, ertheilen vom Kaiser dazu deputirte Mandarins, welche in die Provinzen reisen und in den Hauptstädten Examina halten.

dem neuen Gouverneur seine alte Liebe zur Poesie wieder aufgeregt. Er überließ die Geschäfte seinen Unterbeamten und eilte immer mit dem frühen Morgen aus der Stadt, um bald an den Ufern eines Baches, bald im Schatten eines Hains Verse zu machen.

Es konnte nicht fehlen, daß darüber Beschwerde geführt wurde. Mong-Kiao erhielt manchen Verweiß, ohne sich zu bessern, und endlich kam es zur Klage bei'm höchsten Gerichtshofe der Provinz. Einige Mitglieder desselben wollten den Dichter, dessen Talent sie achteten, begünstigen. Sie schlugen vor, ihm einen Gehülfen zu geben, dem er die Hälfte seiner Einkünfte überlassen und der dafür unter seinem Namen die Geschäfte besorgen sollte. Aber einige ihrer Kollegen, die strengere Grundsätze hatten und weil sie nichts von der Poesie verstanden, den Mong-Kiao für eine Art von Narren hielten, sträubten sich dagegen und setzten nach manchem Streite es endlich durch, daß er verabschiedet wurde.

Glücklicherweise nahm ihn ein General der kaiserlichen Truppen in seine Dienste und gab



ihm die Stelle eines Inspectors, dessen Geschäfte er aber selbst versah. Er ließ dem Dichter volle Freiheit und Muße; höchstens gab er ihm manchmal einen Gegenstand zu besingen auf. Mong-Kiao war dazu immer willig und bereit; denn beide lebten mit einander in ungestörter Freundschaft und schienen für einander geschaffen zu seyn. Der General ließ sich alle Launen des Dichters gefallen und der Dichter benutzte jede Gelegenheit das Lob des Generals in seine Verse zu verweben.

Mong-Kiao's Gedichte sind nicht gesammelt worden, sondern in mehrern Blumenlesen zerstreut. Aber die Kenner schätzen sie sehr hoch und bewundern, daß sie mit so sinnreichen Gedanken und so glänzenden Bildern immer Reinheit des Styls und Klarheit im Ausdrucke verbinden. Auch hat man dem Sänger nach seinem Tode den Zunamen des Glanzreichen und doch Anspruchslosen gegeben.

3. Kia-Tao.

Er kam sehr jung in ein Kloster und wurde Bonze. Lesen und Schreiben lernte er ohne

Lehrer. Er malte die Charaktere in den Büchern, die er im Kloster fand, nach, und ließ sich dann ihre Bedeutung erklären. Da er vortreffliche Anlagen und besonders ein sehr gutes Gedächtniß hatte, ward er in wenig Jahren einer der gelehrtesten Bonzen seiner Zeit.

Sein Klostername — denn alle Bonzen nehmen bei'm Eintritt in den Orden einen neuen Namen an — sein Klostername war: Ou-pen, das heißt ein Mensch ohne alles Talent, der zu nichts zu brauchen ist. Vielleicht wählte er ihn selbst aus Demuth; vielleicht erhielt er ihn von seinen Obern, als diese sahen, daß sie ihm auch nicht das geringste Geschäft im Kloster anvertrauen konnten. Denn er stellte sich zu allem sehr verkehrt an, war immer zerstreut, brachte Steine, wenn man Holz verlangte und Reis, wenn man Wasser brauchte, fehlte, wenn er erscheinen und kam wenn er wegbleiben sollte. Mann ward es endlich überdrüssig ihn auszuschelten und bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

Bei der Freiheit und Muße, die Kia-Tao dadurch gewann, hinderte ihn nichts mehr, sich

seiner Neigung zur Poesie ganz zu überlassen. Nachdem er die ersten Regeln derselben gefaßt hatte, machte er unaufhörlich Verse, er mochte gehen oder stehen, wo er wollte. In seine dichterischen Träume versunken, vergaß er es oft, selbst die gemeinsten Regeln der chinesischen Höflichkeit zu beobachten.

Einst ritt er auf dem Esel des Klosters aus. Da holte ihn auf seinem Wege ein Mandarin ein, den ein zahlreiches Gefolge zu Pferde begleitete. Nach der hergebrachten Sitte hätte der Bonze absteigen oder wenigstens bei Seite reuten sollen, um den vornehmen Herrn vorbeizulassen. Aber daran dachte Kia-Tao nicht. Er wußte ja kaum, was um ihn vorging, und fuhr fort, als wenn er allein wäre, zu träumen und allerlei wunderliche Geberden zu machen, bald als wenn er gar zierlich an eine Thür klopfte, bald wieder als wenn er sie ungestüm aufstieß. Indessen lief sein Esel, den er gehen ließ, wie er wollte, manchmal dem Pferde des Mandarins ganz traulich zur Seite und manchmal wieder voraus, als wenn er ihm den Weg versperren

wollte. Dies empörte endlich die Begleiter des Mandarins, der ein Herr vom ersten Range war, und schon wollten sie ihre Peitschen brauchen, um den Bonzen für seine Unverschämtheit zu züchtigen; aber ihr Herr verhinderte dies durch einen Wink und befahl ihnen leise, den Bonzen zu arretiren, wenn sie an die Pforte seines Pallastes, der nicht weit entfernt war, angelangt wären.

Dies geschah. Jedoch empfing der Mandarin Kia-Tao, als er ihm vorgeführt wurde, mit freundlicher Miene. „Du hast nichts zu fürchten, sagte er, rede nur aufrichtig. Ich glaube nicht, daß du mich hast beleidigen wollen; aber du schienst außer dir zu seyn. Hast du irgend einen Kummer? Rede frei. Gern will ich dir helfen.“

„Allerdings, antwortete Kia-Tao, hab ich Euch nicht beleidigen wollen; auch habe ich keinen Kummer und bin mit meinem Loose zufrieden. Aber ich machte Verse und war zweifelhaft über einen Ausdruck. Ich dachte mir einen Bonzen, der im Mondschein an ein Haus kömmt und wußte nicht, ob ich setzen

sollte: Er klopft an die Thüre, oder: Er stößt die Thüre auf. Was ich Euch sage, ist die reine Wahrheit, und ihr werdet einsehen, daß mein Fehler keine Strafe verdient, weil ich ihn, ohne es zu wissen, begangen habe."

„Es freut mich vielmehr, erwiederte der Mandarin, daß mich dieser Zufall mit dir bekannt macht. Wir müssen uns näher kennen lernen: komm zu mir, so oft dir's gefällt, du wirst immer willkommen seyn. Ich liebe die Poesie und mache zuweilen selbst Verse. Was jenen Ausdruck betrifft, so würde ich rathen, den Bonzen lieber anklopfen als die Thüre aufstoßen zu lassen; denn jenes ist höflicher, zumal bei Nacht, wo man voraussetzt, daß jeder seine Thüre verschlossen hat."

Von diesem Tage an waren der Dichter und der Mandarin sehr oft beisammen und jener wurde durch diesen auch bei Hofe bekannt. Der schon einmal genannte Mäcen aller Männer von Talent, Han-Yu, gewann, als er ein Gedicht von Kia-Tao gelesen hatte, ihn so lieb, daß er ihn besuchte und ihn überredete, den Bonzenorden, dem dieser altgläubige Chineser

nicht gewogen war, *) zu verlassen, die King zu studiren und sich die akademischen Würden zu erwerben.

Als Kia-Tao mit diesen Studien beschäftigt war, führte ihn ein Zufall wieder zur Poesie zurück. Der Kaiser befahl das Kloster, in dem er lebte, aufzuheben. Die Bonzen waren darüber sehr bestürzt und Kia-Tao, obgleich entschlossen aus dem Orden zu treten, nahm an der Betrübniß seiner alten Freunde den lebhaftesten Antheil. Er drückte seinen Schmerz und ihre Klagen in einem so schönen Gedicht aus, daß seine Gönner wagten, es dem Kaiser vorzulegen. Der Kaiser ward davon gerührt,

*) Alle treue Anhänger der alten Landesreligion, die ein thätiges und gemeinnütziges Leben zur Pflicht machte, waren der Religion des Fo, die einen so hohen Werth auf die Contemplation und den frommen Müssiggang setzte, abgeneigt. Wenige aber hatten den Muth, sich der Verbreitung dieser Religion, wenn sie der Kaiser und der Hof in Schutz nahmen, so keck zu widersetzen, als Han-Yu. Ein Beispiel davon erzählt die Histoire de la Chine traduite par Mailla T. VI. p. 423. fg.

ließ das Kloster bestehen und wünschte sogar den Dichter kennen zu lernen. Er verfügte sich daher einmal in Begleitung einiger Hof-herren, die Kia-Tao kannten, in seine Zelle, aber freilich im strengsten Incognito; denn alle Chineser von alter Sitte hätten es unverzeihlich gefunden, wenn sie erfahren hätten, daß sich ihr Kaiser mit einem Bonzen, der in ihren Augen ein höchst verächtliches Geschöpf war, so gemein machte.

Jene Hofherren hatten für gut gefunden, damit nichts unschickliches vorfiel, Kia-Tao unter der Hand wissen zu lassen, wer der hohe Unbekannte wäre, den sie zu ihm bringen würden. Anfangs ging alles vortrefflich. Man unterhielt sich über Poesie; Kia-Tao ließ sich nicht lange bitten, einige kleine Gedichte, die ihm immer vorzüglich gut gelangen, vorzulesen. Dann las er eine längere, lustige Erzählung, die, wie er bemerkte, noch niemand von ihm gehört hatte. Sie fand allgemeinen Beifall. Kia-Tao, dem dies schmeichelte, sagte, er habe eine andere Erzählung angefangen, die ihm noch viel besser gelungen sey; nur habe er sie

nicht vollendet, weil er jetzt die King studire. Hier vergaß der Kaiser einen Augenblick sein Incognito und befahl dem Dichter, er solle die Erzählung vorlesen, wenn sie auch nicht fertig sey. Zugleich näherte er sich dem Tische und nahm einige dortliegende Papiere in die Hand.

Darüber entrüstete sich auf einmal Kia-Tao so sehr, daß er dem Kaiser die Papiere entriß und ihm zornig sagte: „Ach, Herr, in die Zelle eines elenden Bonzen solltet Ihr nicht kommen. Ihr solltet Euch mit Eurer Regierung beschäftigen und Eurer Würde nichts vergeben.“

Alle Anwesenden erschraken; sie fürchteten einen Ausbruch des Zorns des Kaisers, der Aufsehen machen und ihm keine Ehre bringen würde; alle fielen also auf die Knie und baten für den Schuldigen um Gnade. Der Kaiser aber, obgleich etwas bestürzt über jene unerwartete und unhöfliche Censur, faßte sich schnell und sagte freundlich: „Dichtern ist alles erlaubt; ich verzeihe Kia-Tao, aber nur unter der Bedingung, daß er jene Erzählung vollendet und sie mir so bald als möglich zuschickt; denn ich will sie nun



einmal lesen.“ Hierauf verließ — so sagt der chinesische Geschichtschreiber, der diese Anekdote erzählt — hierauf verließ der Kaiser diesen Ort, welcher der Majestät des Sohnes des Himmels so unwürdig war.

Der Dichter aber suchte seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er jener Erzählung eine sehr fein gewandte Entschuldigung seiner Unbesonnenheit in schönen Versen einwebte. Sie gefiel dem Kaiser und Kia-Tao gewann durch seine Entschuldigung mehr in der Gunst des Monarchen, als er vorher durch seinen Fehler verloren hatte.

Späterhin scheint Kia-Tao von der Poesie zur Prosa übergegangen zu seyn und sich ganz den Geschäften gewidmet zu haben. Denn nachdem er den Orden verlassen, die Examina bestanden und die Doctorwürde erlangt hatte, ward er angestellt und soll in verschiedenen Aemtern seinen Beschützer Han-Yu, dem er seine Beförderung verdankte, immer Ehre gemacht haben.

Die Fortsetzung folgt.

III.

Ueber die Oper.

Es ist nicht zu verwundern, wenn man im gemeinen Leben, selbst von solchen, die für Gebildete gelten, von dieser dramatischen Gattung geringschätzig sprechen und ihr gleichsam das seltsame Vorrecht einräumen hört, Abgeschmacktheiten und wohl gar völligen Unsinn vorzubringen. Denn das große Publikum hält sich zunächst immer nur an die Erfahrung und mißt das, was ihm auf den Bretern gegeben wird, nicht nach einem idealen Maaßstabe; es ist schon zufrieden, wenn es nur einigen Genuß findet und macht keinen Anspruch auf ein in sich vollendetes Ganze. Bei der Oper zumal läßt es sich die tollsten Widersinnigkeiten gefallen wie ein nothwendiges Uebel, und hat zu ihrer Entschuldigung jederzeit die Worte bereit: „Es ist ja eine Oper,“ was denn so viel heißt als: Einem Singspiele muß man schon einige Albernheit zu Gute halten.



Allein nicht blos das große Publikum hegt eine solche wunderliche Ansicht, auch mancher Kritiker — und dieß ist in der That doch einigermaßen zu verwundern — spricht von den Singspielen als von Dingen, die eigentlich der Rede nicht werth sind und die nur in so fern beachtet zu werden verdienen, als sie nun einmal leider! in der neuern Zeit einen nicht unwichtigen Theil dramatischer Unterhaltung ausmachen, wobei es denn vornehmlich darauf ankomme, ihren leidigen Unwerth durch eine geschickte Behandlung, so viel sich thun läßt, unmerklich zu machen und ihnen so von wahren Kunstwerken wenigstens den Schein zu geben. Man kann als den Repräsentanten dieser Kritiker, welche die Oper nur aus Gefälligkeit gegen das Publikum wollen geduldet wissen, den berühmten Jean Jaques Rousseau ansehn. Dieser klagt zuvörderst, in seinem Dictionnaire de Musique unter dem Artikel Opéra, über ihre anfängliche Verirrung ins Phantastische und Mährchenhafte, hierauf tröstet er sich damit, daß sie endlich sich ans Herz gewandt und einzig dieses zu rühren sich zum

Ziel gesetzt, und so dann läßt er sich in folgenden merkwürdigen Worten also vernehmen:

„Nun fühlte man, daß die Oper nichts Leidenschaftloses, nichts Raisonnirtes, kurz nichts vertrage, was dem Zuschauer Besonnenheit und Ruhe genug läßt, um die Widersinnigkeit (absurdité) dessen inne zu werden, was er zu hören bekommt; und, hierin besteht recht eigentlich der wesentliche Unterschied des lyrischen Dramas und der einfachen Tragödie. Man fühlte, das Höchste, was die Musik leisten könne, sey, sich selbst vergessen zu machen; sie müsse nämlich, indem sie die Seele des Zuschauers in Verwirrung und Unordnung setze, ihn unfähig machen, die zärtlichen und pathetischen Gesänge einer wehklagenden Heldin von dem wahren Ausdruck des Schmerzens zu unterscheiden, und es dahin zu bringen wissen, daß der in Wuth entbrannte Achill mittelst eben der Sprache uns mit Schrecken und Schauder erfülle, welche zu jeder andern Zeit in seinem Munde uns anstößig und widerlich gewesen wäre. — Die Gefühle in ihrer größeren Stärke, die gewaltsamsten Leidenschaften sind demnach

der Hauptgegenstand des lyrischen Dramas, und die Täuschung, auf welche sich ihr Reiz gründet, wird jederzeit zerstört, so bald der Dichter und der Schauspieler nur einen Augenblick den Zuschauer sich selbst überläßt."

Diese Ansicht des vielgerühmten Genfer Philosophen und der Kritiker, welche der Oper feind sind, stimmt, wie man sieht, mit der Meinung des großen Publikums vollkommen überein. Das Singspiel gilt ihnen für die Ausgeburt einer halb wahnsinnigen Phantasie, und um eine Hervorbringung dieser Art genießbar zu finden, lassen sie den Zuschauer in eine ähnliche halb wahnsinnige, aller Besonnenheit unfähige Stimmung versetzt werden; sie erklären die Oper mehr für Tollhäusler geeignet als für Menschen von gesunden Sinnen. Was mag wohl die Verächter dieser dramatischen Gattung zu einer solchen abenteuerlich übertriebenen Behauptung verleiten? Unstreitig nichts anderes, als daß sie das eigenthümliche Wesen der Musik verkennen und nicht einzusehen vermögen, wie diese Kunst sich mit der Dichtkunst so innig verbinden und vereinen

könne, daß aus beiden ein ganz neues Ganzes hervorgeht, welches nur mit sich selbst vergleichbar, nur aus seiner besondern Art und Weise zu erklären und nach dieser seiner Eigenthümlichkeit allein zu genießen und zu würdigen ist.

Es ist nicht zu läugnen, daß Opern, welche den ersten Kunstwerken beigezählt zu werden verdienen, zu den größten Seltenheiten gehören. In der Regel ist der Stoff nicht glücklich gewählt oder vom Dichter nicht kunstgemäß behandelt. Dichtung und Musik bleiben dann einander mehr oder weniger fremd und widersprechend, gehen neben einander her und bilden gleichsam eine zwieträchtige Ehe. Solche verfehlte Opern geben freilich der Kritik nur zu vielen Anlaß zum Tadel, und da die Mehrzahl der Singspiele zu den verfehlten gehört, so gewinnt es leicht den Anschein, als gehöre ein in allen Stücken vortreffliches Singspiel zu den Unmöglichkeiten. Daß dies jedoch keinesweges der Fall sey, lehrt die Erfahrung. Wir besitzen einige Opern von hohem Werth, und wenn jene Kritiker sich nur nicht zu vornehm

dünkten, um zu einem Studium dieser Meister-
werke sich herabzulassen, so würden sie bald zu
der Erkenntniß kommen, daß sie die ganze
Gattung sehr mit Unrecht so geringschätzig und
wegwerfend beurtheilen. Schon dann, wenn
sie sich dem Genusse solcher echten Kunstwerke
ganz unbefangen hingeben wollen, werden sie
bekennen müssen, daß ihnen das, was sie sonst
unnatürlich und albern fanden, einen hohen,
einzigen Genuß gewähre und den Gedanken an
etwas, der Natur und dem Verstande Wider-
sprechendes nicht aufkommen lasse. Es wird
ihnen, ohne daß sie wissen wie, der Glaube an
das nach ihrer sonstigen Meinung und nach der
gemeinen Ansicht Nichtnatürliche gleichsam an-
gezaubert werden, so daß es ihnen auf ähnliche
Weise ergeht, wie jenem halsstarrig ungläubi-
gen Postillion, der alles Sträubens ungeachtet,
in einen magnetischen Zustand versetzt ward.

Das lyrische Drama ist allerdings eine sehr
künstliche, dem Natürlichen im gewöhnlichen
Sinne wenig oder gar nicht entsprechende Gat-
tung, welche vermöge ihrer Doppelnatur mit
eigenen, nicht geringen Schwierigkeiten zu

kämpfen hat. Sie macht zwei Forderungen, deren Erfüllung nicht leicht ist. Es sollen sich nämlich zwei Künste — die Dicht- und die Tonkunst — zur Hervorbringung eines theatralischen Werkes vereinigen. Dieses kann nur dann geschehen, wenn jede auf ihre Selbstständigkeit Verzicht leistet und von ihrem eigenthümlichen Vermögen so viel aufopfert, daß ein Produkt hervorgehe, welches beiden Künsten zugleich, und keiner besonders angehört.

Eine rein dramatische Musik an sich giebt es nicht und kann es nicht geben, da die Tonkunst bei ihrer Unbestimmtheit nicht, wie die Poesie, im Stande ist, Charakter und Begebenheiten darzustellen. Sie ist durchaus lyrisch und wird erst dramatisch, oder vielmehr sie nimmt erst den Schein des dramatischen an, wenn sie sich an die Poesie anschließt und von dieser getragen wird. Dies kann sie aber nur dann, wenn ihr die Poesie auf halbem Wege entgegen kommt, indem sie ihr lyrisches Element von dem epischen — aus welchen beiden Elementen sie gemischt ist — so abscheidet, daß dieses zurück tritt und jenes allein vorwaltet.

Dieses geschieht nun, indem das Geschichtliche, das Reflektirende, kurz alles was zunächst blos zum Verständniß dient, was nur das Gedächtniß und den Verstand in Anspruch nimmt, blos kurz berührt und flüchtig angedeutet, und dagegen alles, was die Phantasie und das Gefühl in Thätigkeit setzt, hervorgehoben, und zu einer starken Wirkung zusammen gefaßt wird. Selbst das Geschichtliche, da es sich nicht gänzlich ausschließen läßt, muß einen lyrischen Anstrich bekommen. Nun erst wird der dramatische Stoff dem Tonkünstler gleichsam erfaßbar, er kann sich denselben nunmehr als etwas Aehnliches zueignen, und indem er sich auf ein Gegebenes beschränkt, dennoch frei und nach den eigenen Gesetzen seiner Kunst damit schalten.

Im Rezitativ und zumal in solchen hervortretenden Stellen, wo zwei leidenschaftlich erregte Personen ihre lebhaften Empfindungen in energischer Kürze und raschen Wechselreden gegen einander äußern, gewinnt es noch am meisten den Schein, als sey die Musik im Stande durch sich selbst dramatisch zu wirken und das, was man im engern Sinne

charakteristisch nennt, das ganz Individuelle, auszudrücken. Hieraus läßt es sich zum Theil erklären, daß die neueren Komponisten für die sogenannte deklamatorische Musik eine auffallende Vorliebe zeigen und es sich ganz besonders angelegen seyn lassen, nicht blos im Allgemeinen, im Grundton, charakteristisch zu seyn, sondern sogar im Einzelnen. Man mag immer einräumen, daß sich durch glückliche Anwendung des Malerischen auch im Einzelnen viel leisten lasse, sobald nämlich dieses von besonderer Wichtigkeit und von fühlbarer Wirkung auf das Ganze ist. Wird aber das Malerische nicht blos an wichtigen Stellen angewandt und sucht der Komponist dem Dichter gleichsam Wort für Wort zu folgen, so macht sich nothwendig die Unzulänglichkeit seiner Mittel bald fühlbar; die Kunst artet, indem sie mehr unternimmt als sie leisten kann, in peinliche Künstelei aus, und über dem übertriebenen und einseitigen Streben nach dem Charakteristischen geht das wahrhaft Charakteristische verloren; das Ganze löst sich in isolirte Einzelheiten auf, die, an sich noch so schön, nur störend wirken, weil

ihnen das einigende Band fehlt. Ueberdies wendet sich eine solche vorherrschend deklamatorische Musik, wie sie jetzt häufig geübt wird, zunächst an den Verstand; sie fodert zur Bewunderung auf, wie viel die Musik, ihrer eigenthümlichen Natur zum Trotz, zu bewirken vermöge; dabei müssen Phantasie und Gefühl sich nur dienend verhalten, da doch eben sie es sind, welche von der Tonkunst eine schöpferische Anregung erwarten und verlangen dürfen.

Die Komponisten, welche aus Besorgniß, sich ins Allgemeine und Unbestimmte zu verlieren, der deklamatorischen Behandlung sich vorzugsweise befleißigen, bedenken nicht, daß sie sich zum Dichter zwar auf eine ähnliche Weise, wie der freie Nachbildner zu seinem Originale, verhalten, daß aber das Original so wenig als die Nachbildung selbstständig ist, da sich der Dichter, um diese möglich zu machen, ihr hat verähnlichen müssen. Der Poet behandelt den zur Oper bestimmten Stoff so lyrisch als irgend möglich, damit er dem Tonkünstler gerecht werde, er giebt also das Dramatische zum Theil auf und behält davon nur das Unentbehrlichste

bei. Der musikalische Declamator aber, statt dieses Entgegenkommen dankbar anzuerkennen, benimmt sich als habe er es mit einer rein dramatischen Dichtung zu thun und als sey er im Stande, eben so dramatisch zu seyn, als es der Dichter, wenn er auf die Musik keine Rücksicht zu nehmen hat, zu seyn vermag. Diesem zweckwidrigen Verfahren liegt ein schlimmer Wahn zum Grunde. Der Komponist meint nämlich, es dem Dramatiker in allen Stücken gleich thun zu können, und hält sich eben deshalb besonders an das, was noch am meisten den Charakter des dramatischen behalten hat; und indem er dieses thut, glaubt er, das Unmögliche zu verwirklichen, und rein dramatisch in Tönen zu dichten. So läßt er sich mit dem Dichter in einen wunderlichen Wettkampf ein, und wird zu einem thörichten Nachahmer, indem er seine Kunst recht zu verherrlichen und zu einer Selbstständigkeit zu erheben wähnt, die der der dramatischen Dichtkunst gleichkomme. Er folgt dem Dichter Wort für Wort, sucht ihn in allen Stücken nachzuahmen, und wird so sein knechtischer Begleiter, da er doch von

seiner Freiheit nicht mehr aufzugeben brauchte als der Dichter, sobald er zu diesem sich wie ein freier Nachbildner verhalten und freiwillig auf die Selbstständigkeit seiner Kunst so verzichten will, wie jener auf die Selbstständigkeit der seinigen.

Es ist leicht darzuthun, wie beide Künste, um ein eigenthümliches Kunstwerk hervorzubringen, sich gegenseitig beschränken und von ihrer Freiheit mehr oder weniger aufopfern müssen. Denn eine Operndichtung gewährt ohne die Musik wenig oder gar keinen Genuß; *) und eine Operncomposition, als ein Ganzes be-

*) Sollte der Herr Verfasser hier nicht zu weit gehen? Von dem Vorhandenen läßt sich nicht auf das Mögliche schließen, und sollte eine Operndichtung, die im Ganzen wohl angelegt und in allen Theilen wohl ausgeführt wär, die durch Wohlklang der Worte, durch allenthalben angemessene Abwechslung der Versmaase, der musikalischen Behandlung gewissermaaßen entgegenkäm, ja eine Art von Musik schon in sich selbst trüg, nicht auch beim Lesen den Kenner befriedigen?

d. H.

trachtet, ist ohne die Dichtung ein Unding. Wie das Werk des Operndichters an und für sich nur ein halbes Leben hat, ja wie es so gut als todt ist, wenn es der Musik entbehrt, kann man sich durch die Lektüre des bloßen Textes leicht überzeugen, und ganz unwidersprechlich, wenn man eine Oper mit dem Drama, nach welchem sie gebildet ist, vergleicht, wie z. B. Collins gänzlich verfehlte Oper Macbeth mit dem Shakespearschen Trauerspiele dieses Namens; man wird jene gegen dieses gehalten kaum lesbar finden und es ist fast, als habe man einen bloßen Auszug vor sich. — Der beste Beweis, daß die Poesie in dieser dramatischen Gattung so wenig für sich etwas ist als die Musik. — Wie hinwiederum diese, wenn sie von keiner Poesie gebunden ist, in ihrer vollen Freiheit und Selbstständigkeit mit all ihrer Kraft wirkt, davon giebt der außerordentliche, wunderbare Eindruck, welchen die musikalische Einleitung eines Meisters zum Shakespearschen Macbeth macht, ein merkwürdiges Beispiel. Die Wirkung dieser trefflichen Musik ist, nach Tieck's Versicherung, so mächtig, so

tief ergreifend, daß nach derselben die Darstellung des Trauerspiels selbst fast matt und prosaisch sich ausnimmt.

Eine dramatische Dichtung muß, wenn sie mit der Musik zu Einem Ganzen sich vereinen will, ihre ganze Gestaltung umwandeln. Wie dieses in allen Theilen geschieht, läßt sich deutlich sehen, wenn man den Text der Gluckschen Iphigenia auf Tauris mit Göthe's Iphigenia vergleicht. Diese dichterischen Kompositionen sind jede in ihrer Art gleich meisterhaft, aber welche große Verschiedenheit zeigt sich zwischen beiden! Den verschiedenen Charakter der Behandlung eines und desselben Gegenstandes hat Herr Professor Lewezow in seiner Denkschrift auf die berühmte Operistin Schick *) sehr treffend angedeutet, indem er ihre Darstellung der Gluckschen Iphigenia im Vergleich mit der Darstellung der Götheschen durch Madam Bethmann in folgenden Worten schildert:

---

*) Leben und Kunst der Frau Margaretha Luise Schick. Berlin bei Humblot 1809.

„Wenn die Erste mitten im Aufruhr der Elemente, mit dem unvergeßlichen Schrei des Entsetzens und der Angst einer Hülfeflehenden:

Allmächtige, des Frevels Rächer!
Entflammt der Blitz sich uns allein?

die Vorhalle des Tempels betrat; so schritt die Andre gemessen, aber von dem Gefühl des heimlichen Grauens erfüllt, mit den Worten:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Hains —

heraus in das Dunkel der den Tempel umgebenden Bäume.

„Wenn Jene dem Chor ihrer hellenischen Mitpriesterinnen den ahndungsvollen Traum:

Ich sah in dieser Nacht
Die Burg der Ahnen wieder —

mit dem lebendigsten Ton der Stimme, mit dem sprechenden, oft mahlerischen Ausdruck der Bewegung erzählte und dadurch den Zuschauer in die höchste Spannung und Bangigkeit versetzte; so flößte Diese mit dem höchsten Aufwande kunstloser Beredsamkeit, die innigste

wehmuthvollste Theilnahme ein durch die ihr vom Thoas abgenöthigte Entdeckung ihres Ursprungs und der früheren Schicksale ihres Hauses, mit den Worten anhebend:

Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein lang' verschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. —

„Wenn die Erste da, wo sie vom noch unerkannten Bruder Orestes das furchtbare Schicksal ihres Hauses und die völlige Zerstörung aller ihrer Hoffnungen erfährt, von der Gewalt des musikalischen Ausdrucks, der diese Szene zu einer der herzergreifendsten macht, fortgerissen, uns fast die ganze Wirkung einer vom Schrecken Ueberwältigten zeigte, und indem sie in ihrer Mutter endlich gar die Mörderin des großen Vaters erkennen muß, nach allem vergeblichen Kampfe darnieder geworfen in die Arme ihrer Begleiterin sank; — so offenbart uns die Andre in der ähnlichen Szene mit Pylades, dem Genius des Dichterwerks getreu, die ganze Stärke des großen hellenischen Charakters in männlicher Aufrechthaltung bei ungeheuern

Leiden, bis sie, den Ausbruch ihres Schmerzes auf dem Antlitze mit dem Schleier verhüllend, bei den Worten:

Es ist genug — du wirst mich wiedersehn — betäubt und wankenden Schrittes sich entfernt.“ —

Auf den ersten Blick scheint es, als ob bei der Oper die dichterische Komposition nicht von gleicher Wichtigkeit und von gleichem Werthe sey mit der musikalischen. Es ist eine nur zu häufige Erfahrung, daß gute Musik bei schlechtem Text doch immer Beifall findet, und daß im entgegengesetzten Fall die Oper gänzlich mißfällt. Hieraus pflegt man den Schluß zu ziehen, daß die Musik vor der Poesie den Vorrang behaupte. Dieß ist aber ein leicht aufzudeckender Fehlschluß. Denn bei einem durchaus schlechten, verwerflichen Text kann die Oper unmöglich den Genuß eines Ganzen, eines theatralischen Kunstwerkes gewähren. Der Zuschauer ergötzt sich nur an einzelnen Parthien und unvermerkt verwandelt sich ihm die Oper in ein bloßes Koncert mit Gesang. Er würde dasselbe oder vielmehr ein reineres Vergnügen haben, wenn er diese schönen Einzelheiten koncertmäßig hörte, und nicht auf



der Bühne, weil unter solchen Umständen die Ansprüche, welche die theatralische Darstellung macht, unbefriedigt bleiben. Pär's so beliebte Oper Sargino langweilt als Theaterstück, und ergötzt nur als eine Sammlung schöner Gesangstücke.

Indeß nur bei durchaus schlechter Poesie hört die Oper auf Oper zu seyn; und keinesweges schon dann, wenn der Text im engeren Sinne, bloß formell genommen, geringen oder keinen dichterischen Werth hat. Ist nur die Idee des Ganzen, der Stoff und die Behandlung desselben im Allgemeinen opernhaft poetisch, so kann die Musik, wenn sie große Verdienste hat, als ein theatralisches Kunstwerk wirken. Das sprechendste Beispiel hiervon giebt die Zauberflöte, welche nicht allein der Musik, sondern zugleich dem echten Operngeiste der Dichtung ihren außerordentlichen Beifall verdankt. Hier wird das Matte und Bänkelsängerische des Textes durch den Schwung der wunderbar gestimmten Phantasie und durch den Zauber der Musik gleichsam vernichtet.

Sind dagegen die Verse noch so geschmack-

voll und wohlklingend, die Dichtung selbst aber undichterisch, so wird das Singspiel nimmer eines entschiedenen, allgemeinen und dauernden Beifalls sich erfreuen, und die Musik, im Fall sie verdienstlich ist, nur fragmentarischen Genuß gewähren.

Dieß führt auf die wichtige Frage: Welche Stoffe sind für die Oper die angemessensten? — worauf sich nach dem, was über die Art, wie der Dichter dem Musiker entgegenkommen muß, gesagt worden, im Allgemeinen die Antwort ergiebt: diejenigen, welche vorzüglich poetisch, das heißt: in welchen Phantasie und Gefühl vorherrschend sind. Hiernach werden von allen andern die phantastischen, mährchenhaften, oder wenn man lieber will, die romantischen den Vorzug verdienen; und man wird auch, selbst in vielen verfehlten Opern, bemerken, daß sie, wenn nicht eine entschiedene Richtung, doch immer eine Hinneigung zum Phantastischen zeigen, welches freilich leider nur zu häufig in Dingen gesucht wird, die blos seltsam und wunderlich sind, also lediglich den Schein davon haben, wie



dieß in so mancher ungenießbaren sogenannten Zauberoper der Fall ist.

Daß Viele die Oper höchst unnatürlich finden, hat nicht immer einen blos subjectiven Grund. Bei allen Singspielen hört man sie nicht immer so urtheilen, nämlich bei solchen nicht, welche ihnen den Glauben an das, was sie als Unnatur verwerfen zu müssen meinen, gleichsam aufnöthigt. Hier wird ihr zum Betrachten und Erwägen stets bereiter Verstand gleich von Anfang an, wie mit Einem Schlage, durch die mächtig getroffne und angeregte Phantasie niedergehalten, so daß sie in der neuen Welt, in welche sie sich plötzlich hingezaubert fühlen, das Wunderbarste glaubhaft finden. So sollte es immer seyn. Der wahre Operndichter muß die Kunst verstehn, uns den Glauben beizubringen, als könnten die Wesen seiner Phantasie, die er uns vorführt, vermöge ihrer höheren oder eigenthümlichen Natur nicht anders als durch Gesang sich äußern. Dies ist ihm aber nur dann möglich, wenn er einen Stoff erwählt, der uns mit eins in eine fremde wunderhafte Welt, in eine höhere Sphäre erhebt,

worin die Gesetze gemeiner Wirklichkeit aufgehoben sind, und nur die gelten, welche der Grundkraft des Menschen, der Phantasie, ein freies Spiel gewähren. Hier müssen wir die Kräfte der Natur, die Schranken der Zeit und des Raumes scheinbar entrückt, gleichsam unmittelbar in ihrer Wirksamkeit anschauen in schnell wechselnden Bildern und Gestalten. In solcher Erhöhung wird das sonst Unnatürliche natürlich und wir sehen hier das als wirklich vor uns, was wir in seltnen, hohen Lebensmomenten nur als Wünsche, als schöne Träume uns denken oder ahnden. Je höher sich die Poesie schwingt, je mehr nähert sie sich der Musik an, je freier kann diese alle ihre Wunderkräfte entfalten, die sich im scheinbaren Chaos am gewaltigsten offenbaren, indem sie gleichsam ein ewiger Wechsel von Schaffen und Vernichten, ein unaufhörliches Verwandeln und so ein flüchtiges Abbild der Natur ist.

Unter den neueren in diesem Sinne gedichteten Opern, die mir bis jetzt bekannt worden, zeichnet sich besonders Fouqué's Undine aus, welche für ein Musterwerk gelten könnte,



wenn es ihr nicht an der gehörigen Klarheit gebräche, ein Fehler, welchen vorzüglich der zu sehr in mystisches Dunkel gehüllte Sinn der Dichtung verschuldet hat. Das Geheimnißvolle, Räthselhafte ist zwar jedem phantastischen Dichterwerke als solchem eigen; dieses Mysteriöse muß aber doch immer, zumal bei einer dramatischen Behandlung, klar und gleichsam anschaulich genug hervortreten, so daß der Zuschauer den Sinn leicht erfassen mag; denn wenn ihm dieser sich immer wieder verbirgt, so bald er ihn erfaßt zu haben glaubt, so geräth er in ein unerfreuliches Grübeln und kommt zu keinem wahren Genusse. Die wunderbare Geisterwelt, in die uns der kühne Operndichter emporhebt, darf nicht als ein Werk der Willkühr erscheinen: sie muß die Natur im weitesten Sinne des Worts in einem magischen Lichte, verklärt, gleichsam durchsichtig zeigen, so daß sie uns geistiger, ungetrübter und wesentlicher entgegentritt als in der nächsten Wirklichkeit. Dann werden wir uns in eine fremde und doch nicht befremdende Welt versetzt, und unter den erdichteten Wesen bald einheimisch fühlen. Und

dieß wird um so leichter geschehen, wenn uns die magische Kraft der Tonkunst in jene Welt hinaufhebt; denn diese Kunst, welcher Viele abhold sind, weil sie ihnen vornehmlich dem Sinnlichen und gemein Leidenschaftlichen zu schmeicheln scheint, indem sie sich zunächst an die Empfindung wendet und dem Verstande keine Nahrung giebt, sie ist vor allen andern Künsten fähig, die Phantasie zu den höchsten Flügen anzuregen und den innersten Gefühlen, den zartesten Empfindungen, den geheimsten Ahndungen der Seele einen Ausdruck zu geben, dem die Poesie sich nur durch Andeutungen annäheren kann. Diese nimmt auch, sobald sie sich lyrisch ausspricht, einen musikalischen Charakter an, und fühlt, wenn sie sich zum Höchsten emporschwingt, das Bedürfniß, theils mit der Musik sich innigst zn verbinden, theils ihr allein die Ausführung dessen zu überlassen, was nur in Tönen, und nicht in Worten seinen vollen Ausdruck findet. So wird selbst Shakespeare nicht selten rein musikalisch nicht nur, sondern er verweist öfters auf die Musik, daß sie in seinen Dichtungen das ergänze, was er



als Dichter nicht auszudrücken vermag. Hier- von finden sich unter andern mehrere Beispiele in seinem mährchenhaften Drama: der Sturm.

Diese Erscheinung, daß der dramatische Dichter öfters der Tonkunst bedarf, ist in so fern beachtenswerth, als sie auf die Entstehung der Oper hinzudeuten scheint. Denn in der Oper geschieht im Ganzen und durchgängig, was im Drama nur stellenweise vorkommt; wahr- scheinlich bildeten sich erst nach und nach die besondern Formen und die Eigenthümlichkeiten des Singspiels aus, wie die verschiedenen Arten des Gesanges, die Arie, die Cavatine u. s. w., so wie das Rezitativ und was es vor jeder dramatischen Gattung voraus hat; die Chöre und das gleichzeitige Zusammensingen mehrerer Personen in den verschiedensten Stimmungen. Auch die sogenannte Bravourarie ist nach aller Wahrscheinlichkeit spätern Ursprungs; Viele wollen diese Gesangform nicht gelten lassen und verwerfen sie als eitle Künstelei, die dem Sänger nur Gelegenheit gebe, die Fertigkeit und Gewandtheit seiner Stimme bewundern zu lassen. Gar oft mag dieß der Fall seyn, keines-

weges aber ist die Bravourarie jederzeit leere Tonkünstelei, sondern gar oft auch der höchste und ergreifendste Ausdruck eines lebendigen Gefühls und einer mächtigen Phantasie, so daß man sie als den Gipfel des begeisterten Gesanges betrachten kann, wo der erhöheten Empfindung die Worte nicht mehr in ihrem kühnen Fluge folgen und nur Töne allein dem hohen Schwunge genügen können.

Bemerkenswerth ist, daß nach J. J. Rosseau die ersten Operndichter meistens den Himmel oder die Unterwelt zum Schauplatz ihrer Dichtungen wählten, daß die ersten Opern also in das Reich des Wunderbaren strebten. Hier ist nicht zu verkennen, wie die anfänglichen Versuche einem sehr richtigen dunkeln Gefühle folgten und das angemessenste Element des Singspiels da suchten, wo es allein anzutreffen ist. Rousseau konnte bei seiner verkehrten, durchaus gemeinen Ansicht hievon keine Ahndung haben, und er hat in seiner Art sehr Recht, wenn er diese Vorliebe für das Mythische schlechthin verwerflich findet. Nach seiner Meinung ist die theatralische Musik nur für Rührung des Herzens,



nur für das Gefühl bestimmt; ob sie auf die Phantasie nicht zu wirken vermöge oder nicht wirken dürfe, hierüber läßt er sich nicht aus; er erwähnt nur des Herzens und übergeht die Phantasie gänzlich — eine Einseitigkeit, welcher sich noch mancher Opernkritiker unserer Tage schuldig macht. Kommt es lediglich darauf an, das Herz in Bewegung zu setzen, so kann man sich füglich mit lamentabeln Singspielen wie das Waisenhaus begnügen lassen, und man darf dann an die Oper keine höhere Forderung machen, als etwa Kotzebue, der mit wahrhaft ergötzlicher Naivetät weitläufig sich darüber ausgelassen hat, wie man es anfangen müsse, um ein Singspiel zu Stande zu bringen, worin sich Alles und Jedes recht natürlich singend vernehmen lasse. Seine Singspiele sind aber auch so natürlich ausgefallen, als es irgend seine Afternatur zuließ.

So gewiß es nun ist, daß dem romantischen Singspiele vorzugsweise der Name der Oper gebührt, so ist gleichwohl die sogenannte heroische Oper die herrschende. Diese steht der romantischen an Werth um so viel nach, als sie

sich dem Trauerspiele nähert und demnach einer gewissen geschichtlichen Materialität des Stoffes und der moralischen Reflexion nicht gänzlich entäußern kann. Aus dem moralisch-historischen Interesse folgt für die musikalische Dichtung unvermeidlich eine verhältnißmäßig umständliche, gedehnte Entwickelung, ein zu langsames Fortschreiten, eine gespannte Leidenschaftlichkeit, ein angestrengtes Pathos — lauter Uebelstände, die mehr oder weniger Ermüdung und Ueberdruß zur Folge haben. Und nimmt sich etwa der Dichter in Hinsicht des Historischen viel Freiheit, erlaubt er es sich, nur sehr Weniges davon und dieß auch nur flüchtig vorübergehend anzudeuten und hieraus den Zusammenhang der Verhältnisse und Begebenheiten errathen oder erahnden zu lassen, so verfällt er unausbleiblich in einen andern Fehler: er giebt dem Ganzen nicht die gehörige Klarheit und Bestimmtheit, so daß der Zuschauer die ganze Darstellung über in einer verdrießlichen, genußstörenden Dunkelheit und Ungewißheit schwebt und an Allem, was ihm geboten wird, nur mit getheilter Aufmerk-

samkeit Theil nehmen kann. Ueberdies wird durch ein solches zu flüchtiges und zu unvollständiges Andeuten des Geschichtlichen das Gespannte des Leidenschaftlichen, das Hinaufgeschrobene des Pathetischen nur noch fühlbarer; der Zuschauer fühlt sich unaufhörlich von einer höchst affectvollen Szene zur andern fortgerissen, so daß ihm kaum irgendwo nur ein Punkt oder eine Stelle bleibt, wo er einigen Athem schöpfen, einige Ruhe finden könnte. Ihm muß bei dieser steten Folge von leidenschaftlichen Szenen zu Muthe werden; als wolle der Dichter im Bunde mit dem Tonkünstler auf sein Gefühl Sturm laufen und ihm gleichsam das Geständniß abnöthigen, daß das lyrische Drama eine ganz außerordentlich starke, übermächtige Wirkung hervorzubringen vermöge. Wer sich von dem, was hier angedeutet ist, einen anschaulichen Begriff machen will, der lese den Text des Dichters Hofmann zu Spontini's neuer Oper Olimpia. Selbst in der gewaltsamen, harten zuweilen ganz undeutschen Sprache ist das Angedeutete zu verspüren.

Was nun die Musik betrifft, so wird diese in solchen heroischen Opern zu sehr in ihrem Streben zum Allumfassenden gehemmt; sie, die immer eine Welt schaffen möchte, bewegt sich, zwischen wenigen Empfindungen; eingeschlossen, wie einem Zwange widersprechend, also nicht mit freudigem vollem Leben fort. Hier gilt es vor allen die Darstellung der Leidenschaften; und jede Leidenschaft hat vermöge ihrer einseitigen Richtung etwas Beengendes. Ueberdies fehlt es auch nicht an gehäßigen Leidenschaften, wie die des Neides, der Schadenfreude, des Hasses, welche schon wegen ihres unharmonischen, zwiespaltigen Wesens für die musikalische Darstellung wenig geeignet sind. Die Szene, wo in Gluck's Armide die Furie des Hasses und der Chor der Furien der Zwietracht in gräßliche Verwünschungen ausbrechen, hat bei aller Wahrheit und Stärke des Ausdrucks doch immer etwas so Widerwärtiges, daß man sich nach dem Ende dieser Szene sehnt. Höchst widrig ist, um ein noch auffallenderes Beispiel anzuführen, der Gesang des türkischen Ver-

läumders, der im Barbier von Sevilla, seine Bosheit recht eigentlich zur Schau stellt.

Selbst in den besten heroischen Opern drängt sich ein gewisses Gefühl von Beschränktheit, von Hemmung der Phantasie auf, und zumal dann, wenn man sie mit den besten romantischen vergleicht. Wer sich dem Gesammteindrucke der Gluck'schen Iphigenia auf Tauris ganz unbefangen hingiebt, wird selbst in diesem Meisterwerke einen etwas zu strengen Ernst, eine gewisse Eintönigkeit empfinden. Noch weit fühlbarer ist das Angestrengte in Spontini's berühmter Vestalin und zwar aus dem Grunde, weil die poetische Komposition dieser Oper nicht nur für die Musik zu einseitig tragisch, sondern überdies zu lang ausgesponnen und zu eintönig ist. — Beiläufig sey es bemerkt, daß man fast alle Opern kürzer wünschen möchte; sie überschreiten das Maaß der Zeit; denn gewöhnlich währen sie über drei Stunden; die Komponisten sollten bedenken, daß Musik, wenn sie lange währt, selbst für nicht

schwache Nerven angreifend wird. Indeß oft tragen auch die leidigen, willkührlich eingeschalteten Ballets die Schuld ungebührlicher Länge, und dann vollends wird die trefflichste Oper gegen das Ende ein wahres Marterstück.

Die tragischen Stoffe aus der alten, und besonders aus der römischen Geschichte scheinen für die Oper nicht die günstigsten zu seyn, und zwar vornehmlich wegen des unangenehmen, oft anstößigen Kontrastes, den die einmal hergebrachten Liebesverhältnisse in der modernen Manier mit dem ursprünglichen Charakter der antiken Helden machen. Aber auch an sich sind die großen Männer des Alterthums zu streng erhaben, zu großartig, zu tragisch ernst, um auf der Opernbühne an ihrem Platz zu seyn: ein Cäsar, ein Cato, ein Brutus werden als Opernhelden immer eine mehr oder minder lächerliche Rolle spielen, und die Verspötter der Oper haben Recht, wenn sie solche Afterhelden zur Zielscheibe ihres Witzes machen.

Es ist daher dem Operndichter zu rathen,

seine tragischen Helden lieber aus der Ritterzeit zu nehmen, deren Geist mit dem Mährchenhaften und Phantastischen näher verwandt ist. Dieß zeigt sich unter andern ganz unverkennbar im Don Juan, an welcher vortrefflichen Oper man, eben wegen des romantischen, viel umfassenden, freiern Geistes, von jener tragischen Strengigkeit der anti-heroischen Opern nichts verspürt, so rein tragisch auch die Idee derselben ist. Solcher romantischen Stoffe bieten sich in Calderon's schönsten Dramen mehrere dar, welche benutzt zu werden verdienten; wie überhaupt Calderon für den Operndichter ein sehr belohnendes Studium wäre, da wohl kaum ein Dramatiker seine Stoffe für die Phantasie so theatralisch geltend zu machen weiß, wie dieser. Unter seinen Dramen finden sich mehrere, die selbst in der Behandlung etwas Opernmäßiges haben; und eins, von welchem dieß vornehmlich gilt, ist auch bereits, aber wohl nicht zum besten, benutzt worden, nämlich das von A. W. v. Schlegel übersetzte Schauspiel: Ueber allen Zauber Liebe. Auch das

gleichfalls von Schlegel übersetzte Ritterschauspiel: die Brücke von Mantible enthält einen günstigen Stoff; so wie das von von der Malsburg übertragene Echo und Narcissus. Unter den noch nicht übersetzten Dramen verdienen der Graf Lucanor und Geliebt und gehaßt (Amado i aborrecido) den Operndichtern empfohlen zu werden.

Wie alle Calderon'sche Dramen, sind auch die eben genannten reich an sinnreichen Verwickelungen, und vielleicht für die Oper zu reich, welche in den Verhältnissen eine gewisse Einfachheit liebt und die Intriguen gern vermeidet, wiewohl sie diese nicht ganz und gar ausschließt, so bald sie nur im poetischen Sinne ausgeführt sind. Zumal wir Deutschen scheinen in den dramatischen Verwickelungen eine fast nüchterne Mäßigung zu verlangen, und uns dagegen lieber einige Breite und Umständlichkeit im Entwickeln gefallen zu lassen — eine Eigenheit, worauf der deutsche Operndichter allerdings einige Rücksicht zu nehmen hat. Leichtes Fassungs-

vermögen und schnelles augenblickliches Verknüpfen ist mehr ein Erbtheil der südlichen phantasiereichern Nationen und insonderheit der Spanier. — Die treffliche, nach ihrem Werthe nicht genug geschätzte Oper Camila von Pär (nach dem Urtheile der Kenner die beste dieses Komponisten) mag zum erläuternden Beispiel dienen. Daß sie nicht den Beifall findet, den sie verdient, liegt unstreitig in nichts anderm als in der spanischen Behandlungsart des Stoffes. Die eigentliche Veranlassung der Eifersucht von Camila's Gemal bleibt bis zum Schluß in ein schauerliches Dunkel gehüllt, dies sagt dem deutschen Zuschauer nicht zu, der gern die sogenannte Geschichte gleich von Anfang an recht faßlich haben mag. Dazu kommen nun noch die kühnen Kontraste des Fröhlichen und Scherzhaften mit dem Düstern und Schauerlichen, und zuletzt der schnell wie ein Strom hereinbrechende Ausgang des Stücks. — Ein besonderer großer Vorzug dieser wahrhaft poetischen Oper sind die in die Handlung so natürlich eingeflochtenen Chöre und Tänze, die in

das Ganze eingreifen, da sie in der Regel nur um des Pompes und eitler Schaulust willen, als ein überflüssiges Außenwerk angebracht werden.

Wenn man die Mehge schlechter Opern erwägt, an welche die herrlichste Musik verschwendet ist; so kann man es nicht genug bedauern, daß die besseren Dichter sich dieser dramatischen Gattung nicht mehr annehmen als bisher, zumal unter uns Deutschen, geschehen ist. *) Ob ein besonderes Talent zur

*) Wird wohl auch künftig nicht anders werden, wenigstens so lange, als nicht blos das Publicum, sondern auch angebliche Kunstrichter den Text einer Oper ziemlich als Nebensache betrachten. Den Dichter, der selbst etwas Würdiges zu erschaffen vermag, kann jetzt nur hohe Begeisterung für die Musik oder innige Freundschaft gegen den Tonsetzer zu einer Operndichtung vermögen. Wer allein herrschen kann, wär es auch in dem kleinsten Eiland, wird vielleicht den Thron mit einer geliebten Königin theilen, aber nicht hinter ihn treten.

d. H.

Operndichtung erforderlich sey, ist eine Frage, die sich wohl nicht geradezu bejahen läßt; es möchte hierbei lyrisches Talent vorausgesetzt, vornehmlich auf Uebung ankommen und dadurch erlangte Fertigkeit in Handhabung der mannigfaltigen musikalischen Formen. Daß sich aber in dieser beschränkten unfreien Gattung doch Ruhm erwerben läßt, lehrt Quinault's und Metastasio's Beispiel. Unter andern müßte ein Operndichter vorzüglich bemüht seyn, die Gesetze des Wohllauts unserer Sprache zu beobachten und ihren musikalischen Werth, den sie so gut wie jedes andre, wenn auch wohltönendere Idiom, wie z. B. das italiänische, in sich trägt, herauszufördern und geltend zu machen. Dadurch wird die Sprache dem Komponisten und noch mehr dem Sänger erst gerecht, der bei so gänzlicher Vernachläßigung des Wohllautes, wie sie hergebracht ist, die sonst billige Forderung, daß er jedes Wort deutlich vernehmen lasse, als eine unmögliche von sich weisen kann.

Unter den rührenden und komischen Singspielen, Operetten genannt, giebt es

der verfehlten, unpoetischen gleichfalls nur zu viele. Dahin gehören, um nur einige zu nennen, Fanchon, das Waisenhaus, Figaro's Hochzeit. In den beiden ersteren zeigt sich der verderbte Zeitgeschmack, der sich in Tollheiten gefällt; die letztere ist ein arger Mißgriff. Denn was ist wohl weniger zum Gesang geeignet als der französische hier überdies frivole esprit? das sogenannte Fein-comische, das Intrigante ist überhaupt, da es bloß den Verstand beschäftigt, kein Gegenstand für die Musik; wohl aber das derbe, volksmäßig Comische; und so ist der Dorfbarbier eine sehr gute Operette, Figaro's Hochzeit hingegen ein Unding.

Auffallend ist es, wie wir größtentheils den Franzosen unsre Operetten zu verdanken haben. Den Singspielen: Richard Löwenherz, der Wasserträger, der Schiffskapitain, Joconde, Aschenbrödel, der kleine Matrose, Johann von Paris, Joseph von Egypten, Aline, Nina,



u. s. w., können wir nur sehr wenige ursprünglich deutsche entgegen setzen; und selbst manche Operette, die ein völlig deutsches Ansehen hat, wie zum Beispiel: die Jagd, ist einer französischen nachgebildet.

A.

IV.

Gedichte.

Gesang

an dem, S. Königl. Hoheit dem verewigten Kurfürsten von Hessen, Wilhelm I., in dem großen akademischen Hörsaale zu Marburg, geweiheten Trauerfeste.

Vorwort.

Am 8ten April d. J. wurde dem Andenken des verewigten Kurfürsten Wilhelms I., der in seinem 78sten Lebensjahre diesen irdischen, für ihn an Schicksals-Wechseln so reichen Schauplatz verlassen hatte, ein Trauerfest im ganzen Lande gefeiert. Auch in Marburg wurde dieses Fest auf doppelte Art mit Würde und Anstand begangen. Außer den, dem entschlafenen Fürstengreise in allen Kirchen geweihten Trauerpredigten, fand hier noch eine besondere Feier in dem großen akademischen Hörsaale statt.



Diese Feier begann, nach geendigten Gottes-verehrungen, vor einer sehr zahlreichen Versammlung. Der Professor der Beredsamkeit, D. Wagner, hatte durch ein besonderes lateinisches Programm (Parentalia Academica u. s. w. Marburg 20 S.) zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Der ganze akademische Senat, alle Privatlehrer und andere, zur Universität gehörige Personen gingen, schwarz gekleidet, unter Vortragung der mit Flor umwundenen akademischen Zepter, in feierlichem Zuge in das große Auditorium, wo das Katheder mit schwarzem Tuche behangen war. Zu der trefflichen Himmelschen Trauermusik, welche nun gegeben wurde, und woran alle hiesigen zahlreichen Freunde und Freundinnen der Tonkunst willigen Antheil nahmen, hatte der Konsistorialrath und Superintendent D. Justi den Text gedichtet, den wir hier, nach einer vom Verfasser selbst verbesserten Handschrift, um so lieber mittheilen, als die wenigen gedruckten Exemplare, die am Tage der Feier ausgetheilt wurden, längst vergriffen sind. Hierauf hielt der zeitige Prorektor der Universität, Hofrath

D. Wurzer, eine deutsche Rede, worin er die Verdienste des verewigten Fürsten, mit Wahrheit und sichtbarer Theilnahme seines Herzens, schilderte. Eine abermalige gefühlvolle Musik beschloß diese würdige Feier. —

Gesang.

Lasset durch die ernsten Hallen
Unsre Trauertöne schallen,
Denn die Seele wogt im Schmerz; —
Fürst und Vater ist geschieden,
Der Geprüfte suchte Frieden,
Frieden fand sein müdes Herz!

Unser ruhiges Gefilde
Lächelt' unter seiner Milde
Kaum im frischen Sonnenglanz;
Sieh, da kam am Himmelsbogen
Gottes Engel hergezogen,
Reicht' ihm seiner Mühen Kranz.

Auf des Wohllauts Silberwellen,
Die der tiefen Brust entquellen,

Schwebe sanft, o Wehgesang!
Tön' in unsre Herzen Frieden,
Flüstre Ruh' dem Lebensmüden,
Nach der Kämpfe heißen Drang!

Felsen trotzen kühn den Wogen,
Auf zum blauen Himmelsbogen
Strebt der Eichen stolze Pracht; —
Aber auch der Fels verwittert,
Und der Eiche Kraft zersplittert,
Alles Hohe sinkt in Nacht!

Was auf Erden wächst, verschwindet,
Was dem Blick' begegnet, kündet
Allem Seyn den Untergang;
Nur was himmlisch ist geboren,
Hat der Himmel auserkoren,
Lebt und wirkt Aeonenlang.

Nach des Mittags Wetterschwüle
Folgt des Abends linde Kühle,
Die uns mild im Schlummer wiegt;
Nach der Erde Schaugepränge,
Nach des Lebens Kampfgedränge,
Labt der Quell, der nie versiegt.

Selig, die im Herrn entschliefen; —
Als die Friedens-Engel riefen,
War verweint ihr Erden-Harm:
Ueber jenen lichten Fernen,
Ueber Gottes goldnen Sternen,
Schirmet sie Allvaters Arm.

Drum sey Rechtthun unser Streben,
Liebe unsers Lebens Leben,
Treusinn unsrer Liebe Pfand;
Dann scheucht Hoffnung eitle Sorgen,
Und es glänzt ein neuer Morgen
Ueber Fürst und Vaterland! —

Wann der letzte Tag sich röthet,
Und der Engelfürst drommetet:
„Alles Todte soll erstehn!“
Dann wird über alle Guten
Segensthau des Himmels Fluthen,
Und der Allmacht Athem wehn!

Herr, den Kraft und Huld umwalten,
Der die Geister wird erhalten,
Tilge schonend alle Schuld!
Doch, die sich des Volks erbarmen,

Milde Väter stiller Armen,
Nimm in deine Vaterhuld! —

K. W. Justi.

Der Phoenix.

Der alte Phoenix hebt die Schwingen,
Und Balsamstauden wunderbar,
Und Cedern und die Palmen bringen
Ihm ihre reichen Blüthen dar;
Und von der nahen Todesstunde
Ergreift der Schauer, stark die Brust,
Doch ohne Schmerz und ohne Wunde
Des Lebens doppelt sich bewußt!

Und mit den Zweigen, mit den Düften,
Die schon das reine Element,
Die Flamme, lodernd in den Lüften,
Sanft lösend von der Erde trennt,
Und mit der Blumen weichem Bette,
Sich selbst bestellt mit frohem Muth,

Vergeht auf seiner Lagerstätte
Der Phoenix selber in der Gluth!

Doch was ist Staub auf unsrer Erde,
Was Alles, das einst Leben war? —
Schon aus der Gluth auf seinem Heerde
Schwingt sich ein neues Flügelpaar,
Hat angethan den alten Schimmer,
Doch jugendlich erfrischt und schön,
Wie nur der alte Phoenix immer
Dort auf den Cedern war zu sehn! — —

Das ist im frühen Morgenlande
Die Fabel, die die junge Welt
Im bildlich klaren Wortgewande
Vom Phoenix einst hat aufgestellt,
Als allen Tod und alles Leben
Nur noch umschloß ein enger Ring,
Und noch das Herz mit Kindesleben
Am schönen Mund der Fabel hing.

Und alles, was den Menschen drückte,
Und alles, was noch, wie im Traum,
Als Hoffnung aus sein Leben schmückte,
Mit Sehnsucht seiner Hütte Raum;



Das nahm die Fabel in die Hände,
Und schrieb der Sprüche sanften Schein
Und Sagen liebreich an die Wände,
Und führte Wunder selbst hinein!

Und alle Wunder, alle Sagen,
Voll Einklang mit der Menschenbrust,
Sie rauschen wie mit Flügeln, schlagen
An allen Schmerz, an alle Lust,
Und was im engen Herzen leise
Sich regt, das spiegelt tausendfalt
Sich bald im ganzen Sonnenkreise,
So weit des Menschen Auge wallt;

Die Phoenixfabel! — alle Stimmen,
Die über alle Lande ziehn,
Der Funken und der Sterne Glimmen
Und aller Berge Morgenglühn,
Und aller Menschen heißes Beten
Und aller Höh'n und Tiefen Graus,
Wenn sie zum Chor zusammentreten
Sie sprechen nur die Fabel aus!

Die Fabel! — wenn die neue Sonne
Die Blume todt, das dürre Blatt

Entflammt zur neuen Frühlingswonne,
Die nur im Baum geschlummert hat;
Wenn von des Winters stillem Bette
In ihrer Kraft die Rebe springt
Und in des Lebens goldne Kette
Auch freudig ihre Trauben schlingt;

Wenn Kräfte, die von oben wallen,
Zu Formen werden klar und rein,
Und dann als Silber niederfallen,
Als Saphir und als Demantstein;
Und Erd und Lüfte sanft vermälen,
Sie bindend mit dem sanften Grün
Und mit dem Eisen Quellen stählen
Und alles Herzblut stark durchglühn; —

Die Fabel! — wenn im Weltenraume,
Wo Sonnen herrlich sind erhöht,
Und Sterne blühn im Schöpfungsbaume,
Auch wohl Ein Blatt hernieder weht! —
Die Kräfte, die ihn stark gehalten,
Den Staub, gesät in alle Zeit,
Die zieh'n ihm nach und bald entfalten
Sie eine neue Herrlichkeit.

Und wenn aus allen Weltenreichen,
Aus Felsenschooß und Baumesmark
Des Lebens Oele quellend steigen
Und Pulse werden heiß und stark;
Und dann der Mensch, die volle Krone
Des Seyns um seine Stirne schlingt,
Und ihm, des Lebens erstem Sohne,
Der Hymnus aller Wesen klingt.

Und ihm, dem Strahle, leis und stille
Gefaßt in seiner Blume Schooß,
Entgegen tritt die ganze Fülle
Der Sonne, ewig jung und groß;
Aus der ihm selbst die Macht gekommen
Zu der — ein Tropfen in die Fluth! —
Er wiederum ist aufgenommen,
Wenn er von seiner Arbeit ruht;

Die Fabel, wenn aus seinem Stamme
Sich ewig Blüth' an Blüthe regt,
Der Völkerschmerzen Todesflamme
Im Arm bald neue Völker trägt,
Und wenn der leuchtende Heroe
In seiner schönen Gluth vergeht,

Flugs aus des Brandes wilder Lohe
Empor der neue Phoenix steht! —

O süßer Blick in's weite Leben,
In alle Zeit und allen Raum,
Ein Sinn ist allem Seyn gegeben
Und Wahrheit aller Dichtung Traum;
Drum hebe mit dem Arm der Lieder
Die alten Wunder zu uns her;
Sie klingen, sprechen, lehren wieder
Und keine Räthsel giebt es mehr!

Und was in Felsen dunkler Grüfte
Und in der Blume webt und sinnt,
Und Adler trägt durch Gottes Lüfte
Und in des Menschen Herzblut spinnt,
Und dann in That und Werk sich kleidet; —
Ein Siegel, Eine Signatur
Hat Alles, was sich um uns breitet,
Und Einen Sinn und Rythmus nur.

F. Kuhn.

Krankheit und Tod der heiligen Mathilde.

(König Heinrich des I. Gemahlin.)

I.

Sie lag auf dem Schragen, zum Tode bleich,
Doch fest ihr Vertrauen auf Gottes Reich;
Ein Sühn=Altar ihre Blicke,
Ließ Haß und Hohn sie zurücke.

Da beugt sich der Bischof, Herr Wilh'm*) genannt,
Ihr Enkelsohn auf der Duldrin Hand
Und spricht: „Ich soll Euch vermeiden
In Euerm unendlichen Leiden?

„Doch ist's Euer Wille, und darf ich nicht
Euch kindlich erzeigen die letzte Pflicht,
Nicht sterbend in Armen Euch hegen —
O Mutter, so reicht mir den Segen!“

---

*) Verkürzung des Namens Wilhelm.

Sie erhebt sich, sie neigt sich vom Lager herab,
Des Ewigen Gruß sie dem Scheidenden gab,
Drauf spricht sie vertraut zu den Ihren:
„Auf, helft mir ein Kleinod erküren,

„Das ich scheidend verehre der Kirche Sohn!“
Hier flüstert die Aja mit scheuem Ton:
„So möge Gott sich erbarmen —
Euer Letztes, Ihr gabts ja den Armen!“

Die Herrin erröthet, doch ungesäumt
Dem Gemüth ein schöner Gedank' entkeimt:
„So bringt mir die Mäntel von Seide,
Gewirkt mir zum Todtengeschmeide!“

Und selber verreicht sie mit schwacher Hand
Dem Enkel so trauriges Liebespfand:
„Nimm hin und scheide in Frieden, —
Ander Bahrhemd ist mir beschieden.“

Der Bischof, bewältigt von süßem Schmerz,
Er preßte die Gabe ans treue Herz,
Schied drauf in Thränen von dannen —
Mit ihm viel Priester und Mannen.

2.

„Laßt die Sterbeglocken läuten,
Kerzen am Altar erstehn;
Laßt die Todtenflöre wehn,
Meinem Hause Trau'r zu deuten!“

So die Königin, mit Beben
Sprach zu ihren Klosterfrau'n;
Denn Entferntes zu durchschau'n
War ihr Wunderkraft gegeben.

Und, kaum hat sie, abgewendet,
Weinend sich zu Gott gekehrt,
Als man laut die Zeitung hört:
Bischof Wilhelm hat geendet.

Als er kaum das Roß verlassen —
Einzieh'nd in Radulpherod —
Traf ihn ungewarnt der Tod,
Sah man jählings ihn erblassen.

„Wohl ihm!“ — endete Mathilde —
„Dem geliebten Enkelsohn!
An des Weltenrichters Thron
Lab' ihn des Erlösers Milde!

„Wohl auch mir! vom letzten Oehle
Das mir seine Hand verreicht,
Ward im Innersten mir leicht,
Und hinüber strebt die Seele.

„Wißt denn: Eh dreimal die Sonne
Sich ins blaue Meer gesenkt,
Dreimal sich zurück gelenkt,
Schau' auch ich der Sel'gen Wonne!"

3.

Erlauchte, vielgeliebte Königin,
O täuschte doch nur heute Euer Wort!
Schon ist die letzte Eurer Sonnen hin,
Doch immer noch hält Euch der ird'sche Port!

So jeder Mund; — da ruft die Kranke auf,
Indeß vom Dom die zwölfte Stunde schlägt:
„Hilf Gott! Vollendet ist mein Pilgerlauf —
Sorgt, daß man auf mein Sterbebett mich legt!"

Und todesfreudig, ird'schen Lebens satt,
Wählt sie den kalten Stein zum Sterbepfühl,
Den königlichen Leib deckt schlechter Watt,
Ihr Haar in Asche ist der Winde Spiel.



So sahe sie den Tod; so schlief sie ein,
Die hohe Dulderin, das Heldenweib;
So bußergeben, fern von eitlem Schein,
Trug sie hinüber ihren müden Leib!

Als nun ihr Grab gehölt, der Nonnen Schaar
Sich schon gesammelt unter Fackelschein,
Lag noch die Todte, jedes Schmuckes baar,
Kein Purpurmantel deckte ihr Gebein.

Und jammernd rief die Abbatißin laut:
„O hohe Herrin, Blume aller Welt,
Du, aller Himmel, aller Heil'gen Braut —
Wie karg hast du dein letztes Haus bestellt!"

Da klingt die Pforte, — Boten treten ein,
Von Königin Gerberga hergesandt;
Einen Kronenmantel, reich an Edelstein,
Ein Kaiserdiadem in ihrer Hand.

Der lebenden Mathildis zugedacht,
Ward's nun der Todten wohlverdiente Zier;
Der ird'sche Purpur sank in Grabesnacht,
Doch Lieb' und Glaube leuchten ewig für!

Krug v. Nidda.

Der Bau des Domes.

Es läßt der Kaiser, frommen Sinns,
in seines Erbes Gauen
fruchtbaren Waizenauen
aus dem Ertrag des Kriegsgewinns
Dom und Probstei erbauen.
Durch Beten hilft der Klostermann,
durch Arbeit hilft der Laie.
Der Dom empfängt die Weihe
für Sankt Laurent und Sankt Johann.

Zum Werke nach geprüftem Riß
Arbeiter sich verbinden,
gleich jenen, die wir finden
im ersten Buch der Aeneis
Carthago zu begründen.
Dann auf des Bischofs Ruf erscheint
Die Zunft der fahr'nden Maurer,
verpflichtet zu genaurer
Ausführung und zum Werk vereint

Dem Grundstein, feierlich gelegt,
entsteigt im Felsenblocke
die hohe Plattenzocke,
und Alles fährt und schiebt und trägt,
daß frommes Werk nicht stocke.
Schon spiegelt sich bei'm Sonnenblick
der Bau im Glanz der Saale,
und aus dem Weidenthale
tönt laut der Hammerschlag zurück.

Doch auf das Werk des Himmels schaut
mit Neid aus wüster Stelle
der böse Geist der Hölle,
der, wie man weiß, sich oft erbaut
beim Kirchlein die Kapelle.
Sein Thun und Treiben, nimmerlaß,
erscheint in mannichfacher
Gestalt; als Widersacher
wird er hier kund, als Satanas.

Einst tritt an's Werk mit früher Eil
das Bauvolk, treubeflissen,
und sieht — in Finsternissen
verübt — ein Höllenspiel! ein Gräul! —
das Grundwerk eingerissen,

zerstört, zerwühlt, herabgedrängt!
Porphyrgestein und Quadern,
des Marmor feste Adern
und selbst der Grundstein sind gesprengt.

Wer ist so stark, wer ist so kühn?
Was mochte so sich rüsten
mit Stärke der Balisten
zu diesem gräßlichen Ruin,
zum Aergerniß der Christen?
Der Bischof, dem nichts übrig bleibt,
als — was in solchen Fällen
zum Zweck führt — Herzustellen,
nur eifriger den Bau betreibt.

Vergebne Müh'! Verlorne Kraft!
Die Arbeit vieler Tage
wird wie vom Wetterschlage
in Einer Nacht dahingerafft.
Auch geht dabei die Sage:
Ein dumpf Geraffel wie im Schacht,
wenn ferne Räder rollen,
sey weit und breit erschollen;
und dieß bestätigt selbst die Wacht.

Den Bischof Schrecken überfällt,
als er im Hintergrunde
den Bösen klar im Bunde
gewahrt; zahlreichen Umgang hält
er auf dem Domplatzrunde.
Sein Neffe, Boso, andern Rath
indeß im Sinne führte.
Sein Schild die Inschrift zierte:
„Erwogner Plan und rasche That!“

Um Mitternacht, als Sternenheer
und Mond hernieder schauen,
naht er des Domes Bauen,
bewaffnet nur mit Schwert und Speer,
doch stark im Gottvertrauen.
Des reinen Antriebs stillbewußt
lauscht er im Domgemäuer;
bereit zum Abentheuer
schlägt er drei Kreuze auf die Brust.

Da bricht aus dem verschilften Moor
mit langsam schweren Tritten,
als ob Gebirge schritten,
ein ungeheures Thier hervor,
auf dem zwei Mohren ritten.

Das Thier ist, ganz durch Schild bewehrt,
Schildkröten zu vergleichen,
nach Mammuthsart, in Reichen
der Wundervorzeit einst ernährt.

Wie ein gethürmter Elefant
zieht mit den Höllenrangen
es vorwärts; bald zersprangen
Gewölbe, fest und neu gespannt,
vor Faust und Eisenstangen;
und wie ein Stein sich kehrt und hebt,
fährt, wo die Mauer schwächer,
die Kröt' als Mauerbrecher
hinein, bis es sie untergräbt.

Ein Engel mit dem Schwert entflammt,
steht Boso, die Gestalten
betrachtend, und ihr Schalten
begeistert schnell, sein Richteramt
an ihnen zu verwalten.
„Mit Gott!“ ruft er und eilt und fliegt
zum Bau, nah bei den Ohren
trift er den einen Mohren,
daß dicht bei'm Rumpf der Scheitel liegt.

Da kehrt der andre Mohr sich schnell,
und gleich dem Tigerhunde
halbwüthend, Schaum am Munde,
stößt er den Dolch — aus offnem Quell
entstürzt das Blut der Wunde.
Den Dolch, in Christenblut getaucht,
faßt Boso, jagt ihn tiefer
gleich zwischen Schlund und Kiefer
des Feinds, deß Wuth in Tod verraucht.

Noch schafft der Kampf nicht volles Heil;
die Riesenschildkröt wendet —
an List ihm, der sie sendet,
wohl gleich — zum Felsen sich, der steil
die Bahn am Fluß beendet.
Mit Einem Satz herab sie stürzt
hin auf die Wiesenzunge,
die ihr zum nahen Sprunge
in's Saalenbett den Weg verkürzt.

Doch Ritter Boso kennt die Bahn
durch Jagd und Fischfang gnüglich,
wo nachzusetzen füglich.

Er trifft noch auf dem Wiesenplan
 den Feind, und unverzüglich
— obwohl von Kampf und Wunde schwach —
 schwingt er den Speer, der richtig
 dem Feind, so schlau, als flüchtig,
am Schuppenschild den Hals durchstach.

Drauf er dem Bischof Kunde bringt
 von dem, was er begonnen
 mit Gott, durch Gott gewonnen!
der Bau geht fort, der Bau gelingt.
 Der Ritter trennt besonnen
vom Schildkrötfeinde ab das Schild,
 bemahlt am äußern Rande
 mit roth und schwarzem Bande,
sonst fügt er drauf kein Wappenbild.

Das Schild, zernagt vom Zeitenzahn,
 im äußeren Portale
 des Domes an der Saale
schaut jetzt noch mancher Wandrer an.
 Als ich's zum letztenmale
betrachtet, schien im leisen Wehn

ein ernstes Wort verkündet:
„Was frommer Sinn begründet
und schützt, soll immerdar bestehn!“ *)

Arthur vom Nordstern.

---

*) Das Schild einer ungeheuern Schildkröte ist noch jetzt am angegebenen Orte in Merseburg als ein zur Zeit ungelös'tes Räthsel vorhanden. Dem Wahren scheint die Vermuthung am nächsten zu kommen, daß dieß Schild von einem Ritter gebraucht worden. Bekannt ist die Sage: eine Schildkröte habe den Grundbau jenes Doms unterwühlt. Alles Uebrige ist Zusatz des Dichters, dem solcher, wie das Mahlen in's Größere, wohlvergönnt bleibt.

Boso aus Baiern ist als erster um's Jahr 868 erwählter Bischof zu Merseburg bekannt.

Das Geschlecht der Bose führt das in der vorletzten Stanze beschriebene Wappenschild.

Sanct Petrus und der Mönch.

Ein Mönch kam an des Himmels Thür,
Und wollte sich hinein begeben.
Sanct Petrus rief: „Was willst du hier?
Du führtest kein erbaulich Leben.
Wie wurdest du so dick und breit?
Es läßt sich klar daraus ermessen,
Daß du mehr Hühner hast gegessen,
Als fastend deinen Leib kasteit.“ —

Der Mönch wies lachend ihm die Zähne,
Und sagte warnend und vertraut:
„Herr, sprecht von Hühnern nicht so laut;
Sonst krähn in meinem Bauch die Hähne!“

Flugs dachte Petrus an den Hahn,
Der, nach des Herrn Verläugnung krähte,
Sah hoch ergrimmt den Spötter an,
Der sich ob seinen Einfall blähte,
Enteilte, roth bis über's Ohr,
Und warf ins Schloß des Himmels Thor.

Langbein.

Der Reliquienhandel.

Als einst ich reist' in Italia,
Dort einen Mönch ich oft ziehen sah,
Der hatte sein Kreutz und seine Kutt',
Und auf den Kahlkopf den Pilgerhut;
Und neben ihn schlich ein Eselein,
Das trug Reliquien groß und klein,
Für alle Gläubigen zum Seelenheil:
Der Mönch bot sie der Christenwelt feil.
Drum, wo ihn nur das Volk erblickt,
Es andachtsvoll zur Erde sich bückt,
Holt her den letzten Heller sein,
Und kauft dafür Reliquien ein. —

So sah ich's damals und sah es oft,
Und bald vergaß ich's ganz unverhofft.
Erst jetzt, nach langer, lieber Zeit,
Hat wunderlich das Bild sich erneut.
Wohin ich richte Blick und Sinn,
Tritt Mönch und Esel vor mir hin!
Zur Schau werden alte Flicken gestellt,
Es heißt: darauf ruht das Heil der Welt.

Der Handel geht durchs ganze Land,
Das Volk muß zahlen für schlechten Tand,
Und was mir besonders zum Aerger gereicht,
Ist, daß der Teufel seine Firma verschweigt. —

F. Cramer.

Schnabelfreiheit.

Frühlingstag, ein Schöpfungstag;
Tausend Stimmen werden wach:
Nachtigallen, Finken, Raben,
Recht nach ihres Schnabels Gaben,
Jubeln, singen, schlagen schrei'n
In das Grün' und Blau' hinein.

Himmelslied und Waldgesang,
Manche Weise, mancher Klang;
Wie sie's wissen, wie sie's wollen,
Also ist's das rechte Sollen;
Nicht getadelt, nicht gestört,
Sondern freundlich zugehört.

Doch der eitle Erdensohn
Dünkt sich klug und spricht gern Hohn;
Schlägt den Tackt wohl auf und nieder,
Meistert Weise, meistert Lieder,
Meistert, wo er weiß und kann,
Und kein Spatz kehrt sich daran. —

F. Cramer.

Der Blumenfreund.

Alle Gärtner, nah und fern,
Sind mir recht gewogen:
Täglich geben sie gar gern,
Was sie Schönes zogen;
Nach dem Recht der Jahreszeit,
In dem Reich der Blüten,
Sind sie immer froh bereit
Mir den Strauß zu bieten.

Täglich solches Lohns gewiß,
Mach' ich meine Runde:

Plaud're über Das und Dies,
Gebe Wetterkunde,
Bringe Trost und halte Rath,
Lasse Regen hoffen,
Halte auch zu Hülf' und That
Meine Börse offen.

Blumenreich kehr' ich zu Haus,
Zu dem Arbeitstische,
Schmücke meine Fenster aus,
Schränk' und Ofennische;
Ueberall froh angelacht,
Von dem Duft umgeben,
Schwelg' ich in der Blütenpracht
Selbst ein Blütenleben.

Fröhlich von der Osterzeit
Gehts bis zu Sankt Gallen;
Aber dann naht großes Leid
Meinen Blumen allen.
Doch der Gärtner für mich sorgt:
Zum bescheid'nen Theilchen
Er vom nächsten Frühling borgt
Monatsros' und Veilchen.

So wird selbst der Januar
Mir zum Frühlingszeugen,
Und das ganze liebe Jahr
Ist Ein Blumenreigen;
Und nach Jahren zählen wir
Ja das ganze Leben —
Blumen giebt es immer hier,
Und wird's immer geben! —

F. Cramer.

Dem Jugendfreunde.

Als in der Jugend goldnem Feeenlande
sich unsre regen Herzen früh gefunden,
da lebten wir des Lebens Weihestunden,
und spotteten gar kühnlich aller Bande.

Jetzt, langsam nahend zu des Lebens Rande
und Narben tragend, ach so mancher Wunden,
hat schmerzlich oft das arme Herz empfunden,
wie unterthan der Mensch dem Erdenstande.

Die hohen Ideale sind verblichen;
wir lächeln, wo wir sonst in Glut entbrannten,
und lernten uns der Götterkost entwöhnen.
Der reine Wille nur ist nicht entwichen,
die Achtung nicht des innig wahr erkannten,
und nicht der Sinn des Guten und des Schönen.

Contessa d. ä.

Lied
auf einer alten Bergburg.

Frisch auf, ihr Freunde, den Berg hinan,
mit starken beweglichen Knieen!
Dem Mensch' die Natur hier ist unterthan
und hohe Kraft ihm verliehen.
Er lächelt hinab in der Erde Tand
und greift nach den Sternen mit kecker Hand.

Es wartet uns heut auf der Bundesburg
wohl manches gar liebe Bescheeren;
Gesetze die giebt uns kein finstrer Lykurg,
den Burgwart laßt freudig gewähren!



Die Weite liegt vor uns im Blumengewand;
wir schweben genießend von Land zu Land.

Da höhnt wohl der Spötter, und dünkt sich gar klug,
hat er uns ins Auge bewiesen:
Es sey mit der Burg nur ein Dichtertrug,
wie Blasen dem Hirn so entschießen;
der Berg sey des Grafen alterbliches Gut,
das halt' ihm der Burgwart in rechtlicher Hut.

O armer, vertrockneter, klügelnder Wicht!
Was Fürsten an Schätzen auch häufen
von Kunst und Wissen, besitzen sie nicht,
nur die mit dem Geist es ergreifen.
So ist auch unser das Himmelszelt,
denn nur die Idee ja beherrscht die Welt.

Drum trinket dankbar vom Lebensborn,
nichts menschliches bleib' uns entfremdet!
Dem leidenden Freund, dem Thoren ein Dorn,
bemalt sey er oder behemdet;
Und gräbt uns der letzte Diener das Grab,
so rinn' eine menschliche Thräne hinab!

Contessa d. ä.

Das Gewitter.

(Nach Colardeau.)

„Hörst du den Donner heulen?
„Es blitzt, der Regen fällt;
„Laß in's Gebüsch uns eilen,
„Lieb-Röschen, treu gesellt!“ —
Wer kann sein Herz bewahren,
Wenn Furcht und Lieb' uns irrt?
Zuviel sind der Gefahren:
Das Wetter und ihr Hirt.

Des Donners dumpfes Rollen
Verdoppelt seine Wuth;
Was soll sie thun und wollen?
Das arme junge Blut!
Es klopft in Herzensmitte
Ein bangsam Vorgefühl;
Die Furcht hemmt ihre Schritte,
Die Liebe treibt zum Ziel.

Noch hat am Waldessaume
Sie der Gefahr wohl Acht;

Ein Blitz vom Himmelsraume
Jagt sie in seine Nacht. —
Der Donner wird nicht weilen,
Man kann ihm oft entgeh'n;
Ach aber Amors Pfeilen
Kann niemand widersteh'n!

Von Wolken folgt umzogen
Den Liebenden sein Blick,
Und schnell mit sicher'm Bogen
Nützt er den Augenblick. —
Wie schwach ist Menschenwille!
Wie scheu wankt Röschen her!
Die Luft ward wieder stille;
Ihr Herz wird's nimmer mehr.

Ryno.

Das Mädchen und der Gast.

Aus dem Trauerspiele Anna Boleyn. *)

Ich sitz' allein und sinne still,
Vorüber die kindischen Spiele!
Was nur mein Herz mir sagen will
Ergriffen von dunklem Gefühle?

„Du wirst allein bald nicht mehr seyn,
„Schon naht dir mit glühenden Wangen
„Ein holder Gast im Frühlingsschein,
„O schmücke dich, ihn zu empfangen!

„Und willst du nicht den Gast empfah'n,
„Der froh dich mit Kränzen umwindet,
„Du wirst ihm dennoch unterthan,
„Er ist mit dem Feuer verbündet.

„Drum schmücke dich, dein Kämmerlein,
„Glänzt, Augen, von Sehnsucht so trübe!

*) S. die Anmerkung im Julius-Hefte S. 60.
d. H.

„Das Leben will genossen seyn,"
„Der blühende Gast ist — die Liebe."

E. Gehe.

Aus einem größern Ganzen.

I.

Romanze.

Auf dem Schloß am Meergestade
Saß die schöne Königin;
Zu dem kühlen Wellenbade
Lenkte schon sich Phöbus hin.

Senkst Du, schöner Gott, dich nieder?
Hast Du deinen Lauf vollbracht?
So auch kehrt mein Held mir wieder,
Bei dem Nah'n der holden Nacht.

Wirst du Göttin ihn empfangen
Wie der Liebe Gunst es will?
Kühlst Du ihm die Glut der Wangen
Machst die heiße Sehnsucht still?

Siegend kehrt mein Liebling wieder
Wohl aus Heldenkampf und Schlacht,
Sinke Licht des Tages nieder!
Mir wird licht die holde Nacht.

2.

Serenade.

Stille ruht schon auf den Auen,
Wiegt in Schlummertraum die Welt;
Und des Mondes Schimmer thauen
Lind herab vom azurblauen
Leicht bewölkten Himmelszelt.

Und das Lied der Nachtigallen
Hebt sich schmachtend, sehnsuchtsvoll,
In des Haines Blüthenhallen;
Die beseelten Töne wallen
In des leisen Bachs Geroll.

Schon wohl schlummert meine Holde;
Hört sie nicht die Nachtigall?
Sängrin in der Liebe Solde. —
Tönt ihr nicht im Mondesgolde
Leiser Klagen Wiederhall?



Aber mög' ein Traum ihr malen
Das bezaubernde Gefild!
Quell und Lied und Mondesstrahlen!
Ach, und wohl von meinen Qualen
Auch ein deutsam rührend Bild.

Mondesstrahlen gleicht ihr Saiten!
Grüßt ihr schönes Schloß im Thal!
Könnt' ich selbst zur Holden gleiten,
Zart und rein wie Klang der Saiten,
Zärtlich wie der Mondesstrahl!

Louise Brachmann.

Die Jahreszeiten.

An Sidonie v. H..

Jede Jahreszeit trägst du im Bilde, die goldenen
Locken
Gleichen dem Aehrengefild, wenn es die Sonne
bestrahlt:
Reifen, lieblichen Früchten sind diese reizenden
Lippen

Aehnlich; zum weihenden Kuß schwellen sie sittsam empor.
Auf den Wangen blüht dir der rosige Lenz; und der Winter
Hat dir mit blendendem Schnee Busen und Arme bestreut.

Louise Brachmann.

Gegenwart und Vergangenheit.

Glücklich wenn uns die Gegenwart kurz, die Vergangenheit lang scheint;
Diese beflügelt durch Lust, jene mit Thaten geschmückt!

Louise Brachmann.

Trost am Grabe.

Auf Gräbern keimet ein frisches Grün,
Die Halme sind nicht zu zählen;
Auch meinem Grabe wird's bald entblühn:
Die Hoffnung kann mir nicht fehlen.

Auf Gräbern keimet ein frisches Grün,
Die schwachen Augen zu stärken.
Wem alle Blüthen des Lebens verblühn,
Der soll es zum Troste sich merken.

Ihr Halme, ihr Sprossen von frischem Grün,
Wer ließ euch aus Staube entstehen?
Die Vaterhand war's, die Alles erblüh'n,
Das Stäubchen nicht lässet verwehen!

Bramigk.

Ziel der Thränen.

Wo des Todes schwarzer Fittig rauscht,
Wo Verwesung mit dem Leben tauscht,
Wo sich mit dem Staube Staub vereint,
Da erst hast Du ausgeweint.

Bramigk.

Grabschrift.

Thränen, Blumenkränz', o junge Schaar!
Bring' Hortensien zur Weihe dar.
Staub ist nun, die gestern Blume war.

Haug.

An Psycharion.

Das Licht theilt mit vom eig'nen Licht,
Doch minderts seine Strahlen nicht;
So giebst Du Liebreiz Deinen Kindern
Ganz ohne Deinen zu vermindern.

Haug.

Die Rose.

Iduna pflückt im frischen Moose
Für ihren Liebling eine Rose
Schön, wie im Paradies entblüht,
Und blickt ihn zärtlich an und glüht.
Der glückliche Schäfer spricht und kniet:
„Das schönste der schönern Erdenloose
„Hoff' ich, Iduna von Dir.
„O schenke statt der gegeb'nen Rose
„Die gebende Rose mir.

Haug.

Als Mely ob einem geraubten Kuß zürnte.

Sie zürnt. O schaffe mir Versöhnung, Cypripor!
Weil Sie nur einen Kuß, und ich mein Herz verlor.

Haug.

An Isabella.

Lächle so zauberisch nicht! Ich gehe vor Seligkeit unter.
Tödtet Dein Lächeln mich schon, sprich, was geschieht, wenn Du weinst?

Haug.

Verbesserungen

zum dritten Hefte.

S. 31. Z 4 v. u. st. ausschließt l. ausschließe.
— 32. — 11 v. o. st. über l. üben.
— 32. — 13 v. o. st. immer l. nimmer.
— 42. — 19 v. o. st. vielen herrlichen l. vielem Herrlichen.
— 50. — 15 v. o. st. verschönerte l. verschönert.
— 53. — 11 v. o. st. hindeutete l. hindeutet.
— 60. — 6. v. u. st. potentes l. potenter.
— 60. — 4. v. u. st. dictus l. dictas.
— 74. — 2. v. u. st. übertroffen l. übertreffen.

Die Muse.

Monatschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Dritter Band

enthält siebentes bis neuntes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Die Muse.

Monatschrift

für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

September 1821.

Dritten Bandes drittes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Inhalt

des neunten Hefts.



I.

Die Quelle auf dem Christenberge.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert

von

U s e n e r.

(Beschluß.)

V. 320 — 333.

Als Clemens, denn so hieß er nach der Taufe,
Vereint mit Roland nun für Christi Lehre
Das Schwert ergriff, war auch auf Lüneburg
Das Licht des Heils durch Winfried *) aufgegangen.
Und Osmund selber betet zum Erlöser
Um Odo's Wiederkehr, damit er nicht
Sein irdisch Leben hoffnungslos beschließe. —
Doch Thorwald zürnt, von wildem Haß entzündet,
Als Osmund sich zum Christenthum gewandt.
Das Alter hatte seine Kraft gelähmt,
Doch seinen starren Willen nicht gebeugt;
Und wie zum Schutz der alten Götter beide
Ein Glaube lang vereint in holdem Frieden,
So hat jetzt Osmunds Taufe sie geschieden. —

---

*) Bekannter unter dem Namen Bonifacius.

V. 334 — 353.

Schon sahe Thorwald mit dem alten Glauben
Die alte Sitte und sein Ansehn schwinden,
Das lang im Männerrathe er behauptet, —
Er sah der Freiheit treu bewahrtes Kleinod
Vom stolzen Rom geraubt, das Deutschlands Völkern
Im neuen Glauben neue Fesseln sende: —
Drum sammelt jetzt, als die Gefahr sich mehrte,
Er alle Häupter seines Heldenstammes
Im Götterhayn zum feierlichen Schwur:
„Nicht eher, bis zur Christentauf' das Wasser
Der hohen Stirn des Kesterbergs entquelle,
Dem Dienst der alten Götter zu entsagen."
So bot er allem Trotz, was auch geschehe,
Ob selbst er auch darüber untergehe!

Thorilde trauert ob der Väter Zwietracht,
Ihr selbst war jetzt des Wiedersehens Hoffnung
Getrübt durch die Besorgniß: scheiden werde
Der Väter Zwist, was früher sie verbunden.
Denn wenn die Männer trotzig sich entzweien,
Soll Zornesflammen auch die Liebe sprühen,

V. 354 — 374.

Und zarte Neigung sich in Haß verwandeln! —
Mit Inbrunst betet sie an jedem Morgen.
Zu Freia, die auf Asgards sel'gen Höhen
Der Liebe holdes Band auf Erden knüpft,
Daß Odo, treu Thorilden und den Göttern,
Bald wiederkehre, — und der Christenglaube
Sie ihrer schönsten Hoffnung nicht beraube.

Dieselbe Sehnsucht, wie die gleiche Sorge
Bewegt der beiden Heldenbrüder Busen,
Erheiternd und umschattend ihre Sehnsucht,
Als sie zurück zur lieben Heimath zogen;
Nicht unbesorgt, sie möchten Vater, Freunde
Im finstern Heidenglauben wiederfinden. —
Doch als des Wiedersehens Wonnestunde
Des Herzens höchsten Wunsch erfüllt, und Osmund
Die Namen Jesus und Maria nannte,
Die wieder ihm gegeben, was er längst
Verloren wähnte für sein irdisch Leben, —
Da knieten alle freudig dankend nieder
Vor Gott, der sie so wunderbar geführt,
Und zur Erkenntniß seines Heils geleitet.



V. 375 — 396.

Mit dieser Wonne senkt in Clemens Brust
Sich jetzt der Schmerz der hoffnungslosen Liebe.—
Der Kesterberg, der Gipfel seines Glückes,
War allen Christen, so auch ihm verschlossen.
Doch scheuchet ihn sein Bollwerk nicht zurück,
Er muß hinauf und hing sein Leben dran,
Um selber noch das Letzte zu versuchen,
Dem Heil und sich Thorilden zu gewinnen. —
Als zweifelnd er den steilen Pfad erstiegen,
Hallt Thorwalds Donnerstimme ihm entgegen:
„Willkommen sey, bist du noch Wodan's Freund;
Doch bist, wie Osmund, du den Göttern feind,
Berühre nie dein Fuß die heil'ge Stätte,
Wo Opfer wir den Unsichtbaren bringen,
Sonst wirst du nie die Deinen wieder grüßen. —
Thorilde schwieg, in ihrem Antlitz kämpfte
Die Lust des Wiedersehn's, der Trennung Schmerz,
Und trauernd wendet sich das milde Auge
Vom schönen Jüngling, der ihr doch willkommen;
Er war der Hand, — dem Herzen nicht genommen.
Auch Clemens stand, als er die theure Jungfrau,
Die holder noch seit Jahren aufgeblüht,

V. 397 — 419.

Nun wiedersah', betroffen, unentschlossen,
Ob er sie fliehen, oder bleiben sollte. —
Das ernste Wort der Trennung war gesprochen,
Doch seinem Herzen konnt' er nicht gebieten,
Das, wenn es auch Thorildens Glauben faßte,
Voll heißer Liebe für die Jungfrau schlug;
So schied er mit dem zwiefach bittern Schmerze,
Thorilde sey dem Heil' und ihm verloren;
Doch hofft er noch, und betet ohne Ende,
Daß Gott ihr Herz zum Christenglauben wende.

Getrennt nun kämpfen Clemens und Thorilde
Den schweren Kampf der Neigung und der Pflicht;
Im Herzen bald das Licht der Hoffnung hegend,
Bald hoffnungslos der Trauer hingegeben;
Bald von der Liebe Allgewalt getrieben,
Sich als das höchste Glück der Erde suchend,
Bald sich einander zürnend, weil der Glaube,
Der Väter Haß gewaltsam sie entzweit. —
Zum inner'n Kampf gesellt sich bald der äuß're,
Und lodernd brach der Zwietracht Feuer aus;
Und wo allein das Wort der sanften Liebe
In's Herz gesäet, von der Zeit gepflegt,
Allmählig Wurzeln schlägt, zu Früchten reift, —

V. 420 — 440.

Da soll das blut'ge Schwert jetzt überzeugen.
Und selbst das Evangelium des Friedens
Vermehrt, befestigt sich durch Blut, und trug
Der Zwietracht Fackel in der Eintracht Schooß. —
So wurd' auch hier erfüllt des Heilands Wort,
Als lehrend er gewandelt noch hienieden: *)
„Das Schwert zu bringen kam ich, nicht den Frieden."

Erregt durch Thorwald sammeln sich die Heiden,
Und drängen wuthentflammt die schwächern Christen.
Nicht lange doch erfreute sie der Sieg,
Der heil'ge Bonifacius bracht' Hülfe,
Und stählt der Christen Muth durch die Verheißung
Des höh'ern Beistands zu dem hohen Kampfe.
Jetzt mehret täglich sich die Zahl der Christen,
Sie siegen, — niederstürzen überall
Die Opfersteine und die heil'gen Eichen,
Und aufgerichtet steht auf allen Bergen
Das heil'ge Kreuz, der Christen Siegeszeichen.
Den Kesterberg allein vertheidigt noch
Verzweiflungsvoll der Heiden letzte Kraft,
Die sich zum Schutz des Götterhayns verbunden.

*) Matth. 10, 34.

V. 441 — 461.

Ein schwerer Kampf hub jetzt von neuem an,
Verzweiflungsvoll vertritt die Heidenschaar
Die letzten Reste ihres Heiligthums.
Ein gleicher Ernst beseelt das Christenheer,
Der Heiden stolzes Bollwerk zu zerstören.
Mit Graben und mit dreifach hohem Wall
Umzogen, trotzt die hohe Thorwaldsburg
Den wiederholten Stürmen; da beschließen
Die Christen, sie durch Hunger zu besiegen.
In diesen Kämpfen zeichnen sich vor allen
Die beiden Heldenbrüder rühmlich aus;
Doch zwiefach war der Kampf, den Clemens kämpfte,
Er stritt, ein Glaubensheld, für Christi Lehre,
Und dämpft im Herzen seiner Liebe Flammen,
Die nicht das Kreuz, nicht Thorwalds Strenge löschten. —
Thorildens Name schwebt auf seiner Zunge,
Wenn seine Lippe zum Erlöser betet,
Des Himmels hehre Jungfrau scheuchet nicht
Aus seiner Brust die schlanke Heidenbraut: —
So wird in seinem Glauben, seinem Lieben
Er, wie der Kahn im Sturme, fortgetrieben.

V. 462 — 483.

Thorilde auch, vom Christenhaß erfüllt,
Bezwingt die Liebe zu dem Glaubensfeinde,
Durch den sie jetzt so bitt're Leiden duldet,
Des Lebens Lust im Blütenlenz entbehrt:
Denn immer härter wurde Thorwaldsburg
Gedrängt, und größer ward mit jedem Tage
Der Mangel, dessen jammervolle Kunde
Noch heut' im Namen Hungerthale lebt.
So sank mit jedem Tag der Heiden Stärke;
Doch nichts erweichte Thorwalds starren Sinn,
Und selbst Thorilde hoffte noch auf Rettung.

Als einst sie in der Nacht der Wächter Sorge
Am äußern Walle prüft, und Nachtgestalten
Zum Quell des nahen Thales schleichen sah,
In ihm die letzten Kräfte zu erfrischen,
Erhob sie flehend ihre Hände, rief
Empor zum Sternenhimmel: „großer Wodan!
Erbarm' dich unsrer Noth, verleih' uns Sieg,
Daß wir zum Opfer dir Gefangne weihen,
Und reiche Beute deinem Heiligthume." —
Als sie geendet, nah't ein leises Rauschen,
Und plötzlich dringt durch die verschlung'nen Zweige

V. 484 — 506.

Ein Mann, in welchem sie mit scheuem Blicke
Erstaunt den Frühgeliebten bald erkennt. —
Die Liebe hatt' in Clemens Brust gesiegt,
Im schweren Kampfe ihre Macht bewährt.
Er bracht', zu lindern der Geliebten Noth,
Der Speise und des Trankes süße Labung,
Daß sie mit andern elend nicht verderbe. —
Die Jungfrau aber, troß des bittern Mangels,
Verschmäht mit stolzem Wort des Jünglings Gabe:
„Da du die hohen Götter nicht mehr ehrest,
So traut mein Herz auch deiner Gabe nicht,
Drum fliehe, daß die Wächter dich nicht finden,
Sonst stirbst ein Opfer du dem großen Wodan.“ —
„Die Liebe scheut den Tod nicht, sprach der Jüngling,
Wenn sie, was werth ihr ist, erhalten kann!
Verschmähe nicht die Gaben, die sie bringt,
Und die in jeder Nacht sie wiederholt.“ —
Da blickt die Jungfrau freundlich auf die Gaben,
Sie dankt dem Jüngling, bittet selber jetzt
Um seine Wiederkehr. — Und jede Nacht,
Wenn hoch am Himmelsdom die Sterne glänzten,
Im Arm des Schlummers alles sorglos ruhte,
Erklimmte Clemens leis den steilen Pfad

V. 507 — 528.

Zum äußern Wall, wo sein Thorilde harrte.
Und während hierin hocherfreut der Jüngling
Thorildens neuerwachte Liebe sieht,
Mißbrauchte diese seine reichen Spenden,
Zur Gegenwehr damit die Freunde stärkend. —
Doch was im Rath des Himmels fest beschlossen,
Das ändert nicht der Mensch, was er beginne,
Da hilft nicht List, nicht starres Widerstreben. —
Nichts kann die Zeit in ihrem Fluge zügeln;
Zum Lichte soll sich auch der Katte wenden,
Der Tag bricht an, — die finst're Nacht muß enden!

Der letzte Sturm brach los; doch lange schwankte
Des Sieges Waage eh' die blut'ge Schaale
Der Christen niedersank, — als Thorwald fiel.
Jetzt drangen bis zum letzten Wall sie vor,
Der um den Götterhayn sich steil erhob.
Auf seiner Zinne stand die Heldenjungfrau
Und trieb zum Kampf, voll Zornesgluth das Auge,
Die wen'gen, welche noch für Wodan lebten;
Sie selber scheute nicht Gefahr und Tod. —
Schon nahet drohend ihr ein Christenhaufe,
Als Clemens eilend sie zu retten kam,

V. 529 — 551.

Und selber schwer verwundet niedersank,
Vom Walle her durch einen Pfeil getroffen. —
Thorilde sah den Heldenjüngling fallen,
Und wurde todtenbleich ob seinem Falle, —
Die ganze Macht der lang bekämpften Liebe,
Erwacht auf einmal, brach ihr stolzes Herz;
Sie sprang herab und neigt sich zu ihm nieder,
Benetzt mit Thränen seine kalten Lippen,
Und sprach, vom Schmerz der Trennung überwältigt:
„Wenn dich dein Gott jetzt vor dem Tode schützt,
Will ihn Thorilde, als den Höchsten ehren.“ —
Jetzt heitert sich des Jünglings mattes Auge,
Der Freude Roth umfliegt die blasse Wange,
Und neue Kraft durchströmt die starren Glieder; —
Die Jungfrau aber blickte froh zum Himmel,
Und fleht in Demuth um die heil'ge Taufe.

Der Heiden letztes Bollwerk war gefallen,
Der Kesterberg erstiegen von den Christen! —
Doch wie uns oft am Gipfel uns'res Glückes
Ein furchtbar Weh das schwererrung'ne trübt;
So wechseln plötzlich Siegeslust und Klage
In Bonifacius, der schon die Hände
Gerührt zu Gott im Dankgebet erhob,

V. 552 — 573.

Als Clemens er im Arm der Heidenjungfrau
Verwundet sah. — Erzürnt stampft er den Boden,
Und wähnt für beide Leben seinen Liebling
Verloren, der im Heidenglauben sterbe,
Weil sie mit Höllen-Zauber ihn bethört. —
Da rief ihm Clemens zu, daß diese Jungfrau
Dem Heile sey gewonnen, und begehre
Die Christentaufe jetzt von seinen Händen.
Nun prieß er Gottes wundervolle Wege,
Und wollt' alsbald die heil'ge Tauf vollziehen; —
Doch womit sollt' er taufen auf dem Berge,
Auf dem kein Quell die Blumen jemals tränkte,
Kein Wassertropfen mehr zur Labung war? —
Da rief begeistert Clemens ihm entgegen:
„Mit meinem Blute werde sie getauft,
Die heut mit meinem Blute ich erkauft!"

Und als der Priester zögernd noch erwog,
Ob gültig auch mit Blut die Taufe sey,
Ergießt sich reicher Clemens Herzensblut,
Der durst'ge Boden saugt es gierig ein, —
Und plötzlich sprudelt eine Silberquelle
Hervor aus der, mit Blut benetzten Stelle,

V. 574 — 595.

Und rieselt munter zu dem Abhang nieder,
Und nie versiegt die Wunderquelle wieder. —
Als Bonifacius die Tauf vollendet
Erstaunten alle ob der frischen Quelle,
Aus der die Jungfrau jetzt des Jünglings Wunde
Von schwarzem Blute reinigt, und sie dann
Mit duft'gen Kräutern heilend überdeckt,
So daß er plötzlich neugestärkt sich fühlt,
Und jetzt schon als genesen sich betrachtet.
Auch Thorwald athmet noch im tiefen Dunkel
Des Götterhayns, wohin sie ihn gebracht.
Man trug ihn sanft zur wunderbaren Quelle,
Damit er Gottes gnadenvolle Macht
Erkenne, und die Christenweih' empfange. —
Erfüllt war nun das Wort, das er gesprochen,
Gelöset war der feierliche Schwur:
„Daß man so lang dem Wodan opfern wolle,
Als nicht das Wasser zu der Christentaufe
Der hohen Stirn des Kesterbergs entquelle."
Verwundert blickt er auf, und macht das Zeichen
Des heil'gen Kreuzes, — stumm war schon der Mund, —
Und eilends, eh' der Athem gänzlich floh,

V. 596 — 618.

Ward er getauft, die Seele noch zu retten. —
Und alle Heiden auf dem Kesterberge
Bekannten Jesum Christum durch die Taufe.
Die Christen drangen nun zum Götterhayne,
Und Bonifacius, das Kreuz in Händen,
Befiehlt, daß man die alten Eichen fälle,
Zerstöre jede Spur des Götzendienstes. —
Bald senkte sich des Waldes höchste Krone
Die Blätterwölbung schwand, in deren Dunkel
Noch tief're Nacht den Menschengeist umfing. —
Zum Christentempel weiht er nun den Ort,
Der Sicherheit vor Ueberfall versprach.
Und bald erhob sich auf derselben Stelle,
Wo Götzenopfer kürzlich noch geblutet,
Die erste Christenkirche jener Gegend. —
Zum Christenberge ward der Kesterberg,
Ein Schutzort jetzt den Christen, wie vorher
Ein Bollwerk er des Heidendienstes war;
Und Clemens wurde Schutzherr dieser Kirche.
Vereint mit der Geliebten seines Herzens
Bewohnt er glücklich Thorwalds hohe Burg,
Und sah in Segen sein Geschlecht erblühen. —
So oft der Quell in ihrem Blick sich spiegelt,

V. 619 — 639.

Und sein Krystall die heißen Lippen kühlt,
Erhoben dankend sie des Schöpfers Milde,
Der aus dem Urborn seiner reichen Gnade
Mit Lebenswasser, das zum Leben quillt,
Auf ewig auch den Durst der Seele stillt. *)

Noch stehet dort die alte Christenkirche
Umringt von einem Kranze hoher Buchen,
In deren dichten Schatten gern die Seele
Betrachtend in die Vorwelt sich verliert,
In welcher blutig um des Glaubens Kleinod,
Das ohne Kampf uns wird, gestritten ward. —
Noch wogt vom Thal das Volk zum Christenberge,
Wenn durch das Waldgebirg die Festtagsglocke
Zusammenruft die christliche Gemeine,
Am Lebenswort des Heilands sich zu laben;
Noch bergen dort in gottgeweihter Erde
Die Thalbewohner ihre theuren Todten,
Zur frohen Auferstehung nach der Hoffnung;
Noch weilet sinnend dort, wer die Natur
In ihrem Heiligthume gern belauscht. —
Und wenn mit Blättern sich die Wälder schmücken,

*) Joh. 4, 17.

V. 640 — 650.

Die Wiesenflur im Blumenkleide prangt,
Dann wallet froh von allen Seiten her
Das munt're Volk in bunt geschmückten Haufen
Zum Christenberge, um das Maienfest
Durch Tanz und Festgelage zu begehen;
Dann kreißt die Freude um die Wunderquelle,
Dann strahlt die Lust auf ihrer Spiegelwelle; —
Doch neigt der Jungfrau liebeheißer Mund
Sich zu dem Silberspiegel lechzend nieder,
Dann thut das Wasser seinen Ursprung kund,
Und schimmert roth durch ihre Wangen wieder.

II.

Der Epilog

zu

Maria Stuart.

Von

Ernst von Houwald.

Es hatte bereits 5 Uhr Nachmittags geschlagen, als Ludwig Weltheim rasch durch das Thor der Stadt Ostburg schreiten wollte, dort aber von zwei Seiten zugleich angehalten ward; denn an dem einen Thorflügel erblickte er die Ankündigung, daß heut im Theater hierselbst Schillers Maria Stuart gegeben werden solle, und an dem andern stand der Thorschreiber, und forderte seinen Paß. Während er Letzterem die verlangten Papiere einhändigte, hingen seine Augen fest an dem Komödienzettel, so daß er des Thorschreibers wiederholte Frage nicht eher vernahm, bis ihn dieser beim Arm schüttelte, und ihm ernstlich zurief:

„Sind Sie denn taub? — Ich kann aus Ihren Papieren nicht klug werden. Hier steht, Sie wären ein Bühnen-Dichter! was ist das für ein Metier? — dergleichen giebts



in unserem Orte nicht, mithin finden Sie hier keine Arbeit; machen Sie, daß Sie gerade durchgehen, und sprechen Sie nicht etwa in den Bürgerhäusern an! —

„Empfinge mich hier nicht Maria Stuart selbst, entgegnete Weltheim, um mich in den Tempel der Kunst zu führen, wahrlich ich müßte glauben an dem Thore des Erebus zu stehen, wo man von der Oberwelt nichts weiß. Wie, Herr! Sie fragen mich, was ein Bühnen-Dichter sey? Sie, der Sie selbst eine Art von Scribent sind, und besonders an Wochen-Markttagen gewiß manche höchst dramatische Darstellung schon hier am Stadtthore geben, um die ich Sie beiher wohl beneiden möchte. Schauen Sie doch hin auf den Zettel, welcher der Schottischen Königin Namen trägt, was lesen Sie darunter? „ein Trauerspiel von Schiller!“ also von Schiller! Sehn Sie, so stand auch mein Nahme unter manchem König- und Fürstentitel an den Thoren der Städte schon angeschlagen!“

„Ja nun versteh' ichs! sprach der Thorschreiber lächelnd: der Herr sind ein Komö-

diant, und spielen die Könige und Fürsten. Nun, da gehen Sie in Gottes Namen, Sie werden hier Arbeit finden. Aber das will ich Ihnen voraus sagen, den Schotten bekommen Sie nicht zu spielen; denn vor 8 Tagen ist die berühmte Mamsell Perle hier eingetroffen und — —

„Wie? rief Weltheim begeistert: die Perle ist hier und giebt Gastrollen? Und Sie halten mich länger noch am Hafen auf, während das Volk gewiß schon, wie die Fluth des Meeres, nach dem Schauspielhause strömt? — Leben Sie wohl! ich tauche mich in die Wogen, um die kostbare Perle zu finden! — Leben Sie wohl!“ —

Unser fahrender Poët Ludwig Weltheim war vor kurzem wirklich noch Theater-Dichter bei der Hofschauspieler-Gesellschaft eines benachbarten Fürsten gewesen. Dieser Fürst liebte das Schauspiel ganz besonders, verwendete bedeutende Summen zu seiner Ausstattung, und stellte brave tüchtige Künstler an.



Dennoch geschah es oft, daß er das Haus, und zwar vorzüglich wenn Trauerspiele gegeben wurden, unbefriedigt, ja bisweilen in einer höchst widrigen Stimmung verließ, und sich dann den übrigen langen Abend mit einem bösen Humor herum streiten mußte. Er klagte dies endlich seinem Günstling, befahl ihm Rath zu schaffen, und vor allen Dingen doch einmahl in den alten Griechen nachzulesen, von denen man ja auch in Betreff dieser Kunst so viel Aufhebens mache, um zu sehen, wie es denn damals hergegangen sey, und was sie denn eigentlich von der Sache gehalten.

Der Günstling verstand aber die Griechische Sprache nicht, was er jedoch zu gestehen sich schämte, und durchlas deshalb mit großer Aufmerksamkeit alle laufenden Tagesblätter, indem er nicht zweifelte, daß in dieser alles umfassenden, recht eigentlichen Universal-Lectüre auch über die Griechen etwas recht belehrendes zu finden seyn werde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht; triumphirend eilte er zu seinem Fürsten und rief:

„Ich hab' es gefunden, Durchlauchtigster! Ich hab' es! Aristoteles ist unser Mann; vernehmen Sie die Stelle, die ich so eben aus ihm übersetzt; sie lautet also:

„Die Verwandlung des Glücks in Un-
„glück, muß auf der Bühne nicht in
„Beziehung auf tugendhafte Charactere
„vorgestellt werden, denn dies erregt we-
„der Furcht noch Mitleid, sondern ist
„anstößig!“

Nun, was sagen Sie? liegt hierin nicht der Hund begraben? — befolgen denn unsere Dichter dieses Gesetz? führen Sie in ihren Tragödien nicht vielmehr die Unschuld zum Tode? O das ist grausam, gräßlich, ungerecht! Was Wunder, wenn ein so gerechtigkeitsliebender weiser Fürst dadurch aufs höchste indignirt wird!“

Der Fürst fühlte dies, gab ihm recht, und lobte die tiefe Einsicht seines Günstlings. Als er aber weiteren Rath von ihm begehrte, überzeugte ihn jener, daß die Sache eigentlich in das Justiz-Fach schlage. Es wurde mithin das Gutachten des Justiz-Ministers verlangt,



welches dahin ging: daß man eine Commission niedersetzen möchte, welche die aufzuführenden Tragödien erst juristisch prüfen, und über die im Conflict begriffnen Personen Urtheil sprechen solle. Der Spruch selbst müsse dann dem bei hiesiger Bühne angestellten Theater-Dichter zur Vollziehung zugefertigt werden.

Das gefiel dem Fürsten wohl; er dankte seinem Minister für den klugen Rath, übertrug ihm das Präsidium bei dieser Tragödien-Criminal-Commission, und befahl ihm Strenge und Eil! Der Minister war ein großer Criminalist, und nahm die berühmtesten ältern Tragödien zuerst in ein scharfes Verhör. So ward denn zum Beispiel in Romeo und Julia die letztere für völlig schuldlos erklärt, und ihr bloß, wegen der hinter dem Rücken der Eltern vollzognen Vermählung, als welche jedoch mit dem Tode nicht zu bestrafen sey, eine Buße aufgelegt; die Amme, als Haupt-Mitschuldige, ganz verabschiedet, dem Romeo aber, wegen des an Tibalt begangenen Mordes, der Tod zuerkannt.

Mit Emilia Gallotti nahm man es besonders genau, da man eine Stelle in Lessings Schriften gefunden haben wollte, worin er selbst sagte:

„Man müsse keinen ganz guten Menschen
„ohne alles eigne Verschulden in der Tra-
„gödie unglücklich werden lassen, denn so
„etwas sey gräßlich, und daher untragisch!"

Die Criminal-Commission meinte nun, daß er selbst gegen diesen Satz stark verstoßen, und hier auf einem faulen Pferde gesessen habe, indem an seiner Emilia Gallotti auch nicht die kleinste Schuld aufzufinden sey, vielmehr das im vorletzten Auftritt enthaltene Bekenntniß ihres heißen Blutes gar nicht zu Protocoll hätte genommen werden sollen. Emilia ward daher einstimmig frei gesprochen, Marinelli aber wegen des Mordes des Grafen Appiani zum Tode verurtheilt, und gegen den fliehenden Banditen ein Steckbrief erlassen u. s. w.

Auf diese Weise verfuhr man denn mit mehreren Tragödien, und forderte von dem Theater-Dichter, daß seine Feder die Urtheil-Sprüche an ihnen nun vollziehen sollte.



Zwar protestirte Weltheim anfangs geradezu dagegen, und behauptete, daß man den alten Griechen, und dasjenige was er eigentlich unter Unglück gemeint, wohl ganz falsch verstanden habe, und daß eben für den Tugendhaften der Tod ja nicht immer ein Unglück, oder eine Strafe sey. Er behauptete vielmehr, der Mensch mit seiner Seele voll Liebe und Hoffnung, wäre nicht blos ein Bürger dieser Erde, und wie ein Fürst, der mehrere Länder besitze, einen Menschen, den er besonders liebe, und vor den Nachstellungen seiner Feinde schützen wolle, aus ächt väterlicher Fürsorge wohl aus einem Lande in das andere versetzen könne, ohne den Vorwurf auf sich zu laden: er habe den Schuldlosen des Landes verwiesen! so sende eine höhere Macht der bedrängten Unschuld und Liebe oft den Tod zu Hülfe, um sie in ihr eigentliches Vaterland zu führen und ihr so den Sieg zu gewähren über menschliche Anmaßung und Gewalt! —

Als man aber auf diese Protestation gar keine Rücksicht nehmen und dem Tode keinen Defensor zugestehen wollte, vielmehr den Dichter

auf seine Pflicht verwieß, und dieser denn nun wirklich die Feder anzusetzen wagte, da erging es ihm noch übler; denn Lessings Schatten schritt ihm drohend vorüber; Shakespeare gab ihm im Traume je zuweilen wohl gar einen Nasenstüber, und Aristoteles setzte ihm das kritische Messer, wie ein Richtschwert, an den Hals. — Da nun der erschrockene Weltheim meinte, daß, wenn die Schatten der verstorbenen Dichter ihn also schon verfolgten, er von den Lebenden noch ganz andere Dinge zu gewarten haben würde; so zerriß er die Feder, und bat den Fürsten um seine Entlassung! —

Frei wie der Vogel, der in den Zweigen singt, zog er hinaus in die Welt, wo wir ihn denn so eben in das Theater zu Ostburg haben gehen sehen, um der Vorstellung der Maria Stuart beizuwohnen.

Demoiselle Perle stellte die unglückliche Königin in großer Vollendung dar; nicht minder vortrefflich ward von Madame Baum die Rolle der Elisabeth gegeben. Aber Mortimers



Geist schien allenthalben im Hause umzugehen, und das Publicum nur für die Erstere Augen und Ohren zu haben. Elisabeth trat auch nicht wieder auf, nachdem Maria zum Tode abgeführt worden war, sondern das Stück schloß mit dem 10ten Auftritt des fünften Actes, in welchem Leicester, bei der Vision von ihrer Hinrichtung, zu Boden stürzt. — Darüber entstand zwar theilweise ein Gemurre, welches aber bald in allgemeine Beifallsbezeugungen verhallte, als man die begünstigte Künstlerin herausrief.

Begeistert von der Schönheit, und dem trefflichen Spiele der Perle, jedoch auch vom Hunger auf das höchste gepeinigt, eilte unser Weltheim ein Kaffeehaus aufzusuchen, setzte sich hier in eine Ecke des Zimmers, und ergriff, nachdem er sich an Speise und Wein erlabt, seine Brieftasche, um ein Sonnett zum Lobe der gefeierten Künstlerin niederzuschreiben, welches er in öffentliche Blätter einrücken zu lassen, und sich auf diese Weise gleich als Dichter zu empfehlen gedachte; denn eben hier bei

dieser Bühne hoffte und wünschte er ja wieder eine Anstellung. Noch aber waren die ersten Zeilen kaum niedergeschrieben, als es lauter im Saale wurde, und er einen stattlichen Mann mit mehreren andern in einem Wortwechsel begriffen sah. Man sagte ihm, es sey dies der hiesige Schauspieldirector; er suchte sich daher den Streitenden zu nähern, um den Grund ihrer Uneinigkeit zu vernehmen.

„Sagen Sie mir nur, Herr Director! sprach ein ältlicher Mann: bleibt denn der Leicester dort wirklich todt auf dem Fleck liegen, oder rappelt er sich wieder auf und geht zur Elisabeth? Das sollte man doch noch erfahren haben! —

„Er steht zwar wieder von seiner Ohnmacht auf, mein Herr Forstmeister, aber er entflieht nach Frankreich!“ antwortete der Director. Die letzten Scenen des Stückes besagen dies; haben Sie die Gewogenheit sie selbst nachzulesen; wir haben sie für diesmahl gestrichen!“

„Ei Herr! Sie dürfen es sich eigentlich gar nicht unterfangen, den Dichter auf diese Weise zu verkürzen und zu verhunzen! fiel ein Anderer ein: Der Schiller war ein ganzer Mann, und wußte wohl, daß nach Maria's Abführung zum Tode, dem über diesen Gewaltschritt empörten Zuschauer, das Bild der gequälten und verlassnen Elisabeth mit auf den Weg hinaus gegeben werden müsse. Man läßt es sich ja wohl gefallen, daß die Gewalt als ihre Selbstrichterin auftritt und durch den Untergang anderer den Sieg über äußere Verhältnisse begründet, wenn man sie daneben nur auch vor dem Herzen in ihrer Ohnmacht stehen sieht. Und das haben Sie uns genommen, und uns mit einem gallebittern Gefühle nach Hause geschickt!"

„Aber mein Himmel! entgegnete der Director: wer ist denn anders daran schuld, als das verehrte Publicum? War das nicht ein Stuhlrücken und Thürzuwerfen als wir vor 4 Tagen die Perle als Maria abgeführt hatten? — Man konnte die Elisabeth in den letzten

Scenen ja kaum mehr verstehen! Da erklärte unsere brave Madame Baum denn wohl mit Recht, daß sie bei Wiederholung des Stückes zuletzt nicht noch einmahl wieder auftreten werde, weil das Publicum für sie keine Aufmerksamkeit mehr gezeigt habe, sondern daß das Stück mit dem Monologe Leicesters schliessen müsse!"

„Das hätten Sie aber nicht zugeben sollen! sagte ein Officier; Sie sind Director, und die wenigen, die das Wagengedränge fürchten, oder ihre Suppe zu Hause nicht kalt werden lassen wollen, machen noch nicht das Publicum aus. In England müssen die Künstler die schönsten Stellen wiederholen, wenn auch ein Theil des Publicums mit Lärmen dagegen protestirt. Und so ist es recht! So wollen wirs hier auch haben. Ich bezahle mein Billet und will mich durch unzeitige Stuhlrücker nicht um meinen Genuß bringen lassen!"

„Ach! sprach der Director: führten Sie doch vor der englischen, die französische Sitte

erst hier ein, wo selbst das Pochen des werthen Publicums Beifall bedeutet. Was soll ich denn aber machen, wenn die Schauspielerin nicht spielen will, und sich für beleidigt hält? — ich kanns ihr nicht abbitten, kanns ihr auch nicht ausreden, und entlassen darf ich sie auch nicht, denn es ist ja unsere erste Künstlerin, und wenn die liebe Perle nur erst vorübergeschwommen seyn wird, dann wird der Baum schon auch wieder duftende Blüthen treiben!“

Viele lachten, der Officier entgegnete aber ernst: Wir wollen den Genuß vollständig haben, und halten uns deshalb an Sie, mein Herr! Wie ich vernommen, soll in wenig Tagen Demoiselle Perle in ihrer heutigen Rolle noch einmahl auftreten. Wohl, das ist erwünscht. Verhunzen Sie uns aber das Stück nicht wieder so wie heut, sonst sollen Sie selbst, Sie allein, ausgepfiffen werden! Verstehen Sie mich? — “ Verstanden hatte es der Director allerdings, aber mit einem Blick, als vernehme er bereits das Pfeiffen, setzte er sich an das Ecktischchen, an welchem unser Welt-

heim seinen Platz wieder gesucht hatte, rief nach einer Flasche Champagner, und nachdem er den Pfropfen an die Decke gesprengt, und einige Gläser schnell hinabgestürzt hatte, schlug er die Arme in einander, blickte kühn in den Saal, und murmelte vor sich hin:

„Will keiner trinken? Keiner lachen?
„Ich will Euch lehren Gesichter machen!“

Die erhobenere Stimmung dieses für ihn wichtigen Mannes, benutzte unser Dichter sich ihm bekannt zu machen, ihm das Verfahren der Tragödien-Criminal-Commission in dem benachbarten Staate, und seine dadurch bedenklich gewordene Lage zu schildern, und ihm als Probe seiner Geschicklichkeit das eben vollendete Sonnett an die jungfräuliche Perle mitzutheilen.

„Ei sehn Sie! Herr Ludwig Weltheim! sprach der Director mit einem Bückling: O, ich habe die Ehre Ihren Namen schon rühmlich zu kennen. Vielleicht könnten Sie uns recht willkommen seyn, aber ehe wir ein Wort



weiter davon sprechen, Verehrter, müssen Sie mir erst dies Sonnett wieder zerreißen. Glauben Sie mir, mit solchen Reimereien schreibt sich der Teufel eben in die Stammbücher! Herr, wenn das Ding in den Zeitungen erschiene, ich wäre ja gewärtig die Maria Stuart das nächstemahl ganz ohne Elisabeth geben zu müssen. Nein, Freundchen! wollen Sie mir eine Probe Ihrer Kunst geben, so helfen Sie mir hier aus der Verlegenheit. Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, wie die Tabackschmaucher dort mich vorhin mit Recensenten-Wuth anzufallen, ja mir sogar zu drohen sich erlaubt haben, und man darf ihnen auch leider nicht trauen; sehen Sie nur hin, hat der eine nicht von Natur schon einen verdammt spitzigen Mund? der pfeift lieber, als er lacht! Schaffen Sie Rath, Herr Dichter! Machen Sie, daß weder Publicum noch Künstler disjustirt werden, und stutzen Sie mir den Schiller ein bischen ordentlich zu!"

„Nein vor dem Letzteren behüte mich Gott! rief Weltheim! Aber allen zu gnügen, und

auch den Dichter in Ehren zu lassen, das macht eben die Aufgabe reitzend! Wohlan, wir wollen versuchen, und wenn es nun gelingt? — —

„Dann sind Sie der Unsre! fiel der Director freudig ein, bestellte noch eine Flasche Champagner, trank sie mit dem Dichter, und bot diesem einstweilen ein Stübchen in seinem Hause an.

Auf dem nächsten Komödien-Zettel, welcher die Aufführung der Maria Stuart und in dieser Rolle das abermalige Gastspiel der Demoiselle Perle verkündigte, las man in einer Note folgendes:

„Das Stück wird diesmahl mit einem
„Epilog von dem beliebten Dichter Ludwig Weltheim schließen. Ein verehrtes
„Publicum wird deshalb ganz bescheiden
„gebeten, sowohl das Stuhlrücken, als
„auch die Aeußerungen des Final-Urtheils
„so lange ausgesetzt seyn zu lassen, bis
„dieser Epilog abgehalten seyn wird!“

Das machte die Leute neugierig und das Haus gedrängt voll. Die Vorstellung war überdieß eine der vollendetsten. — Maria ward endlich zum Tode abgeführt, — Leicester blieb zurück; zu ihm herauf stieg das dumpfe Getöse der Gewaltthat; und als er mit den Worten:

„Sie wird entkleidet — Horch! der
„Schemmel wird gerückt — Sie kniet
„aufs Kissen — legt das Haupt“ — —

sinnlos zu Boden stürzte — fiel der Vorhang. —

Eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause; das Orchester gab ein kurzes choralähnliches Musikstück, und der Epilog begann folgendergestalt:

Der Vorhang geht langsam auf. Die Bühne zeigt eine dunkle Vorhalle. Clio, die Muse der Geschichte, auf der einen Seite an einem Tische sitzend, ist mit Pergamentrollen beschäftigt. Nach einer kurzen Pause eilt ein Jüngling von der andern Seite in die Halle.

Jüngling, zu Clio.

Ich flieh' zu Dir! Du sollst mir Wahrheit geben!

Warum mußt' ich Melpomenen vertraun? — —
Sie rief mich aus dem stillen Bürgerleben,
Den Kampf um eine Krone anzuschaun.
Ich fühlt' und sah der Liebe redlich Streben,
Der Eifersucht, des Hasses heimlich Graun,
Der Sehnsucht stilles inniges Erglühen,
Auf Wolken segelnd, mit ihr heim zu ziehen.
Doch die Gewalt behielt das Schwert zu Händen,
Die Liebe sank, — die Wolken flohn dahin! —
Marien durfte Niemand Hülfe senden,
Elisabeth blieb ihre Richterinn.
Da konnt' es anders nicht, als blutig, enden! —
O, gieb mir Licht! beruh'ge meinen Sinn!
Ists möglich, daß die Blume so gebrochen?
Und daß kein Richter, der die That gerochen?

Clio.

Was Dir die Schwester gezeigt, — geschah. —
Eh sie es darzustellen gewagt,
Hat sie bescheiden mich erst gefragt,
Und auf dem Pergament stehts da!
Nur das kräftige reichere Leben
Hat sie, ihrer Macht bewußt,

Aus der eignen tiefen Brust
Den Gestalten selbst gegeben,
Und die längst zerstäubten Herzen,
Aus der Vorzeit sichrer Gruft,
Zu erneuten Kampfes Schmerzen
Wieder wach gerufst. — —
Doch beruh'ge Dich, denn schon
Sind Jahrhunderte entwichen,
Seit den Streit, den fürchterlichen,
Um den blutbespritzten Thron,
Längst der Tod hat ausgeglichen,
Seit die beiden Feindinnen
Ruhn, in einer schwesterlichen
Nähe, ungestört, — auf daß,
Sie vergessen Schmerz und Haß.
Und indeß ein Richter dort
Ihre Thaten wird ermessen,
Hat die Nachwelt fort und fort
Zu Gericht hier schon gesessen.

Jüngling.

Was kümmert solch ein Weib die spätre Welt,
Genießt sie nur die Frucht von ihrem Hassen?
Warum ward ihr kein Richter hier bestellt?

Warum die blutge That ihr zugelassen? — —
Wie einst der Spruch des ewgen Richters fällt,
Vermag das enge Herz hier nicht zu fassen. —
Soll ich der Stimme der Verheißung trauen,
Will ich mit Augen die Vergeltung schauen!

Clio.

Vermeßner! wohl! Du sollst sie sehen! —
Du hast Marien nah gestanden,
Als zum Schaffot sie mußte gehen,
Da schien sie frei von irdischen Banden
Gleich einer erwählten Himmelsbraut.
Wer aber ihr früheres Leben geschaut,
Vom Gift der Sünde, vom Morde befleckt,
Nicht hätt' es das Mitleid in ihm erweckt.
Doch schwere Leiden läutern die Seele
Und lange Reue versühnt die Fehle. —
Jetzt aber führ' ich Dich, verwegner Frager,
Auch zu der Feindinn Sterbelager.
Schau hin! — Auf mein Geboth entweiche,
Der Schleier! — Was erblickst Du nun?

Der hintere dunkle Vorhang hebt sich langsam in die Höhe, und man sieht dasjenige wirklich vorgehen, jedoch wie hinter einem Flor, was in dem folgenden Dialog ausgesprochen wird.

Jüngling.

Dort seh' ich eine verfallne, bleiche
Gestalt matt auf den Kissen ruhn,
Und starren Auges auf den Boden blicken,
Und fest den Finger auf die Lippen drücken.

Clio.

Das ist die stolze, glückliche und reiche
Elisabeth. — Der Tod kommt anzufragen,
Ob sie der Krone endlich will entsagen?

Jüngling.

Wer ist der Mann? er will ihr sorgsam nahn,
Sie aber winkt ihm, daß er sich entferne.

Clio.

Es ist der Arzt. Sie will nichts mehr empfahn,
Was Menschenkunst gewährt; sie stürbe gerne, —
Allein noch bricht das heiße Auge nicht.

Jüngling.

Dort kniet ein anderer im Hintergrunde,
Sie aber wendet von ihm das Gesicht.

Clio.

Der Beichtiger naht in der letzten Stunde,
Allein sie faßt nicht, was er tröstend spricht.
Wer nur ein Kind der Gegenwart geblieben,
Dem kommt im Tod zu spät ein Trost von drüben.

Jüngling.

Der Nebel, der den Grund der Halle füllte,
Zieht wolkig jetzt zu ihr heran,
Und zeigt, als ob er einen Traum enthüllte,
Ihr einen stattlich reich geschmückten Mann.
Es langen schwarze Krallen nach ihm hin, —
Schon haben sie ihn fast erreicht, — —
Doch furchtlos steht er vor der Königinn,
Indem er einen Ring ihr zeigt.

Clio.

Es ist Graf Essex, ihre letzte Liebe,
Der den verhängnißvollen Ring,
Daß er ein Zeugniß ewger Treue bliebe,
Einst von Elisabeth empfing.
„Hab ich, spricht er, den Ring Dir nicht gesendet,

„Als Deine Hand mein Urtheil unterschrieb?
„Und doch hast Du den Streich nicht abgewendet;
„Nein, auch die Liebe hattest Du nicht lieb!
„Sie konnten nicht den Ring Dir unterschlagen,
„Hättst Du vermocht mich selbst danach zu fragen!
„Ich habe liebend Dir vertraut vor allen,
„Stirb nun verlassen! — denn ich bin gefallen!

Jüngling.

Ha! wie sie schaudert! wie die welken Hände
Krampfhaft verhüllen ihren Blick! —
Da hat der Traum ein Ende,
Und die Erscheinung sinkt zurück. —
Doch wieder öffnet sich der Wolken Schooß,
Ein neues Traumbild uns zu zeigen:
Den schönsten Nacken, seiner Hülle bloß,
Seh ich auf einen schwarzen Block sich beugen,
Und drüber schwingt in ungestümer Eile,
Ein Arm sich auf mit einem blanken Beile.

Clio.

Es ist Marias Bild. Mit ernster Mahnung
Tritt vor die Sterbende es hin,

Und fragt: sagt Dir noch keine Ahnung,
Wer von uns stirbt als Siegerinn?

Jüngling.

Elisabeth streckt ihr die Arm' entgegen.

Clio.

Ja! in der Todesangst ruft sie zu ihr:
„Laß mich statt Deiner auf den Block mich legen,
„Und stirb statt meiner, auf dem Kissen hier!"

Jüngling.

Und dem Schaffot vorüber ziehn Gestalten,
Bleich und von Fesseln schwer gebeugt;
Ich sehe eine Schrift sie halten,
Die man der Kranken drohend zeigt.

Clio.

Das sind die Räthe, die ihr treu gerathen,
Die streng gehorchten ihrer Königinn.
Und dennoch warf die Frucht der blutgen Thaten
Die Undankbare ihnen einzig hin.
Verweisung, Kerker mußten sie ertragen,
Auf daß die Mit- und Nachwelt möge sagen:

„Nur diese, diese haben es verschuldet,
„Was Essex und Maria einst erduldet,
„Elisabeth befahl es nicht!“
Allein sie fordern jetzt sie vor Gericht,
Und sprechen: „Diese Schrift ist doch geblieben,
Nicht wir, Du hast das Urtheil unter-
schrieben!“ —

Jüngling.

Jetzt fällt das Beil! — Verschwunden ist
das Bild! —
Die Kranke sinkt, wie selbst davon getroffen!
Es ist genug! —

Clio.

Ihr Schicksal ist erfüllt!
Sie ist verschieden — ohne Lieb' und Hoffen! *) —

Clio winkt, der Vorhang im Hintergrunde senkt sich.
Dann fährt sie fort:

*) Aehnliche Gerechtigkeit hat auch, obwohl mit der ihr angemessenen Beschränkung, die bildende Kunst ausgeübt. S. Rambergs und Böhms letzte Kupferplatte im Taschenbuche: Minerva, 1813.

D. H.

Clio.

Wie? Jüngling! fragst Du noch verwegen:
Wo die Vergeltung denn hienieden wohnt? —
Mußt Du Dich auf das letzte Kissen legen,
Dann wird in Dir der Richter schon sich regen,
Der unerbittlich straft und lohnt. —
So geh! und fürchte einzig sein Gericht! —
Das Leben ist der Güter Höchstes nicht.
Der größte Muth beruht in der Geduld,
Die Unschuld spottet selbst der Todesstrafen;
Der Uebel Größtes aber bleibt die Schuld;
Denn in der Seele will der Wurm nie schlafen!

(Der Vorhang fällt.)

Stürmischer Beifall erfüllte das Schauspielhaus; der Dichter und der Director beide wurden gerufen. Als sie nach wieder aufgezogenen Vorhang erschienen, erscholl es von allen Seiten:

„Hier bleiben! Der Dichter soll hier bleiben!“

Da sanken unter lautem Bravo-Rufen des Publicums, zum Zeugniß ihres Einverständnisses, die beiden Gepriesenen sich in die Arme, und als der Vorhang ihre Umarmung wieder verdeckt hatte, sprach der Director:

„Freund! Sie sind nun der Unsre! Aber vor allen Dingen lassen Sie uns erst Champagner trinken!“

III.

Die Entfremdeten.

Erzählung

von

W. A. Lindau.

1.

Eine frische Sommernacht war angebrochen. Dunkelblaue Wolkenschleier verhüllten den Himmelsbogen, der über den hohen Felsenwänden eines engen Thales ausgespannt war, durch welches der Weg, bald von Klippen überwölbt, bald von Tannen und Birken beschattet, längs der böhmischen Gränze sich hinab wand. Kein Laut regte sich, als das Rauschen in den Wipfeln des Waldes, welcher den Rücken der östlichen Wand bedeckte, das dumpfe Tosen eines fernen Wasserfalles, oder zuweilen das Schreien eines Hirsches. Der Weg bog sich wieder um einen vorspringenden Felsen. Einzelne Sterne blickten aus der Wolkenhülle und flimmerten auf einem still rinnenden Bache, der hier aus einem Seitenthale hervor brach, um sich mit dem Gießbache zu vereinigen, welcher im Hauptthale am Fuße der Felsen hinab floß. Der



junge Reisende, der seit einer halben Stunde, sein müdes Pferd hinter sich führend, im Thale hinauf zog, blieb hier unschlüssig stehen. Aus den Nachweisungen, die man ihm gegeben hatte, schloß er, daß der Weg nicht weiter in dem Hauptthale hinauf gehen und in das Seitenthal ablenken mußte. Nach kurzem Besinnen folgte der Reisende, den wir Otmar nennen wollen, bis wir ihn näher kennen lernen, dem ebenen Pfade, der sich längs dem Bache zog. Je weiter er ging, desto mehr Bedenklichkeiten erwachten, ob er den rechten Weg eingeschlagen. Das Dorf, das ihm Nachtherberge geben sollte, lag kaum eine Stunde von der Mühle, wo er gegen Abend eingekehrt war, und er hatte schon zwei Stunden zurückgelegt, ohne nur eine Spur von Menschenwohnungen zu finden.

Der Mond, der jetzt zuweilen den Wolkenvorhang durchbrach, zeigte ihm die noch ziemlich lange Strecke des Weges, der sich über Wiesen in ein Erlengebüsch zog; aber die Wände auf beiden Seiten schienen sich in einiger Entfernung zu einem weitern Thale zu

öffnen. Mit dieser Hoffnung ging er voran, als plötzlich eine lange Gestalt vor ihm stand. Die Erscheinung war wunderbar mahlerisch durch ihre Seltsamkeit, wie durch die Umgebung. Der helleste Mondblick beleuchtete die hagre Gestalt. Der Stab, worauf sie sich mit der einen Hand stützte, und die grauen Locken, die unter einem rothen, um den Kopf gewundenen Tuche fast wild hervor standen, verriethen ihr Alter, während in der raschen Bewegung ihrer Arme, die sie beim Anblicke des Fremden erhob, und in ihrer ganzen Haltung noch frische Kraft sich zeigte. Ein weißer Mantel mit rother Einfassung, der nur bis über die Kniee reichte, und eher zu einem männlichen als weiblichen Anzuge zu gehören schien, war nachlässig über die Schultern geworfen, und wehte im Nachtwinde, als sie, in ihrer Ueberraschung auffahrend, ihn nicht mehr vesthielt. Sie schien hinter einem Sandsteinfelsen, der wie altes Gemäuer aus dem dunkeln Erlengebüsche vorsprang, hervorgetreten zu seyn, und mit einem Fuße zurücktretend, blieb sie einige Augenblicke in jener Stellung.

Otmar trat ihr näher. „Was sucht Ihr so spät in der Nacht hier?“ hob er an.

Und warum seyd Ihr zu solcher Zeit auf diesen einsamen Wegen? Wißt Ihr nicht, daß die Nacht keines Menschen Freund ist?

Ich fürchtete zeither, mich verirrt zu haben, sprach Otmar, aber da ich Euch hier finde, muß ich wohl in der Nähe von Menschenwohnungen seyn. Nehmt dieß, fuhr er fort, ihr ein Stück Geld in die Falte des Mantels werfend, den sie nun über die Arme zusammenzog: und sagt mir, wie heißt das nächste Dorf. Oder könnt Ihr mir sagen, ob ich auf dem rechten Wege nach Lorbach bin?

Lorbach? wiederhohlte lebhaft die Alte. Lorbach sagt Ihr? Ein Edelhof ist's mit wenigen Häusern, nicht wahr? Gehört dem Freiherrn von Nordeck?

Ganz recht. Ihr scheint da gut bekannt zu seyn.

Bekannt? erwiederte die Alte, mit einem seltsamen Lächeln, das fast höhnisch aussah. Ei ja! Und zum Wahrzeichen kann ich Euch sagen, vor drei Wochen starb seine Gemahlinn,

und der Herr wird wohl nicht daran denken, noch einmahl zu freien, wenn er auch seinen alten Stamm absterben sieht; es ist Mehlthau darauf gefallen; darum sind seine Zweige verdorrt und seine Wurzeln verfault.

Was sollen diese seltsamen Reden? fragte Otmar heftig. Wer seyd Ihr, daß Ihr so zu sprechen Euch erkühnt von diesem edlen Geschlechte?

Was liegt Euch daran, wer ich bin, erwiederte die Alte mit stolzem Lächeln, wenn ich Euch sage, wohin euer Weg geht? Heute kommt Ihr nicht nach Lorbach. Es liegt nach Mitternacht und Ihr ziehet nach Morgen. Aber seht hier den Kreuzweg, worauf wir stehen. Reitet jenen Pfad durchs Erlengebüsch und in einer halben Stunde kommt Ihr auf ein Dorf, wo Ihr Herberge finden könnt, im dritten Hause rechts. . . Ei seht! da hüpft ein Irrwisch; er will Euch leuchten.

Mit diesen Worten bog sie schnell um den Felsen, und Ihr schien das schallende Gelächter zu gehören, das durch die Stille der Nacht wiederhallte. Der röthliche Lichtglanz, der die

Umrisse des Felsens beleuchtet hatte, war plötzlich erloschen.

Was war das? fragte sich Otmar befremdet. Sonderbar! Wer ist sie, daß sie meinen Oheim so genau kennt, und feindselig gegen sein Haus gesinnt zu seyn scheint?

In Gedanken verloren, sah er auf den Pfad, den die Alte ihm angewiesen hatte. Noch hüpfte am Rande des Gebüsches das Irrlicht, als hätte es ihn erwartet. Wohlan! dachte er, ich folge der Weisung. Einmahl verirrt, kann ich einen Pfad so gut, als den andern wählen, selbst wenn die seltsame Erscheinung mich hintergangen hätte.

Er zog ein Pistol aus der Holfter, und faßte straff den Zügel des Pferdes, das scheu vor dem flimmernden Lichte seitwärts sprang. Nach einigen Minuten verlor sich das Irrlicht in dem Erlendickig, welches eine tiefer liegende Wiese bedeckte, und alsbald lief der Pfad in ein breiteres Thal. Bei dem trüben Scheine des Mondes sah Otmar einige Häuser, die am Fuße einer bewaldeten Felsenwand in ein Thal sich zu verlaufen schienen, und als er völlig

aus dem Gebüsche trat, war er nur wenige Schritte von einem Lichte und hörte nahes Hundegebell, dem bald viele ähnliche Stimmen antworteten.

Das Haus, wo er durch die halbverschlossenen Laden Licht schimmern sah, war genau das dritte rechts; eine ziemlich freundliche Wohnung, auf der einen Seite von einem wohl gepflegten Gärtchen umgeben. Als er stehen blieb, wurde im Hause ein Gesang fortgesetzt, den er schon in einiger Entfernung gehört hatte, und eine ältliche Stimme sang:

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld;
Er wird auf mein Verbrechen,
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Geduld.

Die Stimme ward ein wenig unruhig nach den ersten Zeilen und erstarb bei den letzten Worten in bebende Töne. Eine Pause folgte. Otmar, schon aufgeregt durch das Abenteuer dieser Nacht, war lebhaft bewegt. Er

horchte, kaum athmend. Eine andre zartere Stimme schien die folgenden Absätze des Liedes zu lesen, bis sie endlich mit hellen Silbertönen die Schlußworte sang:

Es gehe wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß zu allen Sachen Rath.

Der Reisende glaubte in dem stillen Kreise, woraus ihm so fromme Töne entgegen kamen, Gastfreundschaft, oder doch freundliche Nachweisung zu finden. Er pochte an den Fensterladen, als der Gesang verstummt war. Kein Laut antwortete, aber es wurde leise gesprochen. Der Fremde klopfte stärker, und, wie es schien, nach einer neuen Berathung, wurde das Fenster geöffnet, der Laden zurückgeschoben und eine entschlossene Stimme fragte: Wer ist da?

Ein verirrter Reisender, der Euch bittet, ihm zu sagen, wo er Obdach finden könne.

Wartet einen Augenblick, antwortete die Frau, als sie aus dem Fenster gesehen, und den Fremden bei dem matten Mondlichte ge-

nauer betrachtet hatte. Sie zog den Laden wieder an, und man schien abermahl sich zu berathen. Endlich ward an der Gartenmauer ein Pförtchen geöffnet, und eine bejahrte Frau, in einen schwarzen Mantel gehüllt, erschien mit einem Lichte in der Hand. Führt euer Pferd herein, hob sie an, und ruhet einen Augenblick aus, so wird sich überlegen lassen, wo Ihr Obdach findet.

Otmar folgte, und als er sein Pferd an einen Baum im Hofe gebunden hatte, ließ er sich von der gastfreundlichen Alten in's Haus führen. Sie öffnete eine Stube, wo Reinlichkeit und Ordnung herrschten, die Gewohnheit zu seyn schienen und nicht erst in der Eile hergestellt seyn konnten. Nicht weit von dem kleinen runden Tische, wo die blank gescheuerte zinnerne Lampe brannte, saß ein schönes Mädchen am Spinnrad. Ihr braunes Haar hing in leicht geschlungenen Flechten um Hals und Schulter, die ein seidnes Tuch auf dem weissen Mieder sittsam verhüllte. Bei Otmar's Eintritte stand sie auf, und er hatte nur Augen

für die schlanke, hohe Gestalt, die ihn mit edlem Anstande begrüßte.

Helene, sprach die Alte, hohle dem Herrn ein Glas Milch, oder Obst, wenn er unsre arme Gastfreundschaft nicht verschmäht.

Das Mädchen kam der Alten zuvor, welche dem Fremden den bequemen Lehnstuhl vorschieben wollte, der in einer Ecke stand, und eilte dann hinaus, den Auftrag auszurichten. Nach einigen Minuten kam sie zurück mit der gastlichen Spende. Der Fremde hatte indessen einige gleichgültige Worte mit der Alten gewechselt, die ihn oft forschend ansah, und ihn endlich bat, es sich bequem zu machen. Als er seinen Reitermantel ablegte, schien ein Theil seines Anzuges, so wie seine Haltung, einen Kriegsmann zu verrathen. Er sah der holden Jungfrau zu, die geschäftig ein weißes Tuch über den Tisch breitete, Milch und Obst darauf setzte, den Lehnstuhl näher rückte, und ihn freundlich bat, sich niederzulassen.

Ich fürchte, in so später Stunde Euch zu stören, hob er an, und will Euch nur bitten, mir zu sagen, ob hier im Dorfe ein

Wirthshaus ist, wo ich ein Nachtlager erhalten könnte.

Die Schenke kann Ihnen solche Bequemlichkeit nicht geben, sprach die Alte höflich; unser Dorf liegt weit von der Straße und selten verirrt sich ein Reisender hieher.

Ich habe mich freilich, wie es scheint, völlig verirrt, erwiederte er, aber die Nacht ist so angenehm, daß ich gern meine Reise fortsetzte, wenn ich hier einen Führer finden könnte.

Die Wirthinn schien mit sich zu Rathe zu gehen. Es war etwas in ihrem Benehmen, das den Fremden überraschte, und eine Bildung verrieth, die wenig zu den etwas dürftigen Umgebungen paßte. Otmar sah sich während der stummen Pause in der kleinen Stube um. Helene saß wieder auf ihrem Rohrstuhle am Spinnrade. Ihr braunes Köpfchen war seitwärts geneigt, und ein süßes Lächeln schwebte um die Rosenlippen, als sie sah, daß ihre Gabe den müden Gast erquickte. Eine tiefe Stille herrschte, worin man jeden Ton der Uhr hörte, die an der Wand zwischen zwei



Tabuletten hing, worauf buntes Fayence und etwas Porzellan, eine Bibel mit goldnem Schnitte und ein Paar andre Bücher zu sehen waren.

Die Wanduhr schlug elf. Schon so spät? fragte der Fremde. Ich muß meine Frage wiederhohlen, meine gütige Wirthinn, ob ich hier einen Führer werde finden können?

Ich denke eben darüber nach, antwortete sie, aber in dieser späten Stunde wird sich Niemand dazu finden lassen. Wenn es Ihnen gefällt unter unserm Dache, so wollen wir Ihnen gern geben, was unsre arme Wohnung vermag.

Ich nehme es dankbar an, antwortete Otmar, und werde Euch nicht zu lange zur Last fallen, da ich bei Tagesanbruche abreisen muß.

Und ich werde dann für einen Führer sorgen können, sprach die Wirthinn, und zu einer kleinen rothwangigen Dirne sich wendend, die eben aus dem Schlafe aufgestört, dämisch herein trat, fuhr sie fort: Aennchen, dein Bruder in der Mühle wird morgen früh mit

diesem Herrn als Wegweiser gehen können. Du mußt noch zu ihm gehen. Aber sieh erst nach dem Pferde, das verstehst du ja. . . Und wohin geht ihr Weg, werther Herr? wendete sie sich wieder zu dem Fremden.

Ich bin, wie ich fürchte, sehr weit vom Ziele meiner Reise, antwortete Otmar, ich will nach Lorbach, auf das Gut meines Oheims.

Lorbach? rief die Alte lebhaft. Ihr Oheim? Der Freiherr —

Von Nordeck, erwiederte Otmar. Kennt Ihr ihn vielleicht?

Ja — ja — ich kenne ihn, hob die Alte wieder an, und schien eine innere Bewegung niederzukämpfen. Ich habe Ihnen Gastfreundschaft versprochen, fuhr sie nach einer Pause fort. Wollen Sie sich nicht zur Ruhe begeben, da Sie so früh aufzubrechen gedenken? Aennchen, hohle Licht! Helene, zeige ihr, wie sie die Oberstube in Ordnung bringen soll.

Sie sprach dieß schnell und verrieth eine innere Unruhe. Helene schien sich über das Benehmen der Alten selber zu wundern, und sah bald sie, bald den Fremden an. Otmar



war freilich nicht wenig überrascht, als er nun zum Zweitenmahl hörte, daß der Nahme von seines Oheims Wohnsitze eine solche Bewegung erwecken konnte; aber die Reize der lieblichen Helena, deren Blicken er oft begegnete, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß andre Gedanken schnell vor seiner Seele vorübergingen. Helena ging nach einigen Augenblicken mit dem Mädchen hinaus und Otmar blieb mit der Alten allein.

Ist Helene eure Tochter? hob er nach einer Pause an.

Meine Enkelinn, antwortete sie, kurz abbrechend, mit ernstem Blicke. Sind Sie der Sohn eines Bruders, oder einer Schwester des Freiherrn von Nordeck?

Seiner Schwester, antwortete er. Otmar von Wilden ist mein Nahme.

Die Alte schwieg gedankenvoll, und ließ ihre Blicke zuweilen unter den finstern Augenbrauen auf ihn schießen.

Vermuthlich habt Ihr meinen Oheim zuweilen in eurer Gegend gesehen, hob Otmar wieder an. Er ist ein Freund der Jagd, wie

ich gehört habe, und vielleicht geht sein Gebiet bis zu euerm Dorfe.

Nein, meine Wohnung ist weit von seinem Gebiete, antwortete die Alte. Und Sie scheinen ihn auch nicht genau zu kennen, oder ihn lange nicht gesehen zu haben.

Nie habe ich ihn gesehen, und zum Erstenmahl ruft er mich zu sich, nach dem Tode seiner Gemahlinn.

Nach dem Tode seiner Gemahlinn? wiederhohlte die Alte lebhaft. Sie ist todt, sagen Sie?

Euer Ton, gute Frau, verräth eine Theilnahme, die mich in Verwunderung setzt. Habt Ihr die Verstorbene gekannt? Ich höre, sie hat weit umher in ihrer Gegend den Ruf der Wohlthätigkeit zurückgelassen.

Sie sind also sein naher Verwandter, vielleicht sein Erbe? fuhr die Alte fort, ohne seine Frage zu beantworten.

Sein nächster Verwandter allerdings, seit er seinen Sohn durch einen unglücklichen Zufall verlor.

Sie wissen davon? hob die Alte wieder an, einen fragenden Blick auf ihn heftend.

Was ich in meiner Jugend davon gehört habe, daß der arme dreijährige Knabe durch Vernachlässigung seiner Wärterinn in einem Teiche umgekommen ist.

Ja, so hat man gesagt, erwiederte die Alte. Im Teiche ist er umgekommen, das hab' ich oft gehört. Seinen Hut hat man am Ufer gefunden und sein Steckenpferd im Schilfrohr. Der Teich ist da unergründlich, habe ich mir sagen lassen; darum hat man auch seinen Leichnam nie finden können.

Otmar bemerkte, daß die Alte, als sie so sprach, ihn ansah, als hätte sie den Eindruck ihrer Worte beobachten, oder auch seine Meinung ergründen wollen. Es fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß sie vielleicht in frühern Zeiten in seines Oheims Hause gewesen, und jenes Unglück mit angesehen habe, „Habt Ihr vielleicht in meines Oheims Hause gelebt?“ hob er wieder an.

Ich in ihres Oheims Hause gelebt? Wohl gar als Magd, meinen Sie?

Sie sprach diese Worte mit so stolzer Verachtung, daß Otmar fast empfindlich ward. „Ihr könnt meine Frage nicht übel deuten, erwiederte er. In meiner Aeltern Hause wenigstens, sind wohl viele Töchter achtbarer Bürger in Diensten gewesen.

Die alte Frau zuckte stolz die Achseln, und schien ungeduldig die Rückkehr ihrer Enkelinn zu erwarten, um der Unterredung ein Ende zu machen. Auf ihren Ruf erschien Helena. Die Großmutter ließ Aennchen mit dem Lichte vorangehen und geleitete den Fremden bis an die Thüre der Oberstube, und als sie sich durch einen flüchtigen Blick überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, wünschte sie ihm mit stillem Ernste gute Nacht.

Otmar fand sich, so müde er war, nicht in der Stimmung, ruhig schlafen zu können. Die kleine Stube verrieth zwar auch die beschränkte Lage der beiden einsamen Bewohnerinnen des Hauses, aber auch hier erfreute ihn die Reinlichkeit, die er überall bemerkt hatte. Auf dem, mit einem roth und weißen Damasttuche bedeckten Tische stand ein blank gescheuer-



tes zinnernes Waschbecken von altfränkischem Ansehen und daneben unter dem kleinen Spiegel mit verblichenem Goldrahmen ein Blumengefäß von Porzellan, worin zwei halb erblühte Rosen dufteten, die Helena's schöne Hand, wie eine schmeichelnde Ahnung ihm sagte, frisch gepflückt hatte. Er trat an's offene, von Weinlaub umschattete Fenster, das in den Garten ging. Der Mond stand am wolkenlosen Himmel, und hell beleuchtet ragten die weißgrauen Sandsteinfelsen aus dem Fichtenwalde am Eingange der Schlucht, wohin die letzten Häuser des Dorfes sich zogen.

Der laute Ton der Wanduhr in der Unterstube, die eben zwölf schlug, störte ihn aus seinen Gedanken auf. In demselben Augenblicke sah er eine Gestalt, die am Zaune des Gartens hinschlich. Otmar zog sich zurück, um unbemerkt beobachten zu können, und sah deutlich einen Mann, den der Federbusch auf dem Hute und das Gewehr als Jäger bezeichneten. Die schleichende Gestalt war nun so nähe an dem Fenster der Unterstube, als der schräglaufende Zaun es gestattete. Das Fenster

war noch erleuchtet und wurde geöffnet. „Gute Nacht, Jungfer Lenchen!“ sprach der Jäger halblaut. — So spät? antwortete sie leise. — „Es geht früh zu Holze, hob jener wieder an, nur gute Nacht wollte ich sagen.“

Mit diesen Worten eilte er schnell davon und schien sich wieder zu den andern Jägern zu gesellen. Bald hörte man in der Ferne einen dreistimmigen Jagdgesang, dessen fröhliches Hallali! noch lange zwischen den Felsen nachhallte.

Unter allen wunderbaren Erscheinungen dieser Nacht, machte diese den lebhaftesten Eindruck auf Otmar. Das stille, sittsame Mädchen hatte also ein zärtliches Verständniß. Er wiederholte sich die Frage, was es ihn kümmern könnte, wenn auch dieses Verständniß sogar heimlich wäre; aber er konnte den Gedanken nicht los werden, und das Bild des holden Mädchens prägte sich noch tiefer in seine Seele, seit er ahnete, daß sie einem Andern gehörte.

Endlich schlossen sich seine müden Augen, aber als der erste Schimmer des Morgen-

rothes ihn erweckte, hörte er die Töne des Hifthorns in der Ferne, und sie riefen ihm alsbald die Erscheinungen des gestrigen Abends zurück. Er ging hinab, und nahm die beiden Rosen zum Andenken mit. Als er in die Stube trat, bemerkte er, daß die Großmutter das Mädchen bei der Hand hielt, und sie mit sichtbarer Bewegung anblickte. Er wollte dieß mit dem schleichenden Jäger in Verbindung setzen, und fragte das Mädchen mit forschendem Blicke, ob die Jagd, die sich angekündigt hatte, weiter gezogen wäre, oder ob es in der Nähe des Dorfes eine gute Wildbahn gäbe. Eine sanfte Röthe überfloß ihre Wangen, als sie ihre Antwort stammelte, woraus sich nicht viel nehmen ließ.

Die Großmutter zeigte ihm den jungen Führer, der im Hofe das Pferd sattelte, und nach dem einfachen Frühstücke nahm Otmar Abschied. Seine freigebige Vergütung für die empfangene Gastfreundschaft ward durchaus abgelehnt. Er fragte, ob er auf der Rückreise ihr Haus wieder besuchen dürfte, da er vielleicht Lust hätte, die mahlerische Gegend noch

einmahl zu sehen, um ihren Pflanzenreichthum zu untersuchen. Es war ein strenger Ernst in dem Gesichte der alten Frau, als sie einige Augenblicke schwieg. „Ihr Weg wird Sie wohl schwerlich über unser Dorf führen, sprach sie endlich: aber — wenn Sie allein sind, sollen Sie immer willkommen seyn.“

Otmar blickte das Mädchen an, ob er in ihrem Auge eine freundlichere Einladung lesen könnte, als die, wie es schien, nicht gern versprochene Gastfreundschaft der Alten war; aber mit gesenktem Blicke erwiederte sie beim Abschiede kaum fühlbar den Druck seiner Hand.

2.

Leichte Morgennebel umwebten die Wipfel der Tannen, als Otmar, seinem muntern Führer folgend, über eine hohe Waldblöße ritt, bis endlich die Sonne, das graue Gewölk durchbrechend, in den Thauperlen am hohen Grase schimmerte. Eine Stunde führte der Weg durch den Wald, behauptete der Führer, ehe sie auf die Straße nach Lorbach kämen. „Seyd Ihr in dem Hause bekannt, wo ich

heute Nacht geschlafen habe?" hob Otmar endlich an.

Ei warum nicht bekannt! Meine Schwester ist seit sechs Jahren da. Frau Heinau hat uns beiden immer viel Liebes und Gutes erwiesen, seit wir Waisen sind.

Wohnt sie schon lange in eurem Dorfe?

So lange ich mir denken kann, erwiederte der Führer, aber nicht immer, habe ich mir sagen lassen; sie hat vor vielen Jahren das Häuschen gekauft.

Und ohne Zweifel hat sie ihre Enkelinn mitgebracht? fuhr Otmar fort, um das Gespräch schnell auf den Gegenstand zu lenken, der ihn am meisten anzog.

Jungfer Lenchen, meint der Herr? Ich weiß es nicht, aber die ist nicht immer bei ihr, und ich höre, sie geht auch bald wieder zu ihrer Mutter, die wohnt drei Meilen von hier in Weisberg.

Und wer ist ihr Vater? fuhr der neugierige Reisende fort, aber so weit ging die Kunde des Führers nicht. Er hatte Helena's Mutter nur etwa dreimahl bei Frau Heinau

gesehen, und wußte nicht, ob sie die Tochter, oder die Schwiegertochter der Großmutter war. Otmar wollte das Gespräch nicht fallen lassen, und als er eine geschickte Wendung suchte, um auf den nächtlichen Jäger zu kommen, fiel er ziemlich abgebrochen mit einer Frage ein, die den Führer nothwendig darauf bringen mußte.

Ich weiß nicht, antwortete er, ob sie einen Verwandten hat, der ein Jäger ist. Der Förster in Bergheim gehört auch nicht zu ihrer Freundschaft, so viel ich weiß, aber er kennt Frau Heinau.

Und besucht sie vermuthlich oft? fragte Otmar.

Das habe ich nie gesehen, aber in unsre Kirche, eine halbe Stunde von hier, da kommt er zuweilen hin, noch mehr aber sein Vetter, der junge Moriz, und ich habe ein Paarmahl gesehen, wie er mit Frau Heinau und Jungfer Lenchen auf dem Kirchwege recht manierlich sprach. Es ist ein hübscher, artiger Mensch, der Moriz.



Der Führer setzte hinzu, Moriz sey Soldat gewesen, und erst vor einigen Monaten aus dem Felde zurückgekommen. Er wußte weiter nichts zu sagen; aber es war genug für Otmar, sich das Verhältniß zwischen Moriz und Helene zu erklären. Gedankenvoll ritt er voran. „Es kann mir ja gleichgültig seyn, wie nahe sie sich stehen, riß er endlich seine Träumereien ab. Wie könnte die flüchtige Bekanntschaft mich so sehr anziehen! Werde ich doch schwerlich je wieder über die Schwelle der mürrischen Alten kommen, die es fast zu bereuen schien, daß sie mir Gastfreundschaft gewährt hatte, und zum zweitenmahl mich wohl nicht allzufreundlich empfangen würde.“

In diesem Augenblicke führte der Weg an einem freundlichen Gebäude, nahe am Saume des Waldes, vorbei. „Das ist auch ein Forsthaus, hob der Führer wieder an. Der alte Förster will seinen Dienst abgeben, heißt es, und der Moriz soll sich darauf freuen; die Leute sagen sogar, er würde wohl die bildschöne Förstertochter nehmen.“

Nicht möglich! rief Otmar, und wünschte nur noch mehr zu hören, was zur Bestätigung des Gerüchtes dienen könnte.

I nun, antwortete der Führer, ein hübsches Mädchen, Geld dazu und den Dienst in den Kauf — da wird sich wohl Niemand lange besinnen.

Otmar suchte des Führers Vermuthung mit der widersprechenden Erscheinung, die er in der vorigen Nacht belauscht hatte, so gut als möglich auszugleichen, und der grübelnde Verstand war geschäftig genug, dem geheimen Wunsche seines Herzens zu dienen. Er war damit so weit gekommen, daß er Helena zu einer Freundinn der schönen Förstertochter und zu einer Vertrauten der beiden Liebenden gemacht hatte, als er zu dem Wirthshause kam, wo der Waldweg in die Landstraße fiel. Der Führer wurde entlassen mit einem freigebigen Geschenke, und mit dem Auftrage, der guten Frau Heinau für ihre Gastfreundschaft nochmahl zu danken, und Otmar ritt in raschem Trabe voran.

Der Weg senkte sich endlich in ein weites, von schön bewaldeten Hügeln eingeschlossenes Thal, wo auf einer vorspringenden Bergzunge, von alten Eichen beschattet, das Schloß des Freiherrn von Nordeck sich erhob, dessen bewohnter Flügel an die mahlerischen Trümmer einer alten Burg angebaut war. Nach einer Viertelstunde ritt Otmar durch das alte Burgthor in den Schloßhof. Der Freiherr hatte hier seinem Wohnhause lieber eine reizende Aussicht entziehen, als ein, schon im dreißigjährigen Kriege zerstörtes Gemäuer vollends niederreißen wollen, weil über der Innenseite des Thores ein Wappenschild ganz unversehrt war, womit er seine Behauptung der Turnierfähigkeit seines Geschlechtes im dreizehnten Jahrhunderte bekräftigte, wenn Jemand den ehrlichen Rüxner einen unzuverlässigen Zeugen nannte.

Aus dem Burghofe kam Otmar auf einen freundlichern Platz, der den Zugang zu dem neuen Schlosse bildete, eine große Rasenrundung, mit Taxus-Pyramiden und zwei Reihen von Pomeranzenbäumen, auf deren Kübeln die

verblichenen Wappenfarben des freiherrlichen Hauses, gelb und roth, noch zu unterscheiden waren. Als er dem Eingange des Schlosses entgegen ritt, kam zwischen den einförmig verschnittenen Bäumen ein eben so steifer alter Diener hinauf, der seine wohl gepuderte Haarbeutelperrücke aufgesetzt, aber seine blumige Hausjacke auszuziehen, sich nicht Zeit genommen hatte, um den Fremden zu empfangen. Otmar's erste Frage verrieth den erwarteten Neffen des Gebieters, und der alte Diener benutzte die zeitgemäße Erscheinung eines Reitknechts, dem er es überließ, dem Fremden das Pferd abzunehmen, und eilte in die Dienstbotenstube. Nach einigen Minuten kam er in seinem rothen Tressenrocke, mit dem Trauerflor um den Arm zurück, um Otmar zu dem Freiherrn zu führen.

Er sagte dem jungen Manne, sein Gebieter wäre am vorigen Abende sehr bekümmert über das Ausbleiben des sehnlich erwarteten Gastes gewesen, hätte bis um zwölf Uhr mit der Tafel warten lassen und sich erst um ein Uhr zur Ruhe begeben. Endlich öffnete der

alte Mann eine Flügelthüre, und Otmar trat in ein hohes Zimmer, das mit grünen Damast-tapeten behangen und mit großen goldrahmigen Spiegeln und einigen Bildnissen, die zwischen silbernen Wandleuchtern hingen, geziert war. Ein langer schmächtiger Mann in Trauerkleidern stand vor einem großen rothbedeckten Armsessel, mit der einen Hand auf einen marmornen Spiegeltisch sich stützend, während er in der andern einen aufgerollten Pergamentbrief hielt. In einiger Entfernung saß ein wohlbeleibtes Männchen mit struppigen Augenbrauen, bebrillter Nase und schwarzer Zopfperrücke, vor einem andern Tische, und das Wort des Freiherrn erwartend, hielt er die Feder steif zwischen den Fingern.

Der Freiherr, dessen bleichem Gesichte man es nicht ansah, daß er nicht viel über vierzig Jahre alt war, trat einen Schritt näher, als der junge Mann schnell ihm entgegen flog.

Theuerster Herr Oheim, hob Otmar an, ich eilte nach dem Empfange ihres Briefes, ihrer gütigen Einladung zu folgen, und den

Bruder meiner geliebten Mutter kennen zu lernen.

Es freut mich, lieber Neffe, erwiederte der Freiherr, als er ihn mit höflicher Förmlichkeit umarmte. Darauf gab er dem Manne mit der Feder einen Wink, sich zu entfernen, und als er mit dem Gaste allein war, fuhr er fort: Lieber Neffe, Sie werden wissen, daß durch leidige Umstände zwischen ihrer seligen Mutter und mir ein unfreundliches Verhältniß entstanden ist. Wir wollen jetzt nicht mehr untersuchen, wer die Schuld davon getragen hat; aber ich kann mir leicht denken, daß Sie durch ihre Mutter mit Vorurtheilen gegen mich erfüllt worden sind —

Denken Sie das nicht, Herr Oheim, fiel Otmar ein. Sie würden meiner edlen Mutter sehr Unrecht thun, wenn Sie glauben wollten, daß die unglückliche Trennung ein anderes Gefühl, als Kummer, in ihr erweckt hätte. Sprach sie von diesem unglücklichen Zwiste, und es geschah nur sehr selten, so schrieb sie die Schuld immer nur unseligen Mißverständnissen zu. Bis zu ihrem Tode

wünschte sie nichts, als Frieden und geschwister-liche Eintracht, aber die Freude zu erleben, ward ihr nicht gegönnt.

Der Freiherr drehte seine goldne Dose schnell zwischen den Fingern, und sprach nicht ohne innere Bewegung, die in seinem Benehmen sichtbar wurde: „Lieber Neffe, es ist gut, daß darüber nun kein Wort mehr gewechselt zu werden braucht. Ihre Mutter hat schon seit einigen Jahren gesehen, daß ich den Rechtshandel nicht weiter betrieben habe, als es bei einer einmahl anhängigen Sache durchaus nothwendig war. Es versteht sich von selbst, daß jetzt die nöthigen Schritte geschehen werden, die Sache völlig niederzuschlagen. Auch darum habe ich gewünscht, Sie zu sehen, und so seyen Sie mir aufrichtig willkommen."

Mit diesen Worten reichte der Freiherr dem jungen Manne die Hand, und Otmar, den das Benehmen seines Oheims anfangs sehr abgekühlt hatte, glaubte in ihm nun eine wärmere Aufwallung zu bemerken, und kam ihm mit Wärme entgegen. Er wurde aber wieder ein wenig kühler, als sein Oheim fortfuhr:

„Um die Sache niederzuschlagen, um auch vor der Welt zu zeigen, daß der Friede in unsrer Familie völlig hergestellt ist, und allen möglichen nachtheiligen Folgen des alten Streites vorzubeugen, sind gewisse Förmlichkeiten nöthig, worüber mein Rechtsfreund mit Ihnen sprechen wird. Sie sind mündig und können also die Urkunde unterschreiben, die er zu diesem Zwecke bereits entworfen hat. Ich hoffe, Sie werden keinen Anstoß an Kleinigkeiten nehmen, und sich darüber hinwegsetzen, wenn etwa aus einigen Ausdrücken und Wendungen hervorgehen sollte, daß ihre Mutter nicht durchaus recht gehabt hätte."

Ich werde nichts unterschreiben, nichts bekräftigen, mein Oheim, als was ich reiflich erwogen habe, und um keinen Preis auch nur den Schein geben, als ob ich glauben könnte, meine Mutter wäre fähig gewesen, leidenschaftlich nach dem Unrechte zu trachten.

Wer wird denn eine Sache so rauh behandeln! erwiederte der Freiherr. Mein Rechtsfreund soll alles mit gebührender Schonung einrichten, und ich hoffe, Sie werden

künftig alle Ursache haben, mit meinen guten Absichten gegen Sie zufrieden zu seyn.

Damit wurde die Unterredung über diesen Gegenstand abgebrochen, und das Gespräch kam auf Otmars Feldzug und endlich auf allgemeine Gegenstände. Der Freiherr that weiter keine Frage über seine Stiefschwester, mit welcher er gegen zwölf Jahre in Feindschaft gelebt hatte, und es wurde Otmar immer klärer, daß eine Eisrinde um des Mannes Herz lag, wovor ihn schauderte. Er wußte, daß der Freiherr mit seiner Gemahlinn in einer unglücklichen Ehe gelebt hatte. Nahm er an, daß die Verstorbene so sanft und gut gewesen war, als der Ruf von ihr erzählte, so mußte er geneigt seyn, die Schuld des häuslichen Unsegens seinem Oheime zuzuschreiben; aber er wußte auch aus einigen Aeußerungen seiner Mutter, daß man die unglückliche Frau gezwungen hatte, dem Freiherrn ihre Hand, gegen die Stimme ihres Herzens zu geben, und daß ihr Leben durch den Schmerz über dieses Opfer war verbittert worden.

Nach einigen Tagen legte der Rechtsfreund ihm den Stand der vieljährigen Streitsache vor, und er glaubte, daß seine Aeußerungen Eindruck auf seinen Oheim gemacht hatten, da es sorgfältig vermieden wurde, seine Gefühle auf irgend eine Art zu verwunden, und er hatte Ursache, mit der Art, wie der alte Streit ausgeglichen wurde, zufrieden zu seyn.

Dieß machte Otmar's Stimmung milder, und ihn geneigt, alles zu vermeiden, was einen freundlichen Verkehr zwischen ihm und seinem Oheime stören konnte. Der Freiherr wollte ihm eines Tages sein Jagdgebiet zeigen, und gab seinen Jägern Befehl, einen Birsgang im Walde zu veranstalten. Nachmittags ging er mit Otmar aus. Er sprach mit Theilnahme von den Angelegenheiten des jungen Kriegsmannes, und ließ die Bemerkung fallen, daß er seine Verbindungen am Hofe benutzen werde, ihm zu schnelleren Fortkommen behülflich zu seyn. Otmar gab zur Antwort, er glaubte, seine Pflicht im Felde redlich erfüllt zu haben, und dieß wäre auch von seinen Obern so laut



anerkannt worden, daß er mit Zuversicht bei der ersten Gelegenheit auf Beförderung rechnen könnte; aber er wäre zu stolz, um dabei irgend etwas fremdem Schutze verdanken zu wollen.

Das sind freilich etwas stolze, wenn auch sehr ehrenwerthe Gesinnungen, antwortete der Freiherr, aber Sie werden vielleicht Gelegenheit finden, wenn auch nicht bei sich, doch bei Andern, die Bemerkung zu machen, daß das unbeschützte Verdienst nicht immer Anerkennung und gerechte Belohnung findet.

Nun, dann ist der Schritt desto leichter, mich aus einem Verhältnisse zu ziehen, wo ich sie nicht finde, zumahl da dieser Schritt über kurz oder lang ohnehin geschehen wird.

Sie haben also die Absicht, den Kriegsdienst zu verlassen? Sie wollen auf dem Lande, oder vielleicht in einem ruhigern Staatsdienste leben? Gut, das stimmt mit meinen Absichten auch überein.

Mein Lebensplan ist in der That noch so wenig bestimmt, daß ich jetzt schon kaum über einen vesten Entschluß mit mir einig werden könnte.

Nach diesem Gespräche folgte eine Pause, und der Freiherr war in tiefe Gedanken versunken, als sie aus dem Gebüsche, das den Fuß des Schloßberges bedeckte, an das Ufer eines sehr großen Teiches kamen, und in diesem Augenblicke aus dem dichten Schilfe einige wilde Aenten aufflogen. Der Freiherr fuhr zusammen. Er blieb stehen, und heftete schweigend seine Blicke auf den stillen Wasserspiegel, an dessen Ufer, nahe vor ihm, eine einfache Marmor-Urne unter den tief gesenkten Aesten einer Trauerweide stand. Seine Züge verriethen, daß die Erinnerung an einen zerreißenden Schmerz durch seine Seele fuhr. Er faßte mit zitternder Hand den Arm des jungen Mannes, und sprach bewegt: „Sie kennen das Unglück meines Hauses? Hier — hier versank mein einziges Kind. Dieses Schilfrohr deckt sein Grab. . . Kommen Sie! kommen Sie! fuhr er fort, sich fassend, und folgte mit schnellen Schritten den wartenden Jägern.

Die Zerstreuungen der glücklichen Jagd schienen wohlthätig auf die Stimmung des



Freiherrn zu wirken, doch blieb er immer ungewöhnlich ernst, und zeigte gegen Otmar eine kalte Zurückhaltung, als wäre es ihm unangenehm gewesen, das aufwallende Gefühl ihm verrathen zu haben. Schon glänzte das Spätroth durch die Wipfel, schon war das zweite Reh abgefangen, und laut tönte das Hohoho! todt! todt! todt! durch den Wald, als zwei Wildhüter mit einem fremden Jäger, den sie in die Mitte genommen hatten, aus einem Holzwege kamen, und zu dem Freiherrn traten, der auf einem umgestürzten Stamme saß. Sie hatten, nach ihrer Erzählung, den Jäger mit Büchse und Hund diesseit der Gränze des herrschaftlichen Reviers gefunden, und der junge Mann war ohne Weigerung bereit gewesen, ihnen zu folgen, wenn man ihn nur sogleich zu dem Jagdherrn bringen wollte.

Der Jäger trat mit edlem Anstande vor den Freiherrn, der ihn mit einem langen Blicke maß, und erzählte mit Offenheit, er sey der Vetter des Försters in Bergheim, habe sich auf dem Rückwege verspätet und sich erlaubt, um schneller heim zu kommen, durch den Wald zu

gehen, der zum freiherrlichen Jagdgebiete gehörte. Kaum hatte er ausgeredet, als Otmar, der dem Aufbrechen des Wildes zugesehen hatte, herbei kam, und bei dem ersten Anblicke des jungen Jägers flog er auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. „Lieber — lieber Walding! bist du es wirklich? rief er. Wie lange hab' ich gewünscht, dich wieder zu sehen, tapfrer Retter meines Lebens!“

Ist es möglich? Herr Lieutenant von Wilden! erwiederte der Jäger, freudig überrascht.

Otmar erzählte seinem Oheime, wie er im letzten Feldzuge, bei einem heftigen Gefechte, mit seinem verwundeten Pferde gestürzt wäre, und ein Husar schon den Säbel geschwungen hätte, ihm den Kopf zu spalten, als Walding, der bei dem Jägerregimente gestanden, mit Geistesgegenwart und sicherer Hand den feindlichen Reiter vom Pferde geschossen hätte.

Junger Mann, sprach der Freiherr zu dem fremden Jäger, es ist mir lieb, daß Ihr einen so guten Bürgen gefunden habt. Ich weiß nicht, ob ich eurer bloßen Versicherung

geradezu geglaubt haben würde, wenn auch euer Gesicht ein gutes Wort für Euch einlegt. Wohlan, nehmet auch meinen Dank für den Dienst, den Ihr meinem Neffen geleistet habt. Ich habe euren Vetter, den Förster in Bergheim, schon lange als einen treuen Diener unseres Fürsten, und als einen trefflichen Weidmann rühmen hören. Grüßt ihn freundlich von mir, und sagt ihm, ich möchte künftigen Herbst gern einmahl mit ihm jagen.

Der Vetter des Försters in Bergheim! sprach Otmar lebhaft bewegt.

Ja, lieber Herr Lieutenant, erwiederte Walding, und ich hoffe, Sie werden ihrem alten Kriegskameraden erlauben, Sie zuweilen zu besuchen, so lange Sie in unserer Gegend sind.

Gewiß — gewiß! antwortete Otmar ein wenig befangen.

Walding, der das Anerbieten des Freiherrn, ihn durch einen Jägerburschen auf den nächsten Weg nach Bergheim bringen zu lassen, gern annahm, reichte nun seinem Kriegsgefährten die Hand; aber es war auffallend,

daß Otmar den Gruß lange nicht so traulich erwiederte, als er den jungen Mann bewillkommet hatte.

Es muß Sie gefreut haben, lieber Neffe, den Mann wieder zu sehen, dem Sie so viel verdanken, sprach der Freiherr auf dem Rückwege zum Schlosse. Es ist etwas in seinem Gesichte, das mich sehr für ihn eingenommen hat.

Ein wackerer junger Mann; er hat sich ausgezeichnet im Kriege, und würde sein Glück machen, wenn er im Dienste bliebe, erwiederte Otmar, und setzte hinzu, das Jägerregiment, wobei Walding gestanden, wäre vor einiger Zeit aufgelöset worden.

Das Gespräch hatte sich auf weidmännische Gegenstände gelenkt, bis die Gesellschaft an den vorspringenden Hügel kam, wo der Pfad sich von der Spitze des Teiches durch das Gebüsche hinaufzog. Der Freiherr erzählte eben ein Jagdabenteuer, das er in seiner Jugend bestanden, als ein paar Jäger, die einige Schritte hinter ihm gingen, leise und ängstlich



sprachen: „Das Licht! Es ist das Leichen-flämmchen!“

Was gibt's? fragte der Freiherr, sich umsehend, mit verweisendem Tone.

Alle schwiegen, aber auf die wiederhohlte Frage des Gebieters, der bald seine Leute anblickte, bald scheu auf den Teich hinab sah, erwiederte endlich ein alter Jäger, die jungen Burschen hätten geglaubt, das Flämmchen im Geröhrig zu sehen.

Wie oft hab' ich schon gesagt, daß ich dieses thörige Geschwätz nicht hören will? sprach der Freiherr mit finsterm Ernste. Glauben Knaben daran, so sollten Graukõpfe sie zurechtweisen, wenn sie nicht selber faseln.

Otmar blickte nach dem Teiche, und sah deutlich ein zitterndes Flämmchen, das sich eben im Schilfe verlor. Der alte Jäger, der über die Worte seines Herrn empfindlich war, bemerkte Otmar's Aufmerksamkeit, und warf ihm einen bedeutenden Blick zu. Als sie in den Schloßhof kamen, und der Freiherr schneller voranging, zupfte der Jäger den jungen Mann am Arme. „Herr Lieutenant, sprach

er, der gnädige Herr mag nicht gern davon hören, aber es ist dennoch wahr, ich habe das Licht oft gesehen, wenn ich spät aus dem Holze kam.“

Sehr natürlich, auf dem feuchten Moorgrunde müssen sich wohl Irrlichter erzeugen, die dann am Ufer verschwinden.

Irrlichter? erwiederte der Jäger. Nein, das ist kein Irrlicht, lieber Herr. Und warum denn gerade an dem Orte, wo das Unglück geschah? Gerade an dem Tage der Woche, wo das Kind ertrank? Es war ein Freitag, wie heute.

Ihr waret also schon hier, als meinen Oheim dieses harte Schicksal traf? fuhr Otmar fort. Durch welche Verwahrlosung konnte es dazu kommen?

Nun, ich will just nicht sagen, daß es Verwahrlosung gewesen ist, erwiederte der Jäger. Die Wärterinn liebte und hütete das Kind, wie ihren Augapfel, und sie hat sich auch über das Unglück fast zu Tode gehärmt. Es war ein schöner Sommerabend; bald sind's nun vierzehn Jahre. Der gnädige Herr war



auf der Jagd, und die Wärterinn ging mit dem vierjährigen Kinde den Weg durch das Gebüsch hinab, weil der kleine Junker wohl wußte, daß er vom Vater geliebkoset wurde, wenn er ihm entgegen kam. Die güte Frau saß mit dem Kinde unter der Weide, wohl zehn Schritte vom Ufer, als sie das Abblasen im Walde vernahmen. Das liebe Kind war ganz Leben und Freude, wenn's ein Hifthorn hörte, und die edle Weidmannslust schien ihm gleichsam im Blute zu liegen. „Blumen! Blumen! Der Vater kommt!“ rief der Knabe, der dem gnädigen Herrn gewöhnlich einen Blumenstrauß zu dem Bruch auf den Hut steckte. Die alte Anne ging schnell in's Gebüsch, wo Steinbrech und Federnelken blühten. Nicht zehn Minuten — es war wohl ein bischen lange — hatte sie sich aufgehalten, da hörte sie ein lautes Geschrei, und als sie ganz außer Athem hinabkam, stand eine alte Frau am Wege, und schlug die Hände über den Kopf zusammen und zeigte auf den Teich. Dicht am Ufer, wo Sie das Licht gesehen haben, lag des Knaben grüner Hut und sein

Steckenpferd. Zwischen dem Geröhrig hatte man kurz zuvor Lücken, wie wir Jäger es nennen, zur Entenjagd gehauen, und da muß das Kind hineingefallen seyn. Der Teich hat da keinen Grund.

Und die alte Frau, die das Geschrei erhob, konnte denn die nicht helfen? fragte Otmar.

Sie war wohl zwanzig Schritte weit vom Ufer auf dem Wege gegangen, als sie das arme Kind in den Teich hatte stürzen sehen, wie sie sagte. Die Wärterinn dachte in der Angst nicht daran, das Weib mehr zu fragen, und als wir mit der Jagd dazu kamen, war die Alte über alle Berge. Doch was hätten alle Fragen helfen können; der Augenschein war da, das arme Kind lag im Wasser.

Die fremde Frau kommt mir doch fast verdächtig vor, erwiederte Otmar. Hat man ihre Spur nicht verfolgt? War vielleicht eine schreckliche Rache im Spiele?

Ja, man hat wohl so etwas gemunkelt, sprach der Jäger zurückhaltend, wiewohl der gnädige Herr von solchen Dingen nie etwas

hören wollte. Die gnädige Frau mochte wohl mehr daran glauben, und seitdem war es bei ihr vollends vorbei mit der Lust am Leben. Es war damahls, fuhr er nach einer Pause zutraulicher fort: nicht lange nach dem siebenjährigen Kriege, wo viel loses Gesindel sich im Lande umhertrieb. Ein paar Monate vor dem Unglück bettelte ein fremdes Weib im Schlosse, und als der gnädige Herr sie etwas scharf abwies, soll sie gedroht haben, so sagte ein Knecht, der im Hofe gewesen war. Nun meinte man, die könnte der Teufel zum Werkzeuge gebraucht haben, und sie hätte sich vielleicht blenden lassen von einer Elenklaue, in Silber gefaßt, die das Kind am Halse hatte.

Otmar fand diese Deutung nicht sehr wahrscheinlich, wiewohl er sich die Räthsel nicht lösen konnte, die mit der sonderbaren Geschichte verflochten zu seyn schienen. Er ging gedankenvoll in sein Zimmer, und als er sich umgekleidet hatte, erschien des Freiherrn alter Diener, um ihm zu melden, daß sein Herr unpäßlich geworden, und den geehrten Gast nicht bei Tische sehen könnte. Bestürzt

über diese Botschaft, wünschte Otmar seinen Oheim wenigstens besuchen zu dürfen.

Der gnädige Herr hat sich bereits zu Bette gelegt, erwiederte der Diener. Aber seyn Sie ohne Sorgen. Ich vermuthe, es ist bloß eine Erkältung. Als Seine Gnaden ins Zimmer kam, merkte ich schon, daß Hochdieselben nicht recht heiter waren, und kaum hatte der gnädige Herr einen Brief gelesen, der heute mit einem Boten gekommen war, so wurde der Schwindel so heftig, daß ich wirklich Sorgen hatte. Seitdem ist's aber besser geworden.

Ein Brief? hob Otmar wieder an. Vielleicht eine unglückliche Nachricht?

Ich will nichts gesagt haben, erwiederte der vorsichtige Alte, daß der Brief einen besondern Eindruck auf den gnädigen Herrn gemacht hätte. Nur schien bei dem Lesen des Briefes das Uebelbefinden zuzunehmen, das vorher schon dagewesen seyn mochte.

Otmar, der die Zurückhaltung des alten Mannes nicht länger durch Fragen in Verlegenheit setzen wollte, ließ seinem Oheime die

Versicherung seiner Theilnahme melden, und um die Erlaubniß bitten, ihn am folgenden Morgen zu besuchen. Kaum war er aufgewacht, als er zum Frühstücke in seines Oheims Zimmer gerufen wurde. Der Freiherr war auffallend verstimmt und niedergeschlagen, befand sich jedoch, nach seiner Versicherung, besser und schrieb seinen Unfall der kühlen Abendluft zu. Otmar hatte sich in den letzten Tagen so sehr mit seinem Oheime befreundet, daß er seine Besorgnisse über dessen Gesundheitzustand mit einer Wärme äußerte, die den Freiherrn zu rühren schien.

Nach dem Frühstücke gingen sie ins Freie. Ihr Weg führte über den Schloßberg auf die Waldhöhe, wo sich eine reizende Aussicht in das Thal und auf die ferne Gebirglandschaft öffnete. „Nicht wahr, lieber Oheim, sprach Otmar, auf den fröhlichen Kranz von Wald, Wiesen und blühenden Feldern deutend, der das Schloß umgab: hier übersehen wir ihre Besitzung?“

So ist's, in dem Umkreise von einer Stunde, erwiederte der Freiherr gleichgültig.

Ja, mit solchen Gaben hat das Glück mich gesegnet. Und doch — fuhr er lebhaft fort, indem er vor seinem Neffen stehen blieb, und ihn bewegt bei der Hand nahm: Otmar, o ich wollte alles dieß gern darum geben, wenn ich wieder auf dem Punkte meiner Lebensbahn stände, wo Sie stehen. Welche Aussicht läge vor mir! . . Junger Mann, bewahre dein Herz rein und dein Gewissen.

Seine Stimme sank bei den letzten Worten, und es folgte eine stumme Pause, wo er sich in Gedanken verlor.

Theurer Oheim, Sie sollen mich ihres Vertrauens würdig finden, nahm Otmar endlich das Wort.

Der Freiherr blickte schnell auf und sah ihn fragend an.

Sie scheinen verstimmt zu seyn, fuhr Otmar fort. Wenn irgend ein Kummer Sie drückt, und meine Theilnahme ihn lindern könnte —

Ich bin davon überzeugt, lieber Neffe, fiel der Oheim ein, mit Zurückhaltung jeder Herzensergießung ausweichend. Aber lassen

Sie uns auf dem nächsten Wege umkehren, die kurze Wanderung hat mich in der That ein wenig angegriffen.

Otmar wurde durch einige ähnliche Vorfälle immer mehr in der Vermuthung bevestigt, daß entweder ein finsteres Schicksal durch seines Oheims Haus gegangen war, oder die Schuld sein Leben getrübt hatte. Eben so deutlich aber ward es ihm, wie wenig er im Stande seyn werde, die Eisrinde, die auf dem verstörten Gemüthe lag, zu brechen, um es durch einen Strahl der Liebe zu erwärmen. Gewohnt an ein freies heiteres Leben, fand er den Aufenthalt im Schlosse nach einigen Wochen allmählig drückend, und so willkommen der Stimmung, die er mitgebracht hatte, die Einsamkeit anfänglich war, er mußte doch bei dem Gefühle, womit sich sein Herz schon zu sehr befreundet hatte, aus den engen Umgebungen sich wegsehnen, um Gelegenheit zu suchen, sich dem Mädchen wieder zu nähern, dessen Bild noch immer vor seiner Seele stand. Nichts schien ihn länger im Schlosse aufzuhalten. Alles, was sich auf den alten Streit bezog,

war völlig abgemacht und für's Erste schien sein Oheim nichts anders von ihm gewollt zu haben. In der ersten Zeit hatte er freilich ziemlich deutlich geäußert, daß er Otmar zu seinem Erben bestimmt und deshalb, bei seiner schwankenden Gesundheit, bereits Verfügungen entworfen hätte; später aber vermied er auffallend, etwas zu berühren, wodurch das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht werden konnte, und besonders war dieß seit dem Jagdtage merklich. Otmar fand darin nichts weniger, als eine empfindliche Täuschung, da er, wenn auch nicht reich, doch so unabhängig leben konnte, als seine bescheidenen Ansprüche es begehrten. Er äußerte endlich, daß er nur einen kurzen Urlaub genommen, und nicht wohl um Verlängerung ansuchen könnte. Entschlossen, in zwei Tagen abzureisen, saß er Abends in seinem Zimmer und ergötzte sich an den ritterlichen Geschichten des alten Froissart, den er in seines Oheims Büchersammlung gefunden hatte, als der Freiherr plötzlich hereintrat. Otmar bemerkte an ihm eine ungewöhnliche Bewegung.

Lieber Neffe, hob Nordeck an, und suchte mit sichtbarer Anstrengung eine ruhige Fassung: ich muß Sie, als meinen nächsten Verwandten, mit einem Lebensereignisse bekannt machen, das nach vielen Jahren noch einen unerwarteten Einfluß auf mein Schicksal zu haben scheint. Es ist ein peinliches Geständniß — doch weg mit falscher Scham! Ich habe Sie meines Vertrauens werth gefunden, und besser, Sie hören von mir selber, was Sie, wenn es Ihnen durch Andre bekannt würde, vielleicht zu ungünstig für mich auslegen könnten. Ich war fünf und zwanzig Jahre alt, als ich ein Mädchen kennen lernte — so schön, so sanft, so gut — o ich fühle jetzt, was ich an ihr verloren habe! Sie war von bürgerlichem Stande, die Tochter eines armen Offiziers, der im Kriege verwundet, seinen Abschied erhalten hatte und bald nachher gestorben war. Ich liebte sie aufrichtig, und war entschlossen, ihr meine Hand zu geben. Es war Aufschub nöthig, um meine Angehörigen darauf vorzubereiten; aber man hatte mir ein Fräulein aus einem alten reichen Geschlechte bestimmt, und

durch sie sollte ich in Verbindungen kommen, die meinem Ehrgeize die glänzendsten Aussichten öffneten. Eine Reise, wozu eine wichtige Angelegenheit mich nöthigte, trennte mich auf einige Zeit von meiner Geliebten, und diesen Augenblick benutzten meine Verwandten, mich in die neuen Fesseln zu ziehen. Die Reize des Fräuleins, die Vortheile der Verbindung, die Rücksichten auf die alte Würde unseres Stammes — kurz, ich gab den Gründen meiner Verwandten nach, und sah das Mädchen nicht wieder, dem ich Treue geschworen. Ja, ich liebte sie auch damahls noch, als ich mich verleiten ließ, und hätte sie nur einen Schritt gethan, mich wieder an sich zu ziehen, ich wäre zu ihr zurückgekehrt, ich wäre glücklich geworden. Sie that keinen Schritt, und ich, um die strafende Stimme im Innern zu beruhigen, wollte mich dadurch überreden, daß sie mich nicht wahrhaft geliebt hätte, und meinen Treubruch leicht vergessen würde. Meine Braut war zu der Verbindung gezwungen worden, wie ich erst erfuhr, als wir schon unauflöslich vereint waren. Das Glück kam nicht mit ihr in

mein Haus. Ihr Herz blieb gegen mich verschlossen, und ich fühlte wohl, daß ich ihr nicht ersetzen konnte, was man ihr um meinetwillen entrissen hatte. Wir blieben kalt und fremd gegen einander. Meine Geliebte hatte sich aus ihrer Heimath entfernt, und ich hörte nichts von ihr. Bei dem harten Schicksale, das mich in dem Verluste meines Kindes traf, erwachte lauter in mir der Vorwurf, und ich sah darin die Hand der strafenden Vergeltung. Ich forschte heimlich nach der Lage der Verlassenen, so sehr ich fürchtete, etwas zu hören, wodurch ich schmerzlich bewegt werden könnte, bis ich endlich erfuhr, daß sie auch ihren letzten Aufenthalt mit ihrer Mutter verlassen hatte. Seitdem war ihre Spur für mich verloren. Denken Sie sich, wie sehr es mich ergreifen mußte, als ich vor einigen Wochen, bald nach ihrer Ankunft, einen Brief von unbekannter Hand erhielt, worin mir gemeldet wurde, daß meine Geliebte mir eine Tochter geboren habe, die noch lebe. Sonst enthielt die Nachricht nichts, als die Angabe, wo Emilie und ihre alte Mutter wohnte. Ich zog einige Erkun-

digungen ein, und erfuhr Manches, was jene Nachricht bestätigte, aber über die Hauptsache bin ich noch in der peinlichsten Ungewißheit. Sie sehen, lieber Neffe, ich kann in dieser Angelegenheit einem Fremden die Nachforschung nicht anvertrauen. Mit vollem Vertrauen habe ich Sie dazu auserſehen. Wollen Sie es übernehmen?

Ich danke Ihnen für ihr Vertrauen, lieber Oheim. Sagen Sie mir, was soll ich thun, und in der nächsten Stunde bin ich auf dem Wege.

Emilie wohnt sechs Meilen von hier in Weisberg, ihre Mutter nicht weit von Bergheim, in dem Gränzdorfe Rothkirch; die Wittwe des Lieutenants Heinau.

Ist es möglich! rief Otmar überrascht, und erzählte, wie er diese Frau kennen gelernt, und was er von ihrer Lage erfahren hatte.

Ihre Enkelinn lebt bei ihr? fiel sein Oheim bewegt ein. Doch nein — das gibt noch keine Gewißheit. Emilie hatte einen Bruder, der sehr jung als Landprediger starb und verheirathet war. Und doch — wäre es möglich? Ja, lieber

Otmar, reisen Sie mit Tagesanbruche; besuchen Sie Emilien, besuchen Sie die alte Mutter, bieten Sie alles auf, das Geheimniß aufzuklären. In ihre Hände lege ich es, meiner Seele die Ruhe zurückzugeben, die ihr so lange fremd gewesen ist.

Erlauben Sie mir eine Frage, lieber Oheim, hob Otmar wieder an. Und wenn das Geheimniß nun, erfreulich enthüllt, vor Ihnen liegt, wenn ich Ihnen melden kann, daß Ihre Geliebte ihrer Achtung und Liebe immer würdig gewesen ist — wie dann?

Der Freiherr sah den jungen Mann einige Augenblicke ins Gesicht, und seine Rechte ihm darreichend, sprach er mit vestem Tone: „Dann bieten Sie ihr diese Hand zur Versöhnung, und wenn sie demjenigen wieder trauen kann, der einmahl sein Wort gebrochen hat, so hoffe ich das Glück wieder zu finden, das mir mit ihr entfloh.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Erwägung der Schrift von K. Köchy: über die deutsche Bühne.

Von

St. Schütze.

Diese Schrift verdient vorzüglich Beachtung, weil sie ihren Gegenstand mit Liebe umfaßt, und von einem idealen Standpunkte ausgeht. Es herrscht darin noch die Unschuld der Theorie und einer jugendlichen Begeisterung, die an ihren Gegenstand glaubt. Die Gedanken sind es, die den Verfasser leiten, weniger die Erfahrungen. Ein Anderes ist es, wenn wir auch nach der Anwendbarkeit, nach der Ausführung fragen. Aber gerade, wenn die Theater in Gefahr sind, in Verfall zu gerathen, ist es um so nöthiger, das Bild des Vollkommenen nicht aus den Augen zu verlieren, und wenigstens in der Vorstellung die Kunst in ihrer Reinheit zu erhalten.

Demnach hat der Verfasser ganz Recht, wenn er es verwirft, die Schauspielkunst eine bloße Verkörperung des dramatischen Gedichtes zu nennen. Eine Verkörperung, sagt

er, ist noch keine Kunst, sie erinnert an die äußere Fertigkeit des Handwerks. Es muß ihr ein geistiger Prozeß vorangehen, der in dem Empfangen des dramatischen Kunstwerks besteht, und die besondere Gabe dazu nennt er ein passives Genie. Eine eigentliche Productivität könnte leicht dem Schauspieler schädlich werden; aber das Ueberlieferte kann er doch nicht anders in sich aufnehmen, als um es wieder aufs neue zu beleben und mit seiner Vorstellung, mit seinem Gefühl, ja mit seinem eigenthümlichen Leben zu durchdringen, woraus eine zweite Schöpfung entsteht, die weder eigenes Dichten, noch treue Ueberlieferung ist; sondern als ein Reproduciren gedacht wird. Zu dieser zweiten Schöpfung kommt nun noch hauptsächlich die Rücksicht auf die Anwendung der äußern Mittel, und auf die besondere Geschicklichkeit im Gebrauch derselben, weshalb dem Schauspieler auch ein actives Genie zukommt, das nach außen als ein angebornes mimisches Talent sich zeigt. Erst dadurch, sagt der Verfasser, daß der Schauspieler die Idee des dramatischen

Gedichts in einer schönen freien Form seiner Kunst ausprägt, wird er theatralischer Künstler. Hierzu wird eine gewisse äußere Technik erfordert, die er durch Studium befördern muß. Aeußere Geschicklichkeit allein schon bringt eine angenehme Wirkung hervor, aber sie giebt doch nur ein Scheinwesen, wenn sie sich von der innern Lebendigkeit der Idee losreißt. — Hieraus wird der Harmonie im Spiel, der Einheit des Ausdrucks das Wort geredet. Diese Einheit des Ausdrucks, heißt es, die schon durch eine Mäßigung im Gebrauch des Körpers erleichtert werden mag (?), kann nur dann ganz vollendet ins Leben treten, wenn der Schauspieler in den Gränzen eines einzelnen abgeschlossenen Kunststyls (?) verweilt. Aber kann eine solche Mäßigung erlaubt seyn, auch dann, wenn die Rolle etwas Anderes erfordert? Darf ein abgeschlossener Kunststyl zur allgemeinen Norm dienen, wenn dieser nicht Styl überhaupt ist und auf naturgemäße schöne Darstellung im Allgemeinen geht, die wieder jede Verschiedenheit mit in sich einschließt? Der Verfasser meint, es müßten sich

gewisse Methoden für die verschiedenen Gattungen der theatralischen Darstellung fixiren (?), wenn eine Vollendung eintreten solle. Er beruft sich auf das Beispiel der plastischen Schule, aber es scheint, daß er diese aus einem zu beschränkten Gesichtspunkte betrachtet, und das Plastische für eine zu ruhige Außenseite nimmt. So von außen her blos zu wirken, müßte doch wieder etwas Mechanisches hervorbringen, was wider die Absicht des Verfassers streitet. Gewisse Methoden werden allerdings schon nach Beschaffenheit der verschiedenen Nationen entstehen, aber allen müssen doch dieselben Regeln des Schönen zum Grunde liegen. Von diesen muß man ausgehen, nicht von ihren Modificationen, die sich schon von selbst ergeben, und auf den Raum, Zeit und Ort und tausend Dinge Einfluß haben.

Mit großer Liebe spricht der Verfasser von der Bildung der Schauspieler zu Künstlern und von der Erhebung ihres Standes. Sein Enthusiasmus erfreut, und gern geht man auf die Vorschläge und auf die Vor-

stellungen ein, womit er zum schönen Ziele hinweist. Er irrt aber, wenn er glaubt, daß bis jetzt noch nicht von vorübenden Bildungsanstalten und Kunstschulen die Rede gewesen sey. Wie oft und wie viel ist schon darüber gesprochen und geschrieben! Man hüte sich nur, wenn man solche Institute errichtet, daß nicht ein eitles Declamiren, Accentuiren und Gesticuliren daraus hervorgehe. *)

Sehr viel rechnet der Verfasser auf die Freiheit, die man den Schauspielern zur selbstständigen Entwickelung ihres Talents und zu ihrer gegenseitigen Bildung einräumen soll. Die Direction soll nicht gewaltsam auf sie einwirken, sie sollen sich ihre eigene Constitution

*) Für einen Staat oder sonst für eine Gemeinschaft, die eine solche Kunstschule errichten wollten, würde daraus gewiß Nachtheil entstehen. Die talentvollsten Lehrlinge würden später oder früher, durch vortheilhaftere Bedingungen gelockt, anders wohin ziehen und die mittelmäßigen und wenig brauchbaren wollten — versorgt werden.

D. H.

geben, ihre Gesetze sollen ein gemeinsames Uebereinkommen seyn, dem sie sich aus eigenem Antriebe verpflichten. Den großen Rollenwechsel tadelt er mit Recht; aber soll der Director dem Schauspieler gar keine Rolle aufzwingen dürfen? Wer soll denn die schlechten Charactere, die glanzlosen, die undankbaren Rollen übernehmen, auf die vielleicht doch sehr viel ankommt. Jeder äußere Zwang hemmt das innere Leben, sagt der Verfasser. Wie der Baum freiwillig zu einer Laube sich wölbt, meint er, wie die Blume ihren Kelch bildet, die Vögel aus freier Luft, in allen grünen Büschen und Hecken ihre Weisen singen, so erschafft auch der höhere Mensch, der Künstler, aus der geheimsten Tiefe seines Innern u. s. w. Immerhin! wenn ein einzelner Künstler schon das ganze Kunstwerk geben oder einer alle Rollen zugleich spielen könnte, dann möchte wohl ein Schauspieler wie ein Baum sich ausbreiten dürfen; aber soll ein Ganzes, das aus so vielen einzelnen Theilen besteht, zu Stande kommen, dann wird doch schon im Einzelnen etwas Zwang statt finden müssen. — Auch

der Regisseur soll nach seiner Ansicht nicht zu viel Gewalt ausüben. Er sagt von den Leseproben: „der Regisseur mag hier schon im Geist der Schauspieler die theatralische Darstellung vorbereiten, auf die Sphäre des Gedichts und die theatralische Grundform, welche durch sie bedungen wird, hinweisen. Diese Einwirkung soll nicht einen freiern Austausch der Ansichten und Gefühle ausschließen, denn nur durch ein allgemeines mitthätiges Eindringen in den dramatischen Stoff und seine Foderungen an die Bühne wird eine Einheit in der nachfolgenden Darstellung möglich.“ Eine solche gegenseitige Mittheilung wird gewiß sehr heilsam seyn; aber wie nun, wenn sie in ihren Ansichten *) nicht

*) Wie viele Mitglieder einer Gesellschaft haben wohl eine solche eigene und allgemeine Ansicht? wie viele würden unbestechlich genug seyn, nicht die ihnen zukommende Rolle für den Gesichtspunkt, aus welchem alles zu betrachten, anzusehen?

D. H.

eins werden können, und zugleich zwischen dem, was jeder möchte und was jeder soll, noch ein Unterschied bleibt, wird alsdann nicht doch zuletzt einer darüber gebietend entscheiden müssen? Da das Drama als ein Ganzes aufgefaßt seyn will, so wird es schon nicht räthlich seyn, jedem gleich seine Rolle zum Vorlesen in die Hand zu geben. Denn so muß schon ein Verschiedenes hervorgehen, je nachdem sich ein jeder die Sache denkt oder gedacht hat. Diese verschiedene Auffassung wegzuschaffen und auszugleichen, ist dann schon eine große Mühe. Vor allen muß der Regisseur, oder der Director ihnen den Ton angeben, woraus das Ganze spielt, und dem gemäß muß er ihnen auch das Drama selbst vorlesen, und zwar im Geist des Dichters. Die erste Auffassung muß durchaus eine innere, dichterische seyn. Wird diese verfehlt, dann vergrößern sich die Fehler bei der Darstellung mit jedem Schritte. Deshalb muß die erste Leitung und Richtung durchaus von einem dichterischen Geiste ausgehen, mag dieser nun im Directorim, Regisseur stecken oder selbst für einen Dichter gelten. Deshalb haben

sich auch immer die Theater ausgezeichnet, die unter einer solchen Anleitung, unter einem Göthe, Lessing, Schröder, Engel u. s. w. standen. Und ohne eine solche Anleitung spielen alle Theater Deutschlands aufs Geradewohl. Die reichsten Städte können es mit allem Gelde nicht zwingen, ein gutes Theater zu haben, wenn ihnen die Hauptsache, der leitende Geist, fehlt. Wenn sie auch berühmte, theure Schauspieler berufen und damit ein gewisses Aufsehen gewinnen — woher soll ein harmonisches Mitwirken der übrigen, woher soll ein Zusammenspiel kommen, wenn schon in der ersten Auffassung gefehlt ist, und diese ihren Ursprung in so verschiedenen Köpfen genommen hat! — Die erste Anleitung durch einen Einzigen dünkt uns weit sicherer als das gemeinsame Besprechen der Schauspieler, wovon der Verfasser so viel erwartet. Wenn nicht schon die richtige Einsicht unter ihnen vorhanden ist, so wird dem Uebel nicht abgeholfen, wenn viele ihre Irrthümer zusammentragen; ja der eigene Vortheil, den jeder von seiner Rolle zu ziehen gedenkt, verhindert sie

schon, das Beste zu sagen. Weil jeder sich für das Ganze aufopfern muß, so sucht er auch so viel zu seinem persönlichen Vortheil davon habhaft zu werden, als er kann. Und wer mag ihm dies auch menschlicher Weise verdenken! Es wird nicht leicht ein Schauspieler gefunden werden, der mehr Liebe, mehr Eifer für die Darstellung des ganzen Stücks hätte, als für seine Rolle!

Auf eine löbliche Weise sucht der Verfasser diesem entgegen zu arbeiten, indem er eine Gesellschaft schildert, worin sich die Schauspieler ihre Urtheile und Ansichten von der Kunst in schriftlichen Aufsätzen einander mittheilen oder sie dem Director vorlegen. Ja es hat sogar dergleichen schon gegeben, wie der Verfasser aus Reichhards Almanach für die deutsche Bühne von 1785. berichtet. „Es war bei der Schönemannschen Gesellschaft," erzählt er, „als Eckhof in das Personal eintrat, und durch seinen Geist und seine Darstellungen auf die übrigen Schauspieler zu wirken begann. Das Institut, welches sich zugleich auf die bürgerlichen Verhältnisse der Schauspieler ver-

breitete, um ihrer öffentlichen Ehre aufzuhelfen, versammelte die Gesellschaft an mehrern Tagen der Woche. Es wurden Lehrvorträge über die Kunst gehalten, die nächsten Darstellungen besprochen, und einzelne durchgeführte Rollen beurtheilt. Nachher war bei dem Manheimer Theater zu Ifflands Zeit eine ähnliche Anstalt. Die Zusammenkünfte fanden unter dem Vorsitze des Intendanten Statt, es wurden dramaturgische Aufsätze vorgelesen, und jeder Schauspieler hatte gleichen Antheil am Gespräch über äußere Rechte und Verhältnisse der Mitglieder (!), und über Einrichtungen im innern Wesen der Bühne. Größere Anfragen und Foderungen wurden schriftlich eingereicht, ein Secretair führte das Protocoll über eingegangene Beiträge und mündliche Streitigkeiten, jeder Schauspieler war berechtigt, dasselbe nachzulesen, ehe es zum Druck gelangte."

Herrlich! das verdient Nachahmung, Erneuerung; von solchen Vereinen könnte man sich gewiß etwas Gutes versprechen, wenn anders in der neuern Zeit und im Zeitgeschmack nicht schon etwas Verderbliches liegt.



„Damals war,“ fährt der Verfasser fort, „nicht allein ein äußeres Mitwirken zum Flor der Bühnen, wie jetzt, sondern ein inneres Blühen, Wachsen und Treiben der Kunst, welches das ganze Volk durchdrang. An einer allgemeinen aufrichtigen Liebe kann eine Kraft sich erwärmen; sie fühlt sich durch sie getragen und emporgehoben, und kann, durch ihre Fülle befruchtet, reifen und tüchtig werden. Daher sehen wir in dieser Zeit die meisten bedeutenden Schauspieler auftreten, und die Bühne auf einem breitern und sichern Grunde ruhen.“

Es ist betrübt, dies zu hören; doch darf man wohl mit der Phantasie nicht zu weit zurückgehen, da in jener Zeit des Aufblühens doch eine ganz eigene, äußerlich zu sehr nach Bedeutung strebende Spielart auf der deutschen Bühne soll geherrscht haben. Reifer scheint die Zeit von Fleck und der Bethmann.

Staunen aber müssen wir, vom Verfasser zu vernehmen, daß gerade Göthe das Fortschreiten der Schauspielkunst soll verhindert haben.

„Göthe hat versucht“ — so beginnt er seine Anklage — „einen Styl für die höhere Tragödie zu erfinden, und unter den Schauspielern zu verbreiten. Allein seine Bemühungen sind ohne den rechten erfreulichen Erfolg geblieben. (Desto schlimmer für andere Theater, die so meisterhafte Darstellungen entbehren müssen, wie sie Weimar unter Schiller und Göthe sah!) Sie haben freilich im Schauspieler und im Volk den Sinn für die plastische Schönheit angeregt. (Der Verfasser nennt hier die Händel-Schütz, die aber mit Göthe in gar keiner Verbindung steht, und deren Attitüden historisch eher noch von der Lady Hamilton herzuleiten sind.) Sie haben Mißbräuche roher und gemeiner Art von der Bühne verdrängt, und ihre Darstellungen mit dem anmuthigen Schein eines höhern Anstandes umgeben. Inzwischen haben sie der theatralischen Kunst mehr geschadet als genützt. (Unwahr schon deshalb, weil andere Bühnen von diesem tragischen Styl bis jetzt noch wenig abbekommen haben, und nur einzelne Schauspieler damit glänzen.) Die Kunst soll, wie jedes andere



organische Wesen, einen natürlichen aus ihren eigenen Keimen emporstrebenden Wachsthum haben, und ihre Bildung und Reife kann nicht durch den Einfluß eines Einzelnen (?) auf eine gewaltsam willkührliche Weise (?) übereilt werden. (Warum soll die richtige Einsicht und Anleitung nicht auch von einem Einzigen ausgehen können, besonders, da es hier das Zusammenwirken vieler einzelnen Theile betrifft?) Wir finden von Göthe zwar unordentliche, doch frische und wahrhaft großartige Anfänge einer tragischen Bühnen-Kunst in Deutschland, und es fragt sich, ob sich nicht ohne seine Dazwischenkunft aus ihnen dieselbe Blüthe der Kunst organisch entwickelt haben würde, die sich in seiner Schule, aber nur als eine künstliche und todte Scheinblüthe darstellt. (Wenn er seinen Personen nicht immer den lebendigen Odem hat einblasen und sie durch und durch mit dem rechten Feuer der höchsten Poesie hat beleben können, so war das gewiß nicht seine Schuld. Er hatte nicht lauter Genies vor sich, und immerfort viel mit Anfängern zu thun, bei denen man anfangs schon

froh seyn mußte, wenn sie nur nicht unrichtig sprachen, nicht unrichtig spielten, so daß sie wenigstens das Ganze nicht störten, ja zur Harmonie desselben noch beitrugen, indem sie doch durch ihre Haltung das Rechte zu erkennen gaben und den Zuschauer veranlaßten, sich in ihnen das, was gemeint war, vorzustellen. Fast alles auf der Bühne kommt auf das Ganze an, wenn man wirklich ein Kunstwerk genießen und sich nicht blos an Einzelnheiten ergötzen will. Der Schauspieler wird seinem natürlichen Interesse nach immer lieber auf das Einzelne, auf seine eigene Rolle, ja auf einzelne Momente derselben gehen, und sich lieber hervorheben, als in die Masse verschmelzen wollen. Dem muß der Director — so kräftig als möglich — entgegenwirken; bei der Anordnung eines so künstlichen, vieltheiligen Werks darf, soll und muß er den strengsten Gehorsam fordern.) Der deutsche Geist ist immer mehr mit dem Gegenstande, als mit seinem Ausdruck und seiner äußern Vollkommenheit im Reiche der Darstellung beschäftigt. (Recht gut, wenn er darüber nur nicht auch

die Darstellung selbst vergißt, die bei einer Kunst, die eine Idee vergegenwärtigen soll, doch die Hauptsache bleibt.) Der deutsche Künstler vertieft sich, so oft er etwas aus sich erschaffen will, bis auf den Abgrund der Idee, und breitet sie ins Mannichfaltige und Unendliche (?) aus, bis sie sich über jede Kunstbegrenzung (?) hinaus erweitert hat, und sich nicht mehr in schönen Formen sammeln läßt. (Das mag er innerlich mit seinem Gefühl, mit seiner Phantasie immerhin thun; wenn diese aber Kunst werden sollen, müssen sie sich begrenzen. Die Kunst hat es nicht mehr mit einer Idee an sich, sondern mit ihr in einer Bestimmtheit zu thun, und bei der Schauspielkunst ist dies nun ganz und gar der Fall.) Er trägt eine heilige Scheu, das Unermeßliche verengern und umschreiben zu wollen, und in irgend einem irdischen Bilde zu consolidiren. (Hilft nichts! Es wird doch geschehen müssen, wenn der deutsche Geist nicht in Phantasien verflattern und in eine grundlose Tiefe sich verlieren soll.) Es wird daher das ruhige Verweilen, Durchdringen und

Erschaffen der Kunst im Unendlichen bei uns schon dadurch gefährdet, wenn ein einzelnes unter den Schauspielern hervorstrahlendes Talent aus einem eigenthümlichen Drange auf einmal (?) die Schönheit der Formen sucht, und in seinen Werken verwirklicht. (Auf die Schönheit der Formen muß der Schauspieler immer bedacht seyn, und zwar, in so fern sie ein Ausdruck der Mehrheit sind. In der Kunst stehen Schönheit und Wahrheit in keinem Widerspruch.) Aber daran wird die Kunst gewiß untergehen, wenn ein Bühnenlehrer seinen Schauspielern ein fertiges Kleid zuschneidet, das sie ihren Empfindungen wie einen Schnürleib anlegen müssen, und das zu einer toga virilis des Schauspielers in seiner Kunst gemacht wird. (So ist es aber auch nicht gemeint. Das äußerlich Erhabene, ob es gleich seine allgemeinen Gesetze hat, kann und soll nur ein Ausdruck des innerlich Erhabenen seyn, wie es im Geiste der Poesie wohnt. Darin muß sich die Phantasie des Schauspielers versetzen, und kann er es nicht, so darf und soll er doch nicht etwas Anderes dafür

geben. Kostet es auch Zwang, er muß sich stellen und verstellen, so gut es gehn will.) Göthe's meiste Schüler erscheinen in ihren Darstellungen wie zu Bildsäulen erstarrte Menschen (!!!), an denen zwar eine wohlthuende Schönheit des Aeußern empfunden, doch das innere in die Erscheinung hinauswirkende freie Leben vermißt wird. (Man sieht, daß der Verfasser Göthe's Schule nicht gehörig kennt. Vielleicht ist ihm greade ein kaltes Naturell vorgekommen, das er mit der Plastik selbst verwechselt. Nein! je größer das innere regsame Leben ist, desto schöner kann sich diese Kunst daran bewähren. Es müssen erst flammende Gefühle und Leidenschaften vorhanden seyn, wenn der Geist sie beherrschen soll. Diese Kraft des Geistes, die das Erhabene schafft, erscheint gerade um so mächtiger, je höher sie die Affecte tragen. Und die Weimarsche Bühne ist es, wo die größten, die vollkommensten Trauerspiele mit einer Begeisterung, mit einem Feuer poetischer Beredtsamkeit und mit einem volltönenden Wohlklang gegeben werden, daß dagegen die tragischen Darstellungen auf den

meisten andern Bühnen wie verlegene Fremde sich ausnehmen, die mit prosaischem Geist in den Versen umherirren und zu keinem vollen, freudigen Daseyn gelangen können. Höchstens ragt hier ein Held hervor, der den rechten tragischen Ton erfaßt hat, die übrigen lassen die liebe Natur walten, welche in Abstufungen, den einen um ein Achtel, den andern um ein Viertel, vom Boden emporhebt, so daß das Stück immer in verschiedenen Sphären spielt. — Oder soll man dem chaotischen Treiben und Wüthen das Wort reden, um nur regsamer zu erscheinen und durch Uebereinstimmung nicht an Eintönigkeit zu erinnern? Lieber dieser Gefahr sich ausgesetzt, die mit der Harmonie eines Kunstwerkes noch eher zusammentrifft, als jene natürliche Rohheit!) Style und Methoden der Kunst, welche ohne das innere Leben zu erdrücken sinnlich vollendet seyn sollen, werden sich so wenig aus der persönlichen Mittheilung eines Meisters, als aus einem einzelnen selbstthätigen Vorbilde, sondern nur aus einer gemeinschaftlichen Neigung (?) und Ueberzeugung der Schauspieler erzeugen. (Recht gut, wenn

es dazu kommt — es ist das Höchste, das Wünschenswertheste —, aber man kann nicht immer darauf warten.) Und diese gemeinschaftliche Liebe und Kunstansicht blüht nur in einer allseitigen und innersten Berührung hervor, zu welcher neben den Bühnen errichtete Anstalten eine schöne Gelegenheit geben. Hier werden sich die Kräfte ergreifen, eine jede im allgemeinen Widerspiel zu einer tüchtigen Selbstständigkeit reifen, und doch alle zu einem aus sich selbst entwickelten und in sich selbst begründeten Ganzen werden. (Man versuche es damit!) — — — Seitdem Göthe die Schönheit der Formen eingeführt hat, ist diese, die wohl nur einen engen Bereich von Kunststoffen umfassen kann, auf Gedichte übergetragen worden, deren innere Natur dem Vorwalten der schönen Form gänzlich widerstreben. (Das kommt davon, wenn man von der bloßen Form ausgeht, ohne an ihre Bedeutung und ihren Gehalt zu denken.) Göthe's Schüler bringen in die untersten Kunstsphären das Großartige, Gehaltene und Ruhende der antiken Kunst mit sich herüber,

(sie thun Unrecht, wenn dies ohne vernünftige Anwendung geschieht) so daß sie, wenn man sie nicht auf ihrer Bühne sieht, wie verirrte Fremdlinge unter den übrigen Schauspielern dastehen. (Das Alleinstehen beweißt noch nichts gegen sie.) Dieser Mißbrauch des Plastischen (wer hat es ihnen geheißen?) rührt aus einer auffallenden Vernachlässigung des Lustspiels und anderer Arten des theatralischen Schönen auf der Weimarischen Bühne her." (So gar auffallend ist dies nicht, doch zum Theil wahr. Das plastische Princip schadet leicht der Lebhaftigkeit und der einzelnen Regsamkeit des Lustspiels, die indeß doch auch ihre Grenzen hat, welche von andern Theatern nicht selten überschritten werden. Das Plastische befördert dafür das Charakterspiel und verhindert jene Oberflächlichkeit, die sich nur in Worten abjagt, und wird sie begünstigt, auch die Dichter immer mehr in das Gebiet der bloßen Scherzspiele verlockt. Uebrigens hat man beim Lustspiele noch nicht an Grundsätze und Grundformen gedacht, und alle Bühnen naturalisiren mit verschiedenem Glück,

weshalb jedes Stück auch fast auf jeder Bühne verschieden ausfällt.)

Wenn der Verfasser einmal Grundformen verlangt, warum will er die plastische, die auf ausdrucksvolle Schönheit geht, verwerfen, warum sie nicht als allgemein gültig anerkennen, da sie doch schon so herrliche Wirkungen hervorgebracht hat? *) Sie muß Gesetz für die Schauspielkunst seyn, da diese es einmal mit Darstellung, mit Erscheinung, mit Form und Gestalt zu thun hat. Besonders sagt sie dem Tragischen zu, weil hier jede Bewegung bedeutend und wichtig ist, und über

---

*) Man darf nur Wallensteins Lager anführen. Aeußere Anordnung, Gruppirung, Volksregsamkeit, charakteristisches Betragen und Redeschwung griffen in Weimar so plastisch-lebendig in einander, daß das Stück auf den meisten andern Theatern wie todt dagegen aussah. Vor 1806. wurde es so oft gegeben, daß es fast jeder Zuschauer auswendig konnte. Die Darstellung war hinreißend.

D. V.

das Ganze eine Würde sich verbreiten soll, wie es das Erhabene mit sich bringt. Schon von außen her giebt sie heilsame Gesetze und verhindert das Stöhrende und Bedeutungslose. So muß der Raum zu dem, was dargestellt werden soll, und umgekehrt dieses zum Raum in Verhältniß stehen, damit ein wohlgefälliges Bild herauskomme, das ansprechend zur Sache dient. Ein zu großer Raum nimmt sich übel aus zu den Personen, die darin handeln; die Dekoration darf nicht zu sehr in die Wirklichkeit übergehen, nicht für sich allein Ansprüche machen. Beides zerstreut und zieht die Aufmerksamkeit von der Handlung ab. Die äußere Anordnung muß andeutend, symbolisch seyn, die Phantasie anregen, und das Entferntere ahnen lassen, ohne es selbst mit einschließen zu wollen. Volk und Heerschaar muß nur einen Theil von der Masse zeigen, die man sich zu denken hat; so entsteht in der Phantasie ein weit größeres Bild, als wenn man sich mit der Gegenwart befriedigen soll. Ein größeres Theater erfordert größere Chöre, nicht allein um des Verhältnisses willen, sondern auch,

um, wo es nöthig ist, durch keine Lücke die Vorstellung von einer Fortsetzung zu unterbrechen. — Und auch die einzelnen Personen haben zunächst das Theater als den Rahmen eines Bildes zu betrachten, worauf sie — nach äußern und innern Zwecken — wohlgeordnet erscheinen sollen. So dürfen sie weder den Coulissen, noch sich selbst einander zu nahe stehen, sich nicht ohne Noth die Hand reichen und sich befassen, wie es die Schauspieler gern thun. Die Würde bringt es mit sich, aus einer gewissen Entfernung zu sprechen. Dies allein schon hebt die gewöhnliche Conversation auf; die Rede wird wichtiger und bedeutsamer, die Person erscheint selbstständiger, der Geist, sich selbst beherrschend, vertraut seinen Wirkungen; das Aeußere des Handelnden soll nur Ausdruck seines Innern seyn, Ton und Bewegung schließt sich bedeutsam seinen Affecten an; die Seele ist es, die aus ihm spricht, die den Mithandelnden bewegen und erschüttern, nicht der Körper, der in ungemessenen Bewegungen körperlich auf ihn wirken will. So erfordert es das Erhabene, das sich selbst schon das

plastische Gesetz giebt. Seelenlose Kälte ist hier gar nicht an ihrer Stelle. Je größer die Glut und das innere Feuer hervorbricht, desto wichtiger erscheint die Person, die darüber herrscht. Ja, der Affect, die Leidenschaft darf um so mächtiger, um so drohender, um so furchtbarer heraufstürmen, als sie Tiefe und Fülle der Seele und Kraft des Geistes verräth. Immer auf das Innere soll das äußere Leben hinweisen, von innen heraus Haltung und Gebehrde Bedeutung bekommen; im Uebermaaß verwischt eine Bewegung die andere und ein Geschrei übertönt das andere. Innere Kraft und Würde sichert den Schauspieler vor eiteln Gesticulationen und leeren Declamationen. So sehen wir eins aus dem andern folgen. Wer einmal in den Begriff des Erhabenen eingeht, der kann schon nicht mehr umhin, eine Menge von Fehlern abzulegen, womit andre sich plagen. — Meint man nun, daß Göthe diese Methode (die man kaum noch Methode nennen kann,) zu steif, zu kalt, zu strenge gehalten habe, — gut, so wende man sie auf eine leichtere, lebhaftere

Weise an. Der Grundsatz bleibt derselbe. — Wenn man sich jetzt schon von der Weimarschen Schule so wunderbare Vorstellungen macht, was wird es nicht in der Folge werden! Noch lebt derselbe Geist auf der Weimarschen Bühne, noch gelingen einzelne tragische Darstellungen in solcher Vollkommenheit, wie man sie in ganz Deutschland nicht sehen kann. Diese Kunst — soll sie verkannt werden, soll sie untergehen? — Noch ist es Zeit. Noch spricht der Beweis. Man komme und sehe!

V.

Miscellen.

Die Grabmäler.

Auf vaterländischem Boden aufgefunden

von

Luise Brachmann.

Ein heiliger Schauer, eine tiefe, andachtsvolle Rührung ergreift uns stets, wenn wir der Stäte nahen, wo die irdische Hülle edler Menschen vergeht; aber Begeistrung wird diese Rührung, wenn wir vernehmen, daß sie sich selbst dem Tode weihten, von irgend einem Lichtblitz hoher Tugend entzündet, von einem stärkern, himmelentstammten Triebe fortgerissen, als die Liebe für eignes Leben und Glück ist.

Für welche Sache sie sich opferten, welcher Meinung sie zugethan waren, gilt gleich

vor dem Auge des allsehenden, ewigen Richters, der dort über den Sternen Irrthum von Wahrheit trennt, und unbestochen über Grund und Folgen richtet. Nur wie ein edles Gemüth seinen Aufflug nach oben nahm, kann die Aufmerksamkeit der bewundernden Nachwelt reizen.

Wenn die alte Geschichte reich an Beispielen großmüthiger Aufopferung ist; wenn sie dort gleich den Sternen durch das Dunkel der Zeiten zu uns herüber glänzen; so bietet auch die Geschichte neuerer Tage nicht minder manches erhebende Bild; und manches edle Herz ruht ungekannt unter der Erde, das wohl der Feder eines vaterländischen Schriftstellers würdigen Stoff darböte. Mögen einige derselben ihr Denkmal in diesen Blättern finden!

1.

Sachsentreue.

In der Kirche von Lindenhain, im sächsischen Churkreise am Ufer der Elbe, sieht man noch das Grabmal eines edeln Kriegers, der

sein Leben der Treue für seinen Herrn geopfert hat.

Nie werde ich der rührenden Stunde vergessen, wo ich auf einer Reise durch jene Gegenden sein einsames Grab erblickte. Es war ein sehr früher heitrer, aber winterlich kalter Morgen im späten Herbste; der Reif lag auf den Bäumen um das Dorf und um die stille Kirche, auf den ehrwürdigen Linden, von denen das Dorf seinen Namen hat. Die Sonne begann nur eben durch den Nebel zu dringen, der weich verhüllend auf der Gegend ruhte. Der gefällige Geistliche des Orts führte mich in das verschloßne Gotteshaus, und zeigte mir das Grabmal, auf das man mich früher schon aufmerksam gemacht hatte. Es war einfach, das Geschlechtswappen des Gefallnen, mit kriegerischen Ehrenzeichen umgeben. Eine Schrift darunter nannte seinen Namen, Otto, Heinrich von Egidy, Oberster eines sächsischen Regiments, und das Jahr seines Todes 1702., wo er in einem mörderischen Ueberfall geblieben war.

Während wir auf dieser ernsten Stäte verweilt hatten, war es lebendig unter den Menschen geworden, und das Geräusch des alltäglichen Treibens regte sich rings umher. Aber als wir zurückgingen über den einsamen Gottesacker, und nun so zwischen den sterbenden, bereiften Gräsern hinwandelten, da sah ich wie der abnehmende Mond noch still und bleich am tageshellen Himmel stand, eben in der spätherbstlichen Zeit, wo er einen sehr hohen Stand hat. Niemand achtete seines Erscheinens; mir schien er das Bild des erblichnen Helden, der auch, vergessen von der bunten Menge, aber verklärt auf hohen Himmelsbahnen wandelt.

Mit wehmüthigem Ernst dachte ich dem auffallenden Gegensatze nach. Ein herzvoller Geschichtsforscher aus jener Gegend theilte mir die Geschichte seines Todes aus sichern Urkunden mit, so wie die nähern Umstände seines vorhergegangenen Lebens.

Heinrich von Egidy, ausgestattet mit allen Tugenden, allen Vorzügen, die einen Mann schmücken können, war Oberster der Leibwache

Augusts des Starken, Königs von Pohlen und Churfürstens von Sachsen. Noch in der Blüthe der Jahre dankte er seinen ausgezeichneten Eigenschaften diesen bedeutenden Waffengrad, so wie die achtungsvolle Liebe seines Königs, mit welchem er eine auffallende Aehnlichkeit der Gestalt besaß.

Doch hatte der Glanz des Hoflebens keinen Reiz für sein einfach biedres Gemüth. Alle Zeit, die sein Dienst ihm übrigließ, brachte er auf seinem ländlichen Stammguth Badrine zu, das jetzt wehmüthig über das öde Gehölz herüberzublicken scheint, nach der einsamen Kirche, wo die zerstückten Glieder seines ehmaligen Besitzers ruhen.

Dort auf dem friedlichen Landsitze, haußte seine liebenswürdige Gemahlin Amalie, sie, die er erst nach manchen Schwierigkeiten die Seine nannte, und die nun, so wie er, die Stille ihres häußlichen Glücks dem Leben in der Hauptstadt vorzog. Hier ungesehn vom Blick des Neides, ungestört vom Getümmel, von den rauschenden Freuden der großen Welt, lebten

sie einzig ihrer treuen Zärtlichkeit. — Eine selige aber kurze Zeit.

Jahre waren dahingegangen, ehe die Liebenden auf eine Verbindung rechnen durften, die allein ihre gleichgeschaffnen Herzen beglücken konnte; manche mühvolle Reise hatte der liebende Krieger machen müssen, hatte oft durch den angeschwollnen Strom gesetzt, um seine geliebte Amalie nur wenige Stunden, und nur unter fremden bewachenden Augen zu sehen. — „Ob uns denn je das Glück noch werden wird, einander ganz und zwanglos anzugehören?“ so fragten sie oft in der Tiefe der Brust die streng verhüllte Schicksalsmacht; Ja, kam die Antwort wieder, doch nur auf kurze Zeit.

Die Schwierigkeiten wurden geebnet, die Verwandten des Fräuleins willigten in die Wahl der Liebe, und der edle Heinrich, nicht reich an Gütern, doch an Verdienst und Ehre, führte die Langgeliebte auf sein entlegnes, väterliches Schloß. Auch jetzt mußte er noch die Stunden erkaufen, die er in Amaliens Armen zubringen durfte; alle Zeit, welche ihm sein Dienst

übrig ließ, wandte er dazu an, aus der Haupt-stadt in die Wohnung seiner verschwiegnen häuslichen Seligkeit zu eilen; noch oft ward die Nacht durchreist, noch oft, wie ehmals auf muthigem Roß, der breitfluthende Muldenstrom durchsetzt, und die glückliche Gattin mußte gerührt die Liebe des Gemahls erhöhter finden, als einst die des Freiers.

An einem schönen, milden Septemberabende stand sie auch, den Geliebten erwartend, am Fenster ihres Zimmers. Sie verglich die gegenwärtige Zeit mit der vergangnen, wo sie ihn auch so mit den Schwierigkeiten hatte ringen sehen, und sie pries ihr Geschick, das ihr jetzt vergönnte, so treue Liebesproben zu vergelten. — Dennoch konnte sie eine schwermüthige Ahnung nicht unterdrücken, die immer wieder bang und düster in ihr aufstieg.

Jetzt hörte sie den wohlbekannten Hufschlag seines Rosses durch die friedliche Abendstille, und bald am Halse des Geliebten vergaß sie jede finstere Ahnung.

Allein diese kehrte zurück, als er ihr nach den ersten freudigen Begrüßungen eröffnete,

daß er dießmal nur auf wenige Stunden komme, ihr Lebewohl zu sagen, da er in den nächstfolgenden Tagen seinen König nach Pohlen begleiten müsse, dessen Gegenwart dort durch bürgerliche Unruhen nöthig werde.

Mit männlicher Festigkeit suchte er zwar den Schmerz zu bekämpfen, der auch seine muthvolle Brust beklemmte, bei dem Gedanken einer so langen und, wie er wohl wußte, so gefahrvollen Trennung, als sie ihn aber an die Wiege seines kleinen Sohnes führte, der die theuern Züge des Vaters trug, und jetzt im Schlummer lächelnd die kleinen Hände nach dem Scheidenden auszustrecken schien, als wolle er ihn flehen, ihn nicht verwaist zurückzulassen; da brach beinah die Festigkeit des edeln Kriegers; er schloß seine weinende Gattin in seine Arme, und beschwor sie in schmerzlicher Erhebung, dem Schicksal nie zu unterliegen, sondern, sein Loos möge auch fallen, wie es wolle, für sein Andenken und für seinen Sohn zu leben!

Durch Thränen schlug sie ihre schönen Augen zu ihm, und dann zum Himmel auf,

und schwur ihm feierlich, zu thun, was er verlangte. — Und beide schieden, als der Morgen aufstieg. —

Erst eine Vorstellung seines häuslichen Glücks kann ganz die Größe des Opfers zeigen, das Heinrich in der Folge brachte; es steht gleichsam als blühender Grund, auf welchem sich die Trauerfarben seiner edlen That noch kräftiger hervorheben.

Er folgte in den nächsten Tagen, treu dem Gebot der Pflicht und Ehre, seinem Herrn in das bedrohte Land.

Nicht diese allein hätte ihn zu einer solchen That begeistern können; doch wie ein reiches Herz einer weitumfassendern Liebe fähig ist, so hing er mit derselben feurigen, selbstvergessenden Innigkeit, mit der er seine Gemahlin liebte, an seinem Könige; dieser dagegen zeigte sich in seinem ganzen Betragen als Freund, nicht als Gebieter seines treuen Egidy, und die Natur selbst schien den Standesverschiednen Freundschaftsbund zu weihen durch eine wunderbare Aehnlichkeit der Gestalt zwischen dem König und dem Obersten, so daß

man in geringer Entfernung, und bei ähnlicher Kleidung sie beide leicht verwechseln konnte.

Der Weg nach Pohlen ward in Eil zurückgelegt; denn schnelle Maaßregeln erforderten die gewaltsam drängenden Gefahren. Während man sich bestrebte, dort den Frieden von Außen zu erhalten, brannte schon im Innern des Reichs die Flamme des Aufruhrs mit heimlicher, furchtbarer Macht. Die Unzufriedenheit war herrschend; man haßte den fremdentstammten Beherrscher, den Sachsenfürsten: und eine mächtige Parthei von Unzufriedenen, an deren Spitze der Starost Gemwitzky stand, hatte sich verschworen, den König in seinem Zimmer zu überfallen, und blutige Rache an ihm zu nehmen. Schon war Alles zu dem mörderischen Ueberfalle vorbereitet, als ihn ein Zufall dem treuen Sachsenobersten entdeckte.

Nur ein Wunder schien den geliebten Herrn retten zu können; allein dies Wunder war bereits in Heinrichs edlem Herzen vollbracht; mit bebender Eil trat er in das Zimmer des Königs, welcher eben an seinem Schreibtisch vertieft in seine Beschäftigung saß;

während die wüthenden Pohlen in den Vorsaal drangen und man schon das Geräusch ihrer Tritte, das wilde Klirren ihrer Schwerter hörte.

Entschlossen riß der Oberste den König von seinem Sitze empor, ihm einige Worte von der dringenden Gefahr zuflüsternd, und drängte ihn in ein Nebenzimmer, indem er ihm zurief, sich durch eine verborgne Thür nach abgelegnen Corridors zu retten.

Ueberrascht befolgte der König die so im Flug erhaltne Weisung, von deren Nothwendigkeit ihn das furchtbar nahende Getös nur zu sehr überzeugte. Er entkam glücklich durch abgelegne Gänge, wohl nicht ahnend, durch welches großmüthige Opfer sein Leben gerettet ward.

Der edle sich dem Tode weihende Heinrich, hatte indeß eilig einen Mantel des Königs um sich geworfen, und blieb wie in tiefem Sinnen am Schreibtische sitzen, als die Verschwornen die Thür aufrissen, und in überwältigender Anzahl, womit sie schon vorher die Wachen entwaffnet hatten, auf das vermeint-

liche Opfer ihrer Rache eindrangen. Ihre funkelnden, hochgeschwungnen Schwerter waren Blitze, ihre Donnerstimmen schmetterten in die Ohren des Todgeweihten, und so in einem Gewittertoben, weit schrecklicher, als das der Elemente, mußte eins der edelsten Leben untergehen. Er sank, niedergehauen von den mördrischen Klingen, die nur, rauchend von seinem Blute, in die Scheiden kehrten. Zu spät entdeckten die Empörer ihren Irrthum. Der König befand sich in voller Sicherheit; die Seele des Geopferten war noch zu einer sichrern, seligen Freistatt geflohen.

Wie die harrende, trauernde Gemahlin die tödtliche Kunde empfing, bedarf es der Worte? Der treue Hund des Getödteten, der nach dem Tode seines Herrn des weiten Wegs zu ihr zurückkehrte, soll ihr die erste Botschaft gebracht haben. Doch heldenmüthig hat sie den Schwur erfüllt, den sie ihrem Geliebten in der Stunde des Abschieds gethan, hat den furchtbaren Schmerz bekämpft in zärtlicher Muttertreue für seinen Sohn und das Andenken des verklärten Geliebten gefeiert.

Welchen Ersatz konnte ihr der erhabene Gerettete geben? Ein kleines Gehölz in der Gegend jenes Stammguthes, das noch heut den Namen des Gnadenholzes trägt, war ein nur schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit; die einzige Linderung, die er ihrem zerrißnen Herzen bieten konnte, war, daß er die zusammengehauenen Glieder seines großmüthigen Retters in die Heimath führen, und ihnen an der Seite seiner Väter jenes rühmliche Denkmal errichten ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bittschrift.

Folgende Bittschrift ward vor Kurzem dem jungen Herzog von B. . übersandt. Ihr Verfasser war Gefangener auf dem festen Bergschlosse K. . . . und hatte vor 6 Jahren, als Hofjäger bei dem verstorbenen Fürsten angestellt, einen fremden Edelmann, Wilhelm von D. . . ermordet. Ueber die eigentlichen Triebfedern dieses Verbrechens, das von verwickelten Umständen begleitet gewesen seyn soll, konnte man nie ins Reine kommen; nur so viel ist gewiß, daß Liebe zu einem schönen und edlen Mädchen, worin sich Beide begegneten, die Grundursache zu der bösen That wurde. — Auch sagt man, der Ausländer sey so eben im Begriff gewesen, sich nicht nur gänzlich zurückzuziehen, sondern auch durch eine edelmüthige Unterstützung den Bund der Liebenden zu befördern, als der Falkonier, von Verläumdung und Irrthum angehetzt, seinen Wohlthäter eines Abends im Gebüsch überfiel und ihm im

Handgemenge das Leben raubte. — Der Verbrecher entfloh, kehrte aber bald zurück, stellte sich freiwillig den Gerichten und ward, nicht wie man vermuthete zum Tode, sondern zu ewigem Gefängniß verurtheilt.

Das Mädchen, um derentwillen Alles dies geschah, fiel in Melancholie, in der sie zwar fortlebte, aber ohne klares Bewußtseyn, mit völlig zerstörtem Geist. — Sey dem, wie ihm wolle; nachstehende Bittschrift, aus der ein tiefgebrochnes Gemüth und ein, in solchen Schreiben ungewöhnlicher Styl spricht, wird hoffentlich Mitleid und Interesse erregen, und wer könnte es wagen, den Fürsten zu tadeln, daß er sich durch sie zu einer Nachsicht hinreißen ließ, die freilich nicht ganz justizmäßig genannt werden darf! — Wir enthalten uns alles Urtheils und schreiben bloß wörtlich her, was uns zu Augen kam. Die Bittschrift lautet aber also:

Gnädigster Herzog und Herr!

Nachdem Ew. Durchlaucht den Fürstenstuhl Ihrer Väter vor Kurzem bestiegen und die

Zügel der Regierung selbst ergriffen haben, wird es Ihrem Herzen Bedürfniß seyn, Werke des Wohlthuns und der Gnade zu vollbringen. Diese Hoffnung ist es, die ein Unglücklicher als letzte Zuflucht ergreift, sich aus einem trostlosen Schicksal zu retten, und die ihn so kühn macht, gegenwärtige unterthänige Supplik an seinen Fürsten zu richten. — Daß sie ein offnes Ohr bei Ihm finde, wage ich voraussetzen zu dürfen; denn Sie hörten ja von jeher den niedrigsten Unterthanen Ihres hochseligen Herrn Vaters liebreich an. Ob sie aber ihren Zweck erreiche, das steht beim allmächtigen Gott, der die Herzen der Menschen lenkt und das Ihrige, mein Fürst, gnädig und mild für mich stimmen möge!

Ich bin jener Mörder des unglücklichen von D.., dessen traurige Geschichte Ew. Durchlaucht kennen. Ein Schreckbild der Menschheit und ein Abscheu meiner selbst, wozu mich die entsetzliche That stempelte, wage ich es dennoch meinen Fürsten an jenes Knäuel trugvoller Irrthümer und unglückseliger Verzweigungen zu erinnern, die mich in ein so tiefes

Verderben hinabrissen. Ich war nicht zum Verbrecher geboren; meine Triebe, von Natur sanft, leiteten mich meist auf den rechten Weg; mein Herz freuete sich am Guten und war leicht für das Schöne und Edle gewonnen; aber Leidenschaften fingen an, mich zu beherrschen und trieben mein Fühlen und Denken aus dem gewöhnlichen Kreis ruhiger Fläche hinaus, meine Seele zitterte zwischen wilden Stürmen, bis sie endlich in Einem unterging. An mir, mein Fürst, ward der Fluch bewährt, daß es unheilbringende finstere Mächte giebt, die den verblendeten Menschen an den Rand eines Abgrundes führen, ihn lachend hinabstürzen und dann erst die Binde von seinen Augen nehmen, daß er die Tiefe seines Falles erkenne.

Indem ich meinen Schmerz in dem Blute eines Mannes kühlte, der mir das Liebste auf Erden zu rauben schien, indem ich meinen Freund, meinen Wohlthäter mordete, das edelste Leben zerstörte, stürzte ich in den Abgrund; der Himmel verließ mich und die Hölle jubelte mir entgegen. — Die Augen gingen mir auf, aber mein Bewußtseyn schmolz in eine einzige

unsägliche Qual zusammen, meine Seele starb bis auf ein Gefühl, hinter mir versanken Himmel und Erde, und nur das Gespenst meiner That blieb lebendig und jagte und verfolgte mich, und drückte mich an sich mit glühenden Armen.

So hatte ich mir mein friedliches Daseyn vergiftet; ich sehnte mich nach dem Tode wie nach einem rettenden Freund, und stellte mich freiwillig pen Gerichten. Durch mein Blut hoffte ich die Gottheit, die Welt und vor Allem, die zürnende Stimme in mir, doch in Etwas zu versöhnen. Ich freute mich auf die Stunde der Büßung; in ihrem Vorgefühl lebte mein zerrißnes Herz wieder auf, und seine heiße Qual ward milder.

Aber wehe! ich wurde nicht zum Tode verurtheilt, ein grausames Erbarmen mißgönnte mir den letzten Trost nach dem ich durstete. In Erwägung einiger früheren Verdienste, eines ehmahligen rechtschaffnen Wandels, ließen mir meine Richter das arme Leben und verdammten mich zu einem ewigen Kerker. Man sparte mich einem Daseyn auf, das dem Schuldlosen

schrecklich, aber dem Verbrecher furchtbarer ist als Alles; man sperrte mich in vier enge Wände, man nahm mir Geschäfte, Bewegung, Luft und Licht und ließ mich allein — mit meinem Bewußtseyn allein!

O wüßtet Ihr Fürsten und Richter, wie es dem Schuldigen im Kerker zu Muthe ist, könntet Ihr es fühlen, was er empfindet in seinen einsamen Mauern, die ihn schroff und mitleidslos anstarren und ihm seine Klagen in höhnendem Echo zurückwerfen; Ihr würdet den Menschen, Euren Bruder, nicht zu so heilloser Qual verdammen! — Wie groß sein Verbrechen sey, er büßt es furchtbarer ab. Wähnt nicht, daß die Zeit ihm Linderung giebt, an ihm kriecht sie hin wie mit gebrochnem Fluge, ihm dehnt sie die Secunden endlos aus und mit dem Pulsschlag einer jeden taucht sie einen spitzern Dolch in seine blutende Brust. —

Nicht die Zeit nur die bunten wechselnden Begegnisse des Lebens in ihr, sind ein Grab für den Schmerz; sie nehmen jede Erinnerung langsam mit fort und wischen sie blässer und blässer in der Seele des Menschen, bei dem

armen Gefangenen ist das anders! In seinen Mauern hat ja das Leben aufgehört, Alles um ihn her ist todt und still, Alles hat ihn verlassen, nur nicht die Hölle, der ihn seine That überlieferte und die ihn immer heißer und heißer ergreift! Was frommt es ihm, daß er nach Hülfe ruft, nach einem einzigen menschlichen Trost? seine Brüder haben ihn verstoßen und schweigen, er weint zum Himmel auf; aber die zürnende Gottheit hat keinen Engel für den Frevler, und so bleibt ihm nichts, als die Verzweiflung und sein zerstörtes Selbst!

O mein Fürst! wenden Sie Ihr Auge nur Einmal von dem Schimmer des Lebens hinweg, der Sie in glücklicher Fülle umfließt und blicken Sie in den Jammer des Gefangenen hinab. Denken Sie Sich ein kleines enges Stübchen, tief unter der Erde, in den Kasematten dieses Schlosses — ohne Licht, ohne frische Luft, schwitzend von mephitischen Dünsten, die unaufhörlich dem faulen Boden entsteigen und an den Mauern in giftigen Tropfen wieder herabfallen — ungeheure Riegel vor der eisernen Thür, an denen die aufkochende, brau-

sende Freiheit rüttelt und in Verzweiflung ab-
läßt . . . darinn eine Greisengestalt in Lum-
pen auf dem Boden, den Tod im verfallnen
Antlitz und in den erloschnen Augen — Den-
ken Sie Sich das und Sie haben mein Bild!

Dieser Elende ist der stolze Falkonier
Ihres hochseligen Herrn Vaters, ist der Wol-
fram, der Sie, junger Fürst, oft auf seinen
Armen getragen hat, Ihnen manche Jagdge-
schichte erzählte und die schönen königlichen
Falken oft zu Ihrer Freude aufsteigen ließ in
die Lüfte. Diese Jammergestalt, die Ihr Er-
barmen erregt, bin ich! — Derselbe kühne
gewaltige Jäger, der einst den alten Fürsten,
Ihren Vater, aus dem Gehörn eines angeschoß-
nen Hirsches rettete. O meine Richter haben's
erreicht; ich schade Niemanden mehr! Sie
haben der Pflanze Licht und Sonne entzogen
und sie langsam verschmachten lassen! Ich bin
verschmachtet in Kerkernacht; meine Seele und
mein Leib sind verwelkt; ich bin nur noch mein
Schatten!

Jetzt, mein Fürst, lassen Sie mich noch
Einmal die göttliche Freiheit kosten!

Ich morde Keinen mehr! Nur noch Einmal möchte ich die Natur sehen und die, die ich geliebt habe im Glück und im Schmerz! Oeffnen Sie meinen Kerker, ich bin bestraft genug! O die letzte schmerzliche Wonne dieses Lebens versagen Sie mir nicht!

Lassen Sie mich Abschied nehmen von meiner Mutter, der Natur; ich fühle es an einem innern Drange, sie ruft ihren Sohn zur letzten Umarmung. Die Fluren, die Wälder, die Ströme der balsamischen Luft, das liebe, göttliche Sonnenlicht — Alles, Alles ruft mich mit so befreundeten Stimmen zu sich hinaus! Alexis! erinnern Sie Sich Ihrer Kindheit noch? Wissen Sie wohl, wie oft Sie als wilder kleiner Knabe an dem Jäger Wolfram emporsprangen, daß er Sie mit hinausnehmen möge in den dunklen schönen Wald, wo die großen Bäume so rauschten? O mein Alexis, was rauschten die Bäume, was flüsterten die Lüfte in einander, was war es für eine holde Sprache, nach der sich das kindliche Herz so sehnte?

Wenn Sie diese Stimme noch hören, wenn das Leben dies innere zarte Ohr Ihres Gefühls nicht übertäubte — o so wissen Sie, fürstlicher Jüngling, warum ich in meinen letzten Tagen nach Freiheit dürste. Im Tempel der Natur will ich mich hinwerfen, und von ihren Geistern getragen, soll sich mein gereinigtes Gebet zum Himmel erheben. Die Bäume, die ich erzog und liebend pflegte, die Fluren, die ich schützte, die Lüfte, die oft die Töne meines Waldhorns jubelnd trugen — sie sollen meine Fürsprecher werden und mich liebreich trösten, statt daß ich hier im Kerker verzweifle!

Wirst du, Alexis — o mein geliebter Alexis! mich erhören? Ja du wirst es. Sieh, ich flehe dich an im Namen deiner Erinnerungen, im Namen deiner schönen unglücklichen Mutter, an der dein Herz hing, die oft in den Gemächern dieses Schlosses wandelte und weinte. O in diesen Mauern sind viele Thränen geflossen! Trocknen Sie deren, so viel als Sie können, mein Fürst! verschließen Sie Ihr Ohr nie der sanften Stimme des Mitleids!

Seyn Sie stets gnädiger, als gerecht, und Sie ahmen dem Himmel nach!

Ich weiß im voraus, daß Sie der Freiheit verzeihen, mit der ich sprach. Der Jüngling haßt die steife Form, und was bedarf ihrer ein Unglücklicher, der nichts mehr zu hoffen hat, als den Tod, und der nur um einen Tropfen Balsam bittet, dessen Gewährung Ihnen so leicht wird. Ich werde mich ewig mit treuem Gehorsam nennen

meines geliebten Fürsten

unterthäniger Diener Wolfram.

Man sagt, der Herzog habe Thränen vergossen, als er diese Bittschrift gelesen. Er ließ in der Stille satteln und ritt noch dieselbe Nacht, nur in Begleitung des Oberforstmeisters von T... eines Hof-Cavaliers und eines Reitknechts, nach dem Bergschlosse. Der bestürzte Commandant, nichts weniger vermuthend, als die so plötzliche Ankunft des jungen Landesherrn, erschöpfte sich in Ehrenbezeugungen und Ceremonien, die dieser aber alle verbat, vielmehr nach kurzer Ruhe und Erfrischung sogleich in das Gefängniß des ehmahligen Hof-

Falkoniers geführt zu werden verlangte. Kaum entsann sich der Commandant, daß ein solcher in den Kerkern des Schlosses sich befinde, und nur der Gefangen-Wärter, ein höchst roher Mensch, wußte die gehörige Auskunft zu geben. Man stieg mit Fackeln in die Kasematten hinab, eines ihrer Behältnisse wurde geöffnet und beim Schein des Lichtes erblickte man eine Gestalt, die im Hintergrunde auf einem Strohbette saß und, mit aufgestützten Armen, das Gesicht in die Hände gedrückt, zu schlafen schien. Der Herzog winkte Ruhe, nahete sich dem Schlummernden, und nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, rührte er ihn leise an. Da richtete der Mann den Kopf auf, öffnete die Augen und starrte den jungen Fürsten, der vom Strahl der Fackel hellbeleuchtet vor ihm stand, lange schweigend und mit zuckenden Gesichtsmuskeln an. Endlich ermannte er sich, stürzte mit einem accentlosen Ausruf zu des Herzogs Füßen, brach in Schluchzen aus und fuhr mit heftiger Bewegung nach der Hand des Herzogs. Man wollte diese Berührung als unschicklich, verhindern, aber der Herzog

selbst reichte ihm die Hand und aus seinen Augen fiel eine Thräne auf die eisgrauen Locken des Gefangenen herab. Alle Anwesende waren tief erschüttert. „Hast du den Brief an mich geschrieben?“ fragte dann der Herzog. „Ja!“ stöhnte der Falkonier. „Geh hin!“ erwiederte jener, „geh in die Natur, wo dein Herz dich hinzieht, du bist frei!“

„Ich wußte es — ach ich wußte es ja wohl,“ rief der Jäger einmal über das andere, indem er die Hand des Prinzen an seine Augen drückte, „ach ich wußte es ja wohl, mein „geliebter Fürst, mein edler Alexis! Wie „konnte ich denn zweifeln? ich habe ihn ja „gekannt, ich habe ihn ja auf diesen Armen „getragen!“

Der Commandant sah etwas verlegen diesem Auftritt zu, und der Gefangenwärter zog sich rückwärts nach dem Eingange. Aber der Herzog selbst führte den Befreiten die Treppen hinauf, an das Tageslicht, wo eben die Sonne in glühender Pracht aufgehend ihre goldnen Strahlen über die weite Gegend warf, die unten, mahlerisch schön, dampfte und wogte. —

Noch erzählen sich die Schloßbewohner von K. von den seltsamen Geberden des Mannes, wie er auf die Bastey trat, niederknicte, und die Stirn gegen den feuchten Rasen drückte. Der Herzog sicherte ihm ein angemessenes sorgenfreies Leben bis an das Ende seiner Tage zu, und ritt nach einigen Stunden, von Segenswünschen begleitet, in seine Residenzstadt zurück.

Unlängst stand Referent dieses zufällig in einem der innern Höfe des Irrenhauses hiesiger Stadt. Vor ihm, innerhalb eines eisernen Gitters, befanden sich mehrere Frauenzimmer, die auf dem grünen gartenartigen Platz, den das Geländer einschloß, lustwandelten. Mehrere standen, viele gingen ordnungslos, aber still durcheinander hin. Erst, nachdem er einige Zeit ihr seltsam-lautloses Treiben mit angeschauet hatte, fiel es ihm ein, daß ja dies das Gärtchen sey, in welchem gewöhnlich die Wahnsinnigen weiblichen Geschlechtes zur Mittagsstunde spatzieren geführt würden. Es hielt fast schwer, sich zu überreden, daß dies Irrende wären; so gesellschaftlich ruhig ging es unter den Versammelten her; eher schien es, als walte hier ein großer, tiefer Schmerz, der, von Allen gleich empfunden, in stiller Trauer gefeiert werde. Nur zuweilen fielen Blicke

durch das Gitter, die, sehr vielsagend und oft aus schönen Augen geworfen, das Leiden der armen kranken Seele verriethen. Plötzlich öffnete sich die Thür des Gebäudes, welches an den Hof stieß, und der Arzt der Irrenden trat heraus, an der Hand einen Mann führend, der, auf einen Stab gestützt, etwas selt⸗sam⸗Feierliches an sich trug. Er war sehr groß, aber ging gebeugt, seine Haare hingen ihm in schneeweißen Locken über die Schultern, und sein Gesicht, nichts weniger als hohes Alter verrathend, hätte man schön nennen kön⸗nen, wäre es nicht mit Leichenblässe bedeckt gewesen. Dazu trug er ein anständiges grü⸗nes Kleid, und ein schöner Jagdhund ging neben ihm, der beständig wedelte und weh⸗müthig fragenden Blickes an ihm hinauf sah. Als er eingetreten war, stützte er sich auf sei⸗nen Stab und warf die erloschnen Augen in dem Kreis der unglücklichen Weiber umher. Alle waren erschrocken und flüsterten in ein⸗ander. Aber ganz vorn an der Ecke des Ge⸗länders schrie es auf einmal leise auf, und ein bleiches, noch recht schönes Mädchen sank wie eine gebrochne Blume an den Stäben des Gitters in sich zusammen. Da zuckte es in den Zügen des Fremden; seine Glieder bebten; der Stab entfiel ihm, er wankte auf das

Mädchen zu und breitete seine Arme über sie, in der heftigsten Bewegung. „Louise!!“ rief er mit einer Stimme, die den Kältesten erschüttern mußte — „o meine Louise! ich bin es“! darauf nahm er sie in seine Arme.

Dem Erzähler dieses erlaubte die Zeit nicht, das rührende Schauspiel länger zu betrachten. Er sah nur noch, wie das Mädchen den fremden Mann erst von sich stieß, wie in schauderndem Schmerz, dann aber ihn mit beiden Armen umschlang, und, an seiner Brust liegend, in ein leises, heftiges Weinen ausbrach. —

Späterhin erfuhr er durch seinen Freund, den Arzt, dieß wäre der Falkonier Wolfram und das Mädchen seine arme, wahnsinnige Braut gewesen. — In dieser Zeit rief ihn eine Reise von seiner Vaterstadt ab. Als er aber nach einem halben Jahr zurückkehrte, ging er eines Abends durch eine der abgelegensten Parthien des Herzoglichen Parks, dessen schöne dunkle Haine einst unter Wolframs Aufsicht standen. Ein einfacher Block von weißem Marmor schimmerte durch die Gebüsche. Es war ein Monument, dicht von Cypressen beschattet, und folgende Worte waren darauf mit schwarzen Lettern eingegraben:

Wandrer!

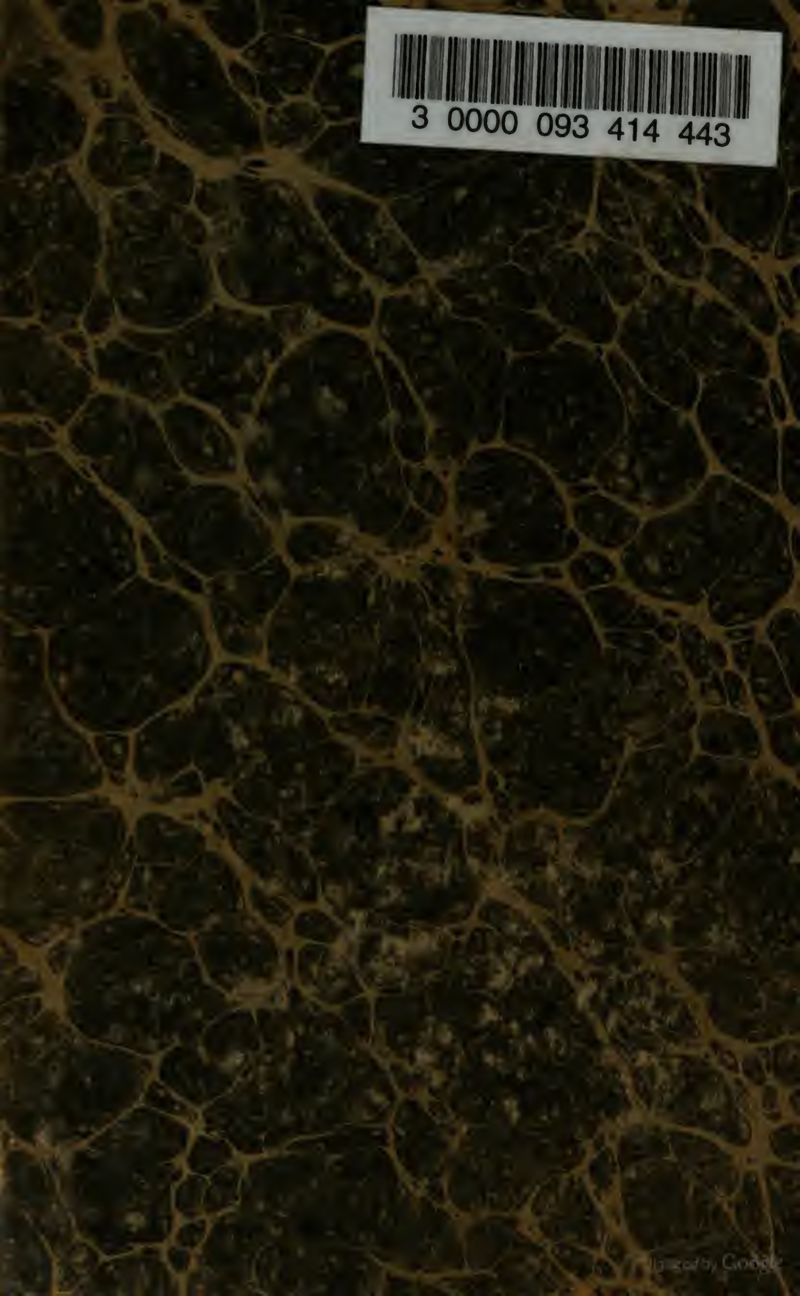
Hier ruhen drei edle Herzen, die bestimmt waren sich zu lieben. Feindlich trennte sie das Leben, aber der versöhnende Tod hat sie in Einem Grabe gebettet.

Wilhelm! Wolfram! Louise!

Droben, wo kein Mord mehr ist, und keine Thräne mehr geweint wird, haben sich Eure Seelen gefunden, denn das Irdische liegt hinter Euch. —

* * *




3 0000 093 414 443